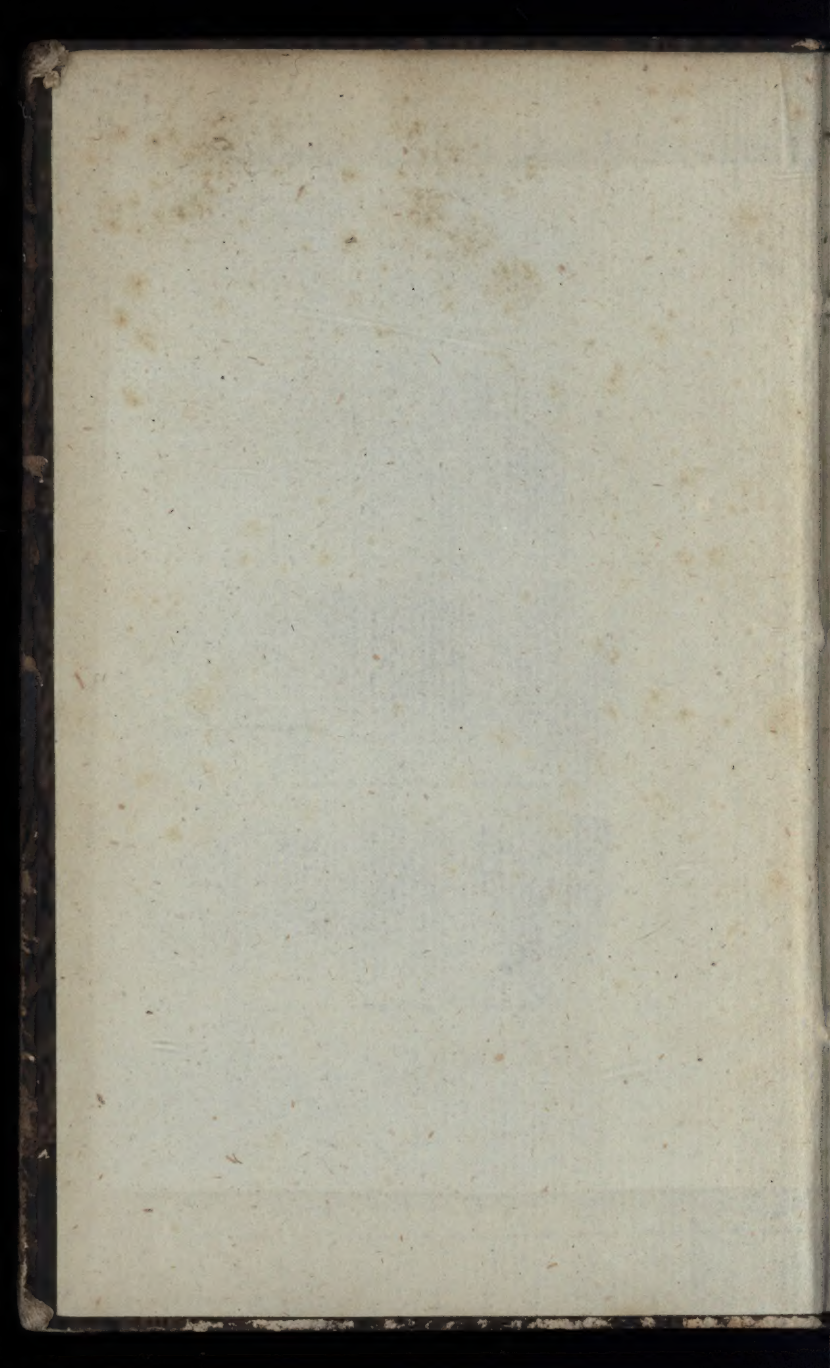
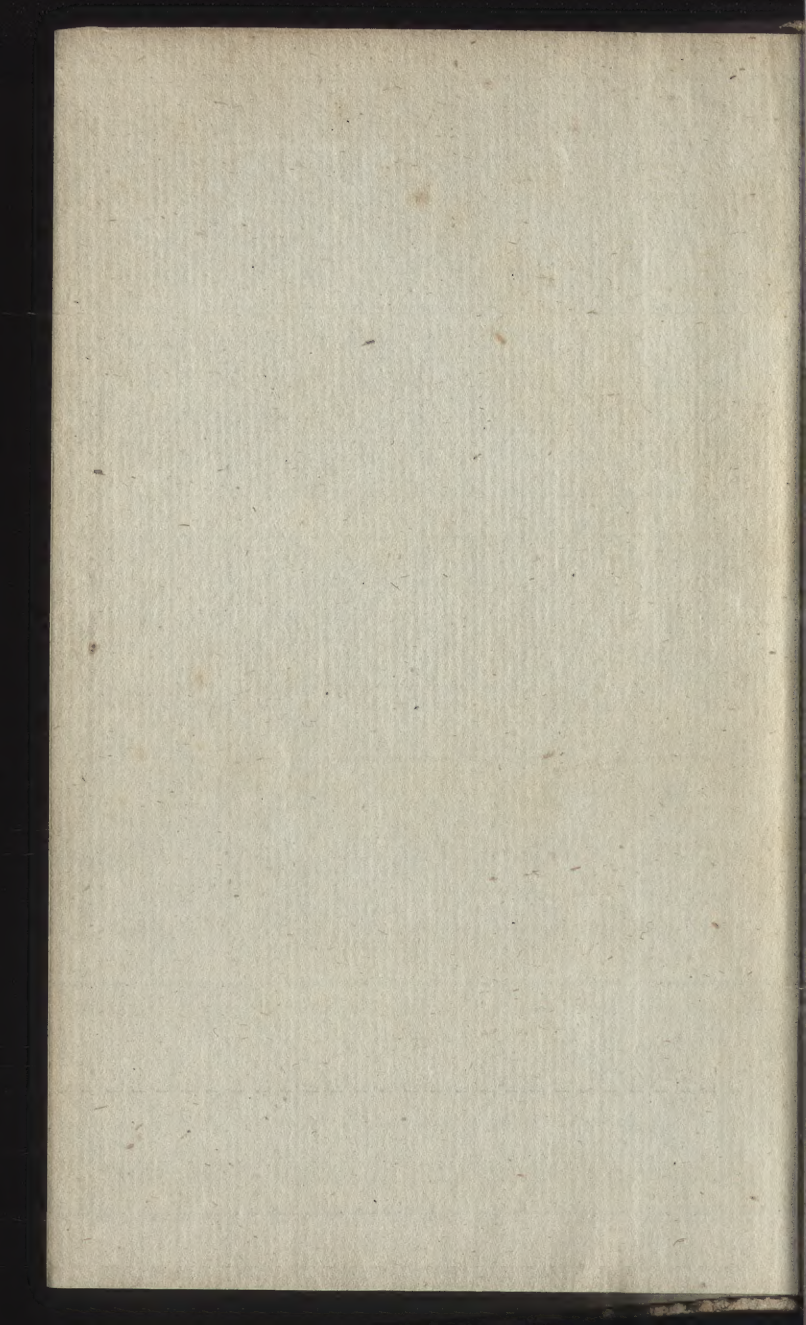
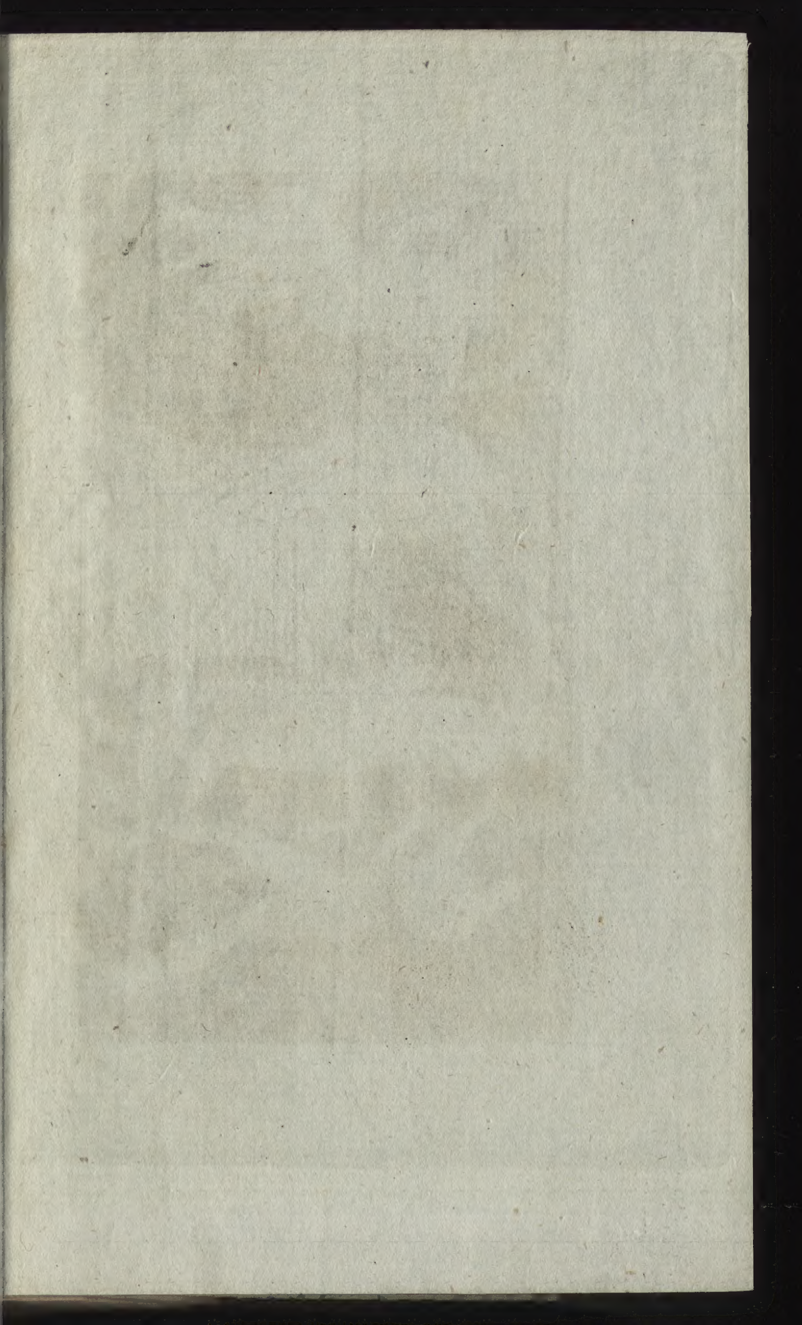










*I. B. Titelk.*

Carl Philipp Moritz

# ΑΝΘΟΥΣΑ

oder

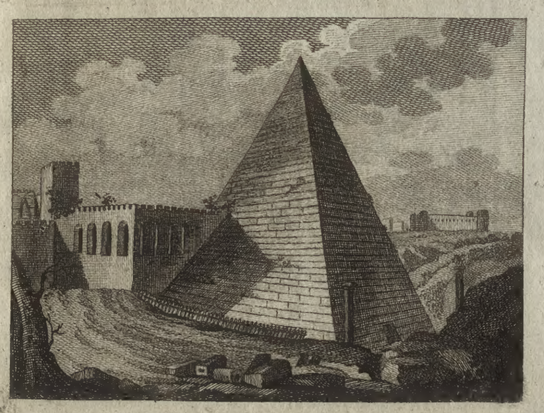
# Roms Alterthümer.

Ein

Buch für die Menschheit.

---

## Die heiligen Gebräuche der Römer.



Mit achtzehn in Kupfer gestochenen Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und andern Denkmählern des Alterthums.

---

Erster Theil.

---

Wien und Prag,
bey Franz Haas, Buchhändler.
1801.

Zueignungsschrift

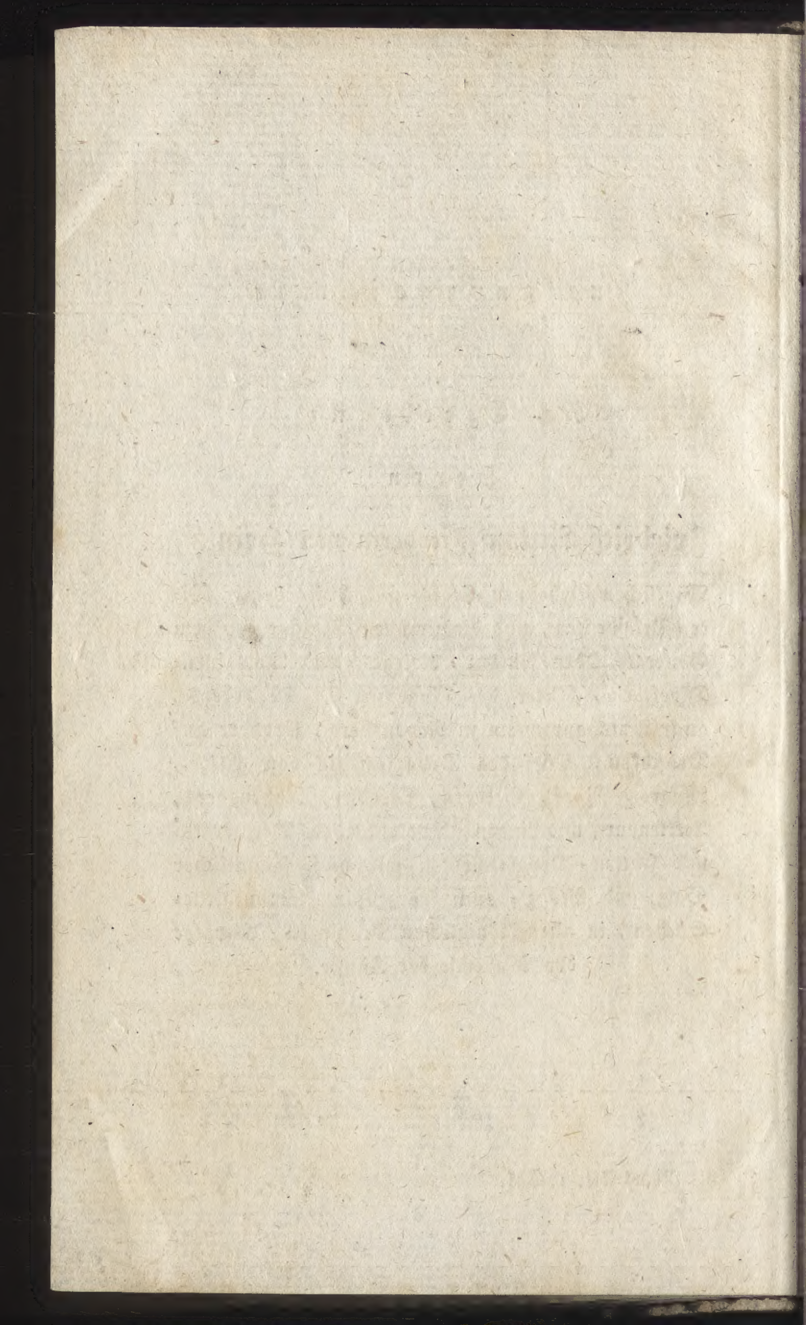
an

Se. Excellenz

Herrn

# Friedrich Anton Freyherrn von Heinitz,

Wirklichen Geheimen Etats- und Kriegesrath, Vice-Präsidenten, und dirigirenden Minister bey dem General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Direktorio, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Dröschkau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, desgleichen des Bergwerks- und Hütten-Departements, wie auch sämmtlicher Salz- und Münz- auch Porzellain-Manufaktur-Sachen, in allen Königlichen Provinzen; Kurator der Akademie der Künste.



Hochgebohrner Freyherr,

Hochgebiethender Herr Staatsminister,

Gnädiger Herr,

Meine sonntäglichen Vorlesungen, welche Ew. Freyherrl. Excellenz vor einem Jahre mit Hochdero aufmunternden Gegenwart beehrten, enthielten schon den Stoff zu diesem Werke.

Der gnädige Beyfall, womit Hochdieselben damahls meine Bemühungen in diesem Fache zu bemerken geruhten, flößt mir die Zuversicht ein, gegenwärtigen Versuch einer anschaulichen Darstellung der heiligen Gebräuche der alten Römer, Ew. Hochfreyherrl. Excellenz ehrerbiethigst zu widmen.

Mit dem sich selbst belohnenden Bestreben, nach meinen Kräften nützlich zu seyn, empfehle ich mich Ew. Hochfreyherrl. Excellenz gnädigem Wohlwollen, und bin ehrfurchtsvoll

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz,

Berlin,
den 31. März 1791.

unterthäniger Diener,
Moritz.

# Vorbericht.

Ich habe es versucht, die heiligen Gebräuche der alten Römer, in so fern sie bloß eine Religion der Phantasie voraussetzten, und eigentlich nur eine Weihung des wirklichen Lebens waren, durch eine Beschreibung ihrer Feste, anschaulich darzustellen. Ob

nun jene alten Gebräuche noch jetzt die Menschheit interessiren können, beruht auf einer Vergleichung, die sich sehr natürlich und von selbst darbiethet.

---

# Inhalt.

# Erklärung der Kupfer.

Titelvignete: Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom, bey welcher der Begräbnißplatz für die Protestanten ist.

S. 31. a. Ein Opfer des Pans. Ein alter Hirt sitzt auf einem Hügel, und spielt auf der Leyer; ein andrer hinter ihm spielt auf zwey Pfeifen. Unter einem Baume hat ein dritter zwischen den Beinen eine Ziege, deren Kopf er in die Höhe hält, und die er zu opfern im Begriff ist.

b. Ein Hirt steht vor einem kleinen Heiligthum oder Aedikula des Pans, und bläst auf zwey Flöten; unten ist ein Altar von Rasen errichtet, auf welchem ein Gefäß steht.

S. 51. a. Ein altes Werk, welches ein Opfer des Mars vorstellt. Man sieht im Tempel die Bildsäule des Kriegesgottes, dem ein Widder geopfert werden soll. Ein Alter führt das Opferthier und hat das Opfermesser in der Hand; diesem folgt ein Jüngling, der eine Schüssel über dem Haupte in der einen Hand emporträgt; ein Alter in langem Gewande beschließt den Zug.

b. Die Bildsäule der Minerva mit dem Schilde am linken Arm und dem Spieß in der rechten Hand, steht auf einem Postament, hinter welchem der dieser Göttin geheiligte Oelbaum hervorragt. Vor dem Postament steht ein kleiner Altar mit der lodernden Flamme, woräuf eine Matrone Weihrauch streut. Auf der andern Seite gegenüber steht ein Pfeifer, der zu dem Opfer auf zwey Flöten blöst.

S. 74. a. Die Bildsäule der Flora steht auf einem Postament vor einem schönen Tempel, dessen Gebälke von Säulen und auf den Seiten von Koryatiden unterstützt wird; die Göttin hält in der Rechten einen Blumenkranz. Von den Weibern, welche bey dem Dienst der Flora beschäftigt sind, tragen einige auf den Köpfen Blumenkörbe herzu, andre reichen sie in demüthiger Stellung der Göttin dar, und die eine wirft sich bey dem dargebrachten Korbe auf ihr Antlitz nieder; in der Mitte der Opfernden sieht man ein Paar nackte weibliche Figuren in tanzender Stellung.

b. Die Bildsäulen der Venus und des Kupido stehen auf einem vielseitigen Altare vor einem prächtigen Tempel. Männer und Frauen bringen Blumen und Früchte zum Opfer dar.

Die Abbildungen in diesen drey ersten Kupfertafeln sind alle nach antiken geschnittenen Steinen aus der Lippertschen Daktyliothek. Die fünf folgenden Kupfertafeln enthalten Abbildungen nach in Kupfer gestochenen Denkmählern, die sich in dem

Werke des Onuphrius Panuvinius von den Circensischen Spielen befinden.

S. 175. a. Nach einer antiken Münze: Der Raub der Sabinerinnen. Die dreyfache Pyramide, welche beym Wettrennen im Cirkus zum Ziele diente, deutet hier auf die ersten Spiele dieser Art, welche Romulus anstellte, um die benachbarten Völker als Zuschauer herbeyzulocken, und den Raub der Jungfrauen zu vollführen.

b. Ebenfalls nach einer antiken Münze: Ein Opfer im Cirkus. Der Pontifex mit der Opferschaale und dem Oelzweige in der Hand. Ein kleiner Knabe, welcher dem Priester beym Opfer zur Hand ist, und hinter ihm der Opferschlächter mit dem Opferbeile.

S. 235. Die Suovetaurilien, oder das Opfer vom Stiere, Schaafe und Schweine, welche man geschmückt um die Grenzen führte, damit die Götter die Felder segnen möchten. Voran sind zwey Priester, welche durch Besprengung das Volk entsündigen.

S. 313. a. Die Bildsäulen des Jupiter, der Juno und Minerva auf einem erhabenen Postamente. Unten der Opferaltar mit der lodernden Flamme, in welche der mit Lorbeern umkränzte Feldherr die Opferschaale ausgießt, während daß der Kamillus oder Opferknabe mit dem eröffneten Weihrauchkästchen ihm gegenüber steht. Dicht am Altare hält der Opferschlächter mit dem Opferthiere;

neben dem Opfernden steht ein Pfeifer, der auf zwey Flöten spielt.

b. Das geschlachtete Opferthier liegt auf dem Opfertische, und die Haruspicen untersuchen die Eingeweide.

S. 350. Der Cirkus Maximus nach einer aus alten Denkmählern zusammengesetzten Abbildung desselben im Onuphrius Panuvinus.

S. 359. Ein Basrelief an einem antiken Marmorsarge, welches den Cirkus darstellet, in welchem Genien einen Wettlauf halten.

S. 360. Ein Tubicen mit der langen, ein Tibicen mit der doppelten Flöte. Ein Citherschläger u. s. w.

S. 362. Ein Augur. Ein Pontifex. Ein Flamen. Einer von den Funfzehnmännern, welche die Aufsicht über die Sybillinischen Bücher hatten. Eine Vestalische Jungfrau. Ein Opferschlächter.

Die Sitten und Gebräuche eines nicht mehr vorhandnen *Volks* verdienen nur in so fern der jetztlebenden Welt vors Auge gestellt zu werden, als dieß Volk selbst der nähern Betrachtung werth ist.

Denn es muß der Menschheit vorzüglich daran liegen, das *Edelste*, was in ihr entstanden ist, so lebhaft wie möglich vor ihr *Gedächtniß* zurückzurufen, und es vor ihre Einbildungskraft zu stellen, um das, wozu sie durch den Gebrauch ihrer Kräfte fähig ist, wieder fühlen zu lernen.

In sofern also die Griechen und Römer durch dasjenige, was sie gethan und hervorgebracht haben, die Ehre und der Stolz der Menschheit sind, müssen wir sie nothwendig erst als große und edle Menschen haben kennen lernen, ehe wir uns, als für Griechen und Römer, wegen ihres Eigenthümlichen, für sie interessiren können.

Denn die Aeußerungen der thätigen Kraft die einem Volke, welche die Geschichte uns aufbewahrt, sind nebst den noch vorhandnen *Werken*, die es

hervorgebracht, das Eigenthum der Menschheit geworden, und erhalten sich von einer Generation zur andern, durch die Reize der Einbildungskraft aufgefrischt, in ewiger Jugend.

Das individuelle Daseyn eines Volks hingegen, oder seine Sitten und Gebräuche, das vollständige Detail seines Lebens, ist in den Nebel des Alterthums zurückgewichen, und hat sich gänzlich unserm Blick entzogen; so daß wir es uns nur noch aus Bruchstücken, welche uns die Geschichte auf die Nachwelt gekommene Werke liefern, zusammengesetzt, vors Auge stellen, und unsre Phantasie damit unterhalten können — indem wir ein Volk, dessen aufgezeichnete Thaten wir noch jetzt bewundern, und dessen nachgelassene Werke der Kunst wir noch jetzt mit Ehrfurcht anblicken, aufs neue in seinen Häusern, und auf seinen Straßen und öffentlichen Versammlungsplätzen, vor uns leben und handeln sehen.

Die Geschichte eines Volks, mit dieser Darstellung zusammengenommen, kann sich, bey dem Interesse der Wahrheit, bis zu dem Reiz der Dichtkunst emporheben. —

Unsre lebhafte Theilnahme an der Lebensweise und an den Schicksalen eines nicht mehr vorhandnen Volks, läßt uns ein geheimes Band ahnden, wodurch die Nachwelt mit der Vorwelt, gleichwie die lebende Menschheit untereinander, verknüpft ist; durch welches die Einzelnheit allmählig in die

Gattung hinübergezogen wird, und das Vergehen und Werden der Geschlechter unmerklich ineinander sich verliert. —

Das Vergangne ist nicht vergangen, so lange es in jedes kommende Geschlecht sich noch mit unauslöschbaren Spuren drückt — und das Alte ist nicht alt geworden, so lange es noch in jeder neu aufkeimenden Einbildungskraft sich wieder verjüngen muß.

Rufen wir nun vor unsre Einbildungskraft ein Volk wieder ins Leben hervor, das einmahl alles war, was der Mensch durch vereinigte Kräfte seyn kann, so blicken wir dadurch in einen Spiegel, der unser eignes Bild weit vollständiger und wahrer, als unsre Zeitgenossenschaft, uns entgegenwirft.

Denn wir lernen doch unser eignes edelstes Wesen in den höchsten Aeußerungen seiner Kraft kennen, wozu es einst fähig war — und leben auf die Weise wenigstens in Gedanken das große Leben der Vorwelt noch einmahl, wenn es durch Thaten nicht mehr geschehen kann.

Nun kennt aber die Menschheit keine glänzendern Zeitpuncte ihrer Entwickelung, als die unter den Griechen und Römern. An diesen Zeitpuncten halten sich noch jetzt die Begriffe von jeder höhern Menschenbildung fest.

Man beruft sich darauf, es mag nun von den schönen Künsten, von der Philosophie des Lebens, oder von den Rechten der Menschheit die Rede seyn;

und man gewinnt sicher weit mehr an Bildung durch Anschließung an die schönsten Zeitpuncte, welche schon einmahl da gewesen sind, als durch eine gesuchte Originalität und einen beschränkten und ausschließenden Patriotismus, der alles aus sich selbst hervorbringen will.

Jene schöne Laufbahn, welche die Alten zurücklegten, läßt sich nicht noch einmahl von vorn anfangen, weil sich die günstigen Umstände, die dazu erforderlich waren, schwerlich so wieder zusammenfinden. — Wir können von jener Zeit noch immer Blumen pflücken; aber ein neuer Stamm scheint nicht mehr emporzukommen.

Denn bey den gebildeten Nationen sind die menschlichen Dinge zu verwickelt geworden, und hemmen sich einander zu sehr, als daß etwas zur gehörigen Reife kommen könnte, welches Dauer und Schonung zu seinem Wachsthum bedarf. Bey den ungebildeten Nationen aber fehlt die Macht zu einer originellen Entwickelung gänzlich.

Schon die Simplicität in dem öffentlichen und Privatleben der Alten, biethet demjenigen, welcher es darstellt, lauter große Massen dar, worauf man mit Vergnügen verweilt, da hingegen alles zu sehr verwickelte und ins kleine gehende, sehr bald den Geist ermüdet, und durch seine Darstellung kein Vergnügen erweckt.

Auch erhält selbst das Neue einen gewissen Reiz dadurch, wenn es mit dem Alten zusammenge-

dacht, und daran geknüpft wird. — Unsre junge Einbildungskraft wird zuerst mit den Vorstellungen von Rom und Griechenland genährt, und wenn man diese Geschichten aus dem Unterricht der Jugend verbannen wollte, so würde man nichts Gleichwichtiges und Großes an deren Stelle setzen können.

Die Ideen von Rom, Athen, und Sparta; vom der Macht und Würde eines römischen Konsuls; von Cicero und Demosthenes; von Sokrates und Plato; sind einzig in ihrer Art, und lassen sich nicht mehr wegtilgen noch durch andre ersetzen.

Die Nahmen aus dem Alterthum sind zu allgemeinen Begriffen, oder zu einer Art von höhern Sprachen geworden. Man sagt: ein Demosthenes, ein Kato, ein Diogenes; und jedermann versteht diese Symbole, und denkt sich die Begriffe hinzu.

Die Feste, die Spiele der Alten hatten alle Bezug auf den wirklichen Genuß des Lebens, und dieser Genuß selbst war ihnen heilig und geweiht, so daß eine Darstellung von dem Leben der Alten, uns noch jetzt ein reizendes Schauspiel darbiethen kann, weil es durch ein eignes Gepräge von Einfachheit und Größe durchgängig bezeichnet wird.

Suchen wir nun von dem schönen Alterthum ein getreues Bild in uns zu entwerfen, so ist dieß ein nicht zu raubender Schatz, an den wir uns oft in stillen Stunden ergötzen, indem unser Geist sich unmerklich den Begriffen des höchsten Schönen nä-

hert, in welchem unser eignes Entstehen und Vergehen sich gründet.

Auf die Weise muß das Gebildete in dem Geiste des Menschen, dessen Tage dahin eilen, wieder abgebildet sich verjüngen, und wir müssen in der Flucht der Zeit von den Bildern, die vorüberrauschen, gleichsam nur die Umrisse stehlen.

Denn es scheint nun einmahl die Hauptabsicht der Natur zu seyn, sich soviel wie möglich in sich selbst zu spiegeln, und durch die betrachtenden Wesen sich noch einmahl verschönert in sich selber wieder darzustellen.

Woher käme sonst das unablässige Sterben des menschlichen Geistes, alles, auch noch so Entfernte, in den Kreis seines Wissens zu ziehen, wenn nicht dieß Wissen und in sich Darstellen, an sich selber schon den höchsten Reiz hätte, der alle andern Beweggründe überwieget.

Um nun aber den Geist nicht zu übertäuben, ist es demohngeachtet nöthig, immer so viel wie möglich, das Wissenswürdigste herauszuheben, und ihm seinen gehörigen Rang anzuweisen. Denn die Sammlung des Alten, und das Vergnügen am Alten, bloß deßwegen, weil es alt ist, bleibt doch immer nur ein Spielwerk, das kaum den Anfang vom ernsten Nachdenken in sich enthält.

Denn allenthalben, wo der Geist des Menschen in den Scenen der Vorwelt sich selber wieder findet, da müssen die ungeheuersten Zwischenräume von

Zeit verschwinden, und er findet das, was ihm zuerst entfernt schien, nahe mit sich verwandt.

Auf die Weise mit den Schatten der Vorwelt sich unterreden; ihre Gedanken, ihre Worte, und ihr Leben wieder vor unser Gedächtniß zurückzurufen: muß uns ein ehrwürdiges Geschäft seyn, dem wir von den Zerstreuungen des Lebens nicht ohne Nutzen eine wohlgewählte Stunde widmen.

Da sich nun aber die Ideen von dem Vergangenen gern an dem noch wirklich Bestehenden festhallten, und am liebsten davon ausgehen; so sind Roms Alterthümer dasjenige, woran so manches Große und Schöne der Vorzeit sich am leichtesten knüpfen läßt; weil hier so viele Denkmähler des Alterthums noch wirklich vorhanden sind, und selbst die übriggebliebenen Werke der griechischen Kunst sich hieher gerettet, und gleichsam eine Freystadt gefunden haben, wodurch Rom zuletzt der Mittelpunct des Schönen geworden und bis auf unsere Zeiten verblieben ist.

# Die heiligen Gebräuche der Alten.

## Einleitung.

Um nun die Sitten und Lebensart der Alten näher zu betrachten, machen wir den Anfang mit dem, was ihnen selbst am ehrwürdigsten und heiligsten war, mit ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, welche in ihr ganzes öffentliches und häusliches Leben so verwebt waren, daß man sich jenes ohne diese weder deutlich noch lebhaft vorstellen kann.

Denn das ganze Leben der Alten drängte sich mehr in sich selbst zurück; auch der Genuß des Lebens war ihnen heilig, ihre Hausgötter waren Zeugen von ihren frohesten Stunden; und nichts war bey ihnen unheilig, was die Natur gebeut.

Ihre bestimmten Feste hielten größtentheils mit den abwechselnden Jahrszeiten gleichen Schritt; die Opfer, welche sie darbrachten, hatten Beziehung auf die Gaben, die sie aus der Hand der Natur

erhielten; und selbst durch die von der Einbildungs-
kraft geschaffenen Wesen, welche sie verehrten, wur-
den ihre Begriffe immer wieder auf das wirkliche
Leben zurückgeführt.

Betrachten wir nun die heiligen Gebräuche der
Alten, nicht sowohl wie eine eigentliche Religion,
nach unsern Begriffen, als vielmehr wie eine bloße
Weihung des wirklichen Lebens in allen seinen man-
nigfaltigen Zweigen, und wie eine Art von erhöh-
ten irdischen Lebensgenuß; so werden wir uns nicht
enthalten können, diese Dinge, ob sie gleich nach
unsern Begriffen nicht mehr anwendbar sind, den-
noch in der Betrachtung oft schön zu finden.

## Die Opfer,

welche man schon in den ältesten Zeiten den Göt-
tern darbrachte, waren gleichsam eine kindliche An-
erkennung ihrer Wohlthaten. — Man ließ die We-
sen, denen man Dank schuldig zu seyn glaubte, auch
an seinen frohen Mahlzeiten Theil nehmen. — Man
goß ihnen Oel und Wein aus, und brachte ihnen
die Erstlinge von den Früchten des Feldes dar.

Ein Opfer das man den Göttern zu Ehren
veranstaltete, veranlaßte zugleich ein öffentliches
oder häusliches Freudenfest. Man versammlete sich
zu dem Opfermahle, wo selbst der Genuß von Spei-
se und Trank geheiligt, und mit zu der gottesdienst-
lichen Feyer gerechnet war.

Das bloße Schlachten der Thiere wurde durch ihre Bestimmung zum Opfer gleichsam veredelt. — Es war nicht allein das Blut der Thiere, welches den Göttern zu Ehren vergossen wurde; sondern es war gleichsam die ganze Art, welche in dem Schönsten und Ausgesuchtesten, was sie besaß, den Göttern sich wiedergab.

Denn so wie einer jeden besondern Gottheit, irgend ein Baum, oder eine Pflanze vorzüglich heilig und werth war, so waren auch die Thiere nach ihren verschiedenen Arten und Geschlechtern, jedes irgend einer Gottheit vorzüglich geweihet.

Es war die sanfte Taube, die auf dem Altar der Venus blutete — der muthige Stier, der bey dem Altare des Jupiter geduldig seinen Nacken dem Opferbeile darboth — das zarte Lamm, das in der schönen, ganz im Geiste der Alten gedichteten Lessingschen Fabel, den Hirten bittet, er möge es selbst der Juno opfern, weil es weder Wolle noch Milch habe, die es zur Gabe bringen könne. Schon wallte der Opferrauch empor, so endigt diese schöne Dichtung, und dießmahl hätte Juno zum erstenmahl geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Zuweilen mußte das Opfer auch gleichsam den Frevel seiner Gattung büßen. Man schlachtete der Ceres ein Schwein, weil es die Saaten verwüstet, und dem Bachus einen Bock, weil er dem heiligen Weinstocke schadet.

Durch dieß alles kam eine reizende Mannigfaltigkeit in die religiösen Gebräuche — man suchte das Unsichtbare mit dem Sichtbaren auf alle Weise wieder zu verknüpfen — und alles bekam einen nähern Bezug auf die den Menschen wirklich umgebende Natur.

## Die Altäre,

die man den Göttern weihte, schmückte man daher auch jedesmahl ehe man opferte, mit Zweigen von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, vorzüglich heilig war. Wodurch man viele reizende Ideen aus der wirklichen Welt auf einmahl vor die Einbildungskraft brachte.

So schmückte man den Altar Apollo mit Lorbeerzweigen, welche den Helden und den Dichter krönen; mit Myrthen den Altar der Venus, und den Altar der Minerva mit Zweigen von dem Oelbaume, dessen Pflegung und Wartung sie die Menschen lehrte.

Nicht allein in Tempeln, sondern allenthalben, auch unter freyem Himmel, auf dem Felde fand man den Göttern geweihte Altäre. Freundschaftsbündnisse, Aussöhnungen und Heirathen wurden bey diesen Altären geschlossen, und versiegelt, indem man bey dem feyerlichen Versprechen das man that, mit der Hand den Altar berührte und die Gottheit, der er geweiht war, zum Zeugen rief. So mußten

obrigkeitliche Personen ihren Eyd ablegen, indem sie den Altar der Themis berührten.

Das Wahre wurde auf die Weise mit dem Sinnbildlichen stets verknüpft, und man kann daher sagen, daß die Religion der Alten, im eigentlichen Sinne, eine Religion der Einbildungskraft war.

## Die Tempel

der Götter waren zum Theil schon durch den Ort bezeichnet, wo sie standen. Die Schutzgötter der Städte hatten gewöhnlich auf den höchsten Anhöhen, wo man die Stadt übersehen konnte, ihre Tempel; Apoll und Bacchus bey den Schauplätzen; Herkules bey der Rennbahn, und bey den Kampfplätzen wo die Körperkraft sich zeigte; die Tempel des Vulkans und der Bellona mußten eigentlich vor der Stadt gebauet seyn, insofern man es für Unglück bedeutend hielt, Krieg und Feuersbrunst innerhalb der Mauern durch diese Tempel zu bezeichnen.

Diese Tempel, welche allenthalben die Blicke auf sich zogen, luden zu feyerlichen Spielen und Wettkämpfen, zu Siegen und Triumphen, zur Vertheidigung des Vaterlandes, und zugleich zum frohen Genuß des Lebens ein. Sie ragten mitten aus den öffentlichen Lebensscenen empor, die dadurch geweiht, und an die religiösen Gebräuche angeschlossen wurden.

## Die Bildsäulen der Götter

waren in dem schönen Alterthum dasjenige, was wegen des Ausdrucks von Hoheit und Würde in der veredellten Menschenbildung am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich heften mußte: weil in den Götteridealen die erhöhte Jugendstärke, Körperkraft, und Schönheit im Grunde sich selber wiederfand, und die Menschheit eigentlich nur das Gepräge ihrer eignen Bildung in den Göttergestalten ehrte.

Wo diese Bildsäulen standen, in Häusern, in Tempeln, auf dem Felde, oder am Wege, da waren sie bezeichnend und bedeutend, indem sie durch ihren Anblick an irgend eine Wohlthat der Natur, an irgend einen Genuß des Lebens, oder an irgend einen der Vorzüge des Menschen erinnerten; und auf die Weise zu ausdruckvollen Symbolen wurden, woran eine Anzahl schöner Nebenideen sich reihen konnten, die alle auf das wirkliche Leben und den Genuß desselben einen unmittelbaren Bezug hatten. Ein vorzüglicher Gegenstand der Verehrung bey den Alten waren noch

## Die Haine der Götter,

in welche kein Sonnenstrahl dringen konnte. Dieß waren die Tempel, welche der Natur gleichsam am nächsten lagen. An den Bäumen waren Hirschgeweihe, Löwenhäute, und Bogen und Pfeile der

Diana zu Ehren aufgehängt; und an festlichen Tagen schmückte man die Haine mit Blumenkränzen aus.

Es wurde für einen Kirchenraub gehalten, wenn jemand irgend einen Baum in einem heiligen Haine zu beschädigen wagte; so daß sogar Gebethe und Opfer vorher angestellt wurden, wenn die Aeste nothwendig mußten behauen werden.

Diese in die heiligen Gebräuche verwebte Ehrfurcht gegen das Leblose, hat an sich selbst schon etwas Schönes und Anziehendes; es ist, als ob das Band zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur dadurch gleichsam enger geschlungen würde.

Wir können diese Einleitung in die heiligen Gebräuche der Alten gewiß nicht besser schließen, als mit ein Paar Stellen aus den Briefen des sanften, menschenfreundlichen und zugleich helldenkenden jüngern Plinius, worin er seine Gesinnungen in Ansehung dieser Gegenstände äußert.

Er beschreibt nähmlich seinem Freunde die Gegend, wo in Italien der Fluß Klitumnus entspringt, und macht ihn zugleich auf einen alten Tempel aufmerksam, welcher hier dem Flußgotte geweiht ist.

Ein sanfter Hügel, sagt er, mit Cypressen bepflanzt, erhebt sich; unter diesem entspringt ein Quell, so klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde zählen könnte. Dieser wird bald zu einem breiten Flusse, dessen Ufer von Pappeln beschattet sind.

Bey der Quelle steht ein Tempel, und in demselben die Bildsäule des Flußgottes Klitumnus.

Umher sind mehrere offene Tempelsachen, und in jedem ein kleiner Flußgott, weil hier noch mehrere kleine Quellen entspringen, die sich alle zu einem Fluße vereinigen. Der Klitumnus aber ist gleichsam der Vater der übrigen. Die Brücke über den Fluß macht die Grenze des Heiligen und Profanen. An den Säulen stehen häufige Inschriften, von denen, welche diesen Quell besucht haben, und wodurch sowohl dem Quell als den Göttern gehuldigt wird. Du kannst, sagt er, in diesen Inschriften ordentlich studiren; manches wirst Du loben, über einiges wirst du lachen, oder vielmehr auch nach Deinem theilnehmenden menschenfreundlichen Gefühl hier gar nichts lächerlich finden.

Und gewiß werden wir auch nichts Lächerliches hierin finden, wenn wir erwägen, daß ein klarer Fluß, der in Italien so etwas Seltenes ist und eben daher einen desto reizendern Anblick gewährt, den Sterblichen wohl eine Art von unmittelbarem Dankgefühl gegen die wohlthätige Natur einflößen konnte; das sie nun am liebsten auf der Stelle an den Tag legten, wo ihnen die Wohlthat selbst entsprang.

Eben so sanft und menschenfreundlich wie die obigen Worte des Plinius sind auch die folgenden, womit er in seinem Briefe den Maximus anredet, der als Statthalter nach Griechenland ging: Ver-

ehre die Götter der Griechen, und die Nahmen ihrer Götter; verehre ihre Alterthümer, ihre großen Thaten, und auch ihre Fabeln; erwäge, daß es Athen sey, wohin du gehst, daß es Lacedämon sey, das Du regierest.

---

# Von den Festen der Römer.

Um uns mit desto mehr Theilnehmung in die Scenen der Vorwelt wieder zu versetzen, frischen wir zuerst die festlichen Tage der Alten in unserm Andenken wieder auf, und suchen den schönen Kreislauf eines Jahres, in unsrer Vorstellung, noch einmahl mit ihnen zu durchleben.

Wir machen mit den Festen der Römer den Anfang, in so fern wir Rom für das schöne Alterthum, dessen kostbarste Uiberreste es enthält, für jetzt einmahl zu unserm Hauptgesichtspuncte gewählt haben.

Was die einzelnen heiligen Gebräuche anbetrifft, so wird die Darstellung derselben bey der Beschreibung der Feste, wohin sie gehören, am natürlichsten ihren Platz finden.

Um aber an Festen, deren Feyer schon so lange verhallt ist, noch Theil zu nehmen, ist es nöthig,

sie im ihrer immerwährenden Beziehung auf das wirkliche Leben, und als eigentliche Weihungen des wirklichen Lebens und Momente eines erhöhten Lebensgenusses, zu betrachten.

Denken wir uns nun die Religion der Alten als eine bloße Religion der Einbildungskraft, so werden wir in ihren Verkörperungen und Bildungen nichts Anstößiges finden; sondern, selbst bey den Ausschweifungen der Phantasie, noch immer den Trieb bemerken, das Erhabene, das Schöne und Große, es sey unter welcher Gestalt es wolle, zu verehren.

Was nun die Feste der Römer insbesondere anbetrifft, so kann man sie in solche eintheilen, die gleichsam mit dem Wechsel der Jahrszeiten gleichen Schritt hielten, wodurch gewisse Wohlthaten der Natur, oder gewisse heilige Verhältnisse, die allen Völkern gemein sind, gefeyert würden; und in solche, welche das römische Volk vorzüglich selbst angingen, worin es seine eigne Entstehung, und seine Schicksale jährlich gleichsam wieder las, und sie in seinem Gedächtnisse wieder auffrischte. Wir lassen aber die Beschreibung der Feste nach der Ordnung der Tage und Monathe auf einander folgen, um mit diesem uns aufbewahrten Kalender in der Hand die merkwürdigsten Scenen der Vorzeit zu durchwandern.

## Von den Festen im Januar.

### Am 1sten Januar.

### Das Janusfest.

Janus, mit dem doppelten Antlitz, von welchem der erste Monath im Jahre noch jetzt seinen Nahmen führt, war das Bild des Anfanges — er bezeichnete durch das rückwärts gekehrte Antlitz die Erinnerung an das Vergangene, und durch das vorwärtsgekehrte den Blick in die Zukunft — es läßt sich kein bedeutenders Symbol von Vergangenheit und Zukunft denken.

Er wurde in allen Gebethen zuerst angerufen, denn er war gleichsam die Thüre, wodurch die Bitten zu den Göttern ihren Eingang fanden. — Der erste Monath im Jahre war ihm heilig, und man brachte ihm am ersten Tage des Jahres unblutige Opfer dar: einen Kuchen mit Honig und Milch bereitet, und geröstet Korn mit Salz bestreuet; die ältesten und einfachsten Opfer, welche den Göttern von den Menschen dargebracht wurden.

Denn man dachte sich den Janus, als einen König, der zu den Zeiten des goldenen Weltalters, gemeinschaftlich mit dem Saturnus in Italien auf einem Hügel herrschte, der noch jetzt von ihm der Janikulus heißt.

Man versetzte sich also beym Anfange eines jeden Jahrs gleichsam in jene Unschuldswelt zu-

rück, wo noch allgemeine Freyheit und Gleichheit, und wechselseitige Treue unter den Menschen herrschten.

Man theilte sich daher einander Geschenke aus, die mehr den guten Willen des Gebers, als seinen Reichthum bezeichnen sollten, als Datteln, getrocknete Feigen, ein Gefäß mit Honig, alte Münzen aus den Zeiten der Könige; denn auch dergleichen Geschenke sollten an ein unschuldiges Zeitalter, und an einfachere Sitten zurückerinnern.

Diese Gewohnheit erhielt sich lange; selbst die Kaiser nahmen und gaben noch dergleichen Geschenke; wodurch immer von einer Generation zur andern, noch ein Schatten von jener geselligen Vertraulichkeit unter den Menschen, die man sich in die ältesten Zeiten hindachte, übrig blieb.

Der Dichter Martial übersandte einen Zweig mit vergoldeten Datteln zum Neujahrsgeschenk, und schrieb dabey:

„Einen Zweig mit vergoldeten Früchten schenkt „auch der Arme am Feste des Janus.“

Uibrigens war es auch schon damahls Gebrauch, sich am Neujahrstage Glück zu wünschen, und sich einander allerley Gutes von den Göttern zu erflehen.

Was nun aber der Feyer des ersten Tages im Jahre einen vorzüglichen Werth gab, war dieses, daß man das Fest nicht sowohl wie ein Fest der

Ruhe, als vielmehr wie ein Fest der Thätigkeit betrachtete.

Denn die Arbeit oder das Anfangen der Geschäfte war an diesem Tage gleichsam geweiht, und gehörte selbst mit zu der Feyer des Tages, der Fleiß war geheiligt, und wurde glückvorbedeutend für das ganze Jahr.

In dieser Rücksicht machte die Feyer des Jahresanfangs eine Ausnahme von allen übrigen Festen. Es durfte sogar Gericht gehalten werden, wobey aber dennoch heftige Streitigkeiten vermieden, und mit den leichtern Sachen der Anfang gemacht werden mußte.

Die beyden Konsuls, welche schon in dem verflossenen Jahre in der Versammlung des Volks gewählt waren, traten an diesem Tage erst ihr Amt an, indem sie dem Jupiter auf dem Kapitol einen weißen Stier opferten. Der Anfang der Verwaltung der Republik durch ihre auf ein Jahr gewählten beyden höchsten Oberhäupter, wurden also auch bis zu diesem Tage aufgespart; das wichtigste Staatsgeschäft sollte auch heilig und glückbedeutend für die Zukunft seyn.

### Am 11ten Januar.

## Die Karmentalien.

Diese waren ein Nationalfest der Römer, oder ein solches, welches eigentlich das römische Volk anging: Denn die Karmentalien wurden der Kar

menta zu Ehren gefeyert, welche eine arkadische Nymphe und die Mutter des Evander war, der aus Griechenland nach Italien kam, und vierhundert Jahre vor Roms Erbauung zuerst den palatinischen Berg bewohnte, auf dem er mit seinen Unterthanen eine Art von Hirtenleben führte, der nachher der Sitz von der Pracht der römischen Kaiser wurde, und jetzt nach diesem ungeheuren Zeitraume, fast wieder wie zu Evanders Zeiten, öde und zum Theil mit wildem Gesträuch bewachsen ist, aus welchem Ruinen, Klöster und ländliche Wohnungen emporragen.

Was Wunder, daß den Römern, deren Ahnherr seine Stadt zuerst auf diesem Hügel gründete, das Andenken an die ältesten Bewohner desselben heilig war. Daß sie in der Geschichte der dunkeln Vorzeit, welche sie selbst betraf, gern etwas Göttliches fanden, und der weissagenden Nymphe Opfer brachten, welche schon dem Herkules, da er auf seinen thatenvollen Zügen auch in diese Gegend kam, seine künftige Gottheit, als den Lohn seiner Arbeit, und seine Verehrung, auf diesem Fleck, wo ein mächtiges Reich entstehen würde, prophezeihet hatte.

Dieß Fest gab also den Römern eine immer wiederhohlte Rückerinnerung, an jene Zeiten, wo das, was nun alles wirklich geworden war, noch in dunkeln Prophezeihungen eingehüllt lag. — Und diese Vorstellungen waren es eben, welche den Reiz

des Wirklichen erhöhten, und dem römischen Volke seine eigne Geschichte so werth machten, das sich nichts lieber, als seine Entstehung im Verhältnisse mit seiner immer zunehmenden Größe, dachte.

Um nun das Andenken jener ältesten Zeiten desto vorzüglicher zu ehren, war nach dem Nahmen der Karmenta ein Thor der Stadt benannt, und bey diesem Thore war ihr ein Altar errichtet; sie hatte einen kleinen Tempel und einen eignen zu ihrem Dienste geweihten Opferpriester.

Man feyerte ihr am 15ten Januar noch ein zweites Fest, wo die glückliche Fortpflanzung des römischen Volks ihrem besondern Schutz empfohlen, und von den Müttern in ihrem Tempel erflehet wurde.

### Am 16ten Januar.

## Die Einweihung des Tempels der Konkordia.

Diese Einweihung, welche jährlich gefeyert wurde, war ein vorzüglich schönes Nationalfest der Römer, denn es erinnerte sie stets wieder an die nothwendigste Bürgertugend, welche allein einen freyen Staat erhält.

Dieß war nähmlich eben der Tempel, den Kamillus, bey einem furchtbaren Tumult, wo das Schicksal des Staates auf der Spitze stand und er zum Diktator erwählet war, der Göttin Eintracht gelobte, wenn es ihm gelingen würde, die Gemüther zu versöhnen, und den Tumult zu stillen.

Die Erbitterung war daher entstanden, weil die Edlen oder Patricier zuerst dem Volke abschlugen, daß eben sowohl einer aus dem Volke, als einer von den Edlen fähig seyn sollte, die höchste Würde eines Konsuls zu begleiten.

Da nun dieser fürchterliche Streit durch wechselseitiges Nachgeben beygelegt, und das Verhältniß des Senats zum Volke, und des Volks zum Senat, aufs neue festgestellt war, wurde der Konkordia dieser Tempel errichtet, dessen Einweihung auf den sechzehnten Jänner fiel.

Zufälliger Weise wurde also beym Eintritt eines jeden Jahrs dieß schöne Fest gefeyert, das die Gemüther zu sanftern Empfindungen stimmte, und zugleich das römische Volk in seiner eignen Geschichte lesen ließ.

Der Tempel lag auf einer Anhöhe, wo er gleichsam die Stadt übersah, und diente zugleich zu den Versammlungen und Berathschlagungen des Senats in den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Von diesem Tempel der Konkordia, der am Abhange des kapitolinischen Berges stand, sind jetzt noch acht jonische Säulen mit dem Gebälke übrig, worauf die Inschrift steht: der Senat und das Volk haben diesen Tempel, der vom Feuer verzehrt war, wiederhergestellt.

Nichts ist reizender als der Anblick dieser Ruinen, wenn man den zum Theil grünbewachsenen Abhang des kapitolinischen Berges, zwischen einer Reihe von schattigen Bäumen hinaufgeht, und hin-

ter dem dunkeln Grün diesen Tempel der Eintracht hervorschimmern sieht, welcher einst, in dem römischen Senat die Könige der Erde in sich faßte, in welchem Cicero seine Reden gegen den Catilina hielt, wo das Schicksal von Nationen entschieden wurde, und der jetzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens dient, den ein Privatmann besitzt, der hinter diesen Ruinen wohnt und auf die Säulenfüße seine Blumentöpfe hingestellt hat.

## Am 25ten Januar.

## Die Sementinen.

Eigentlich wurde dieß Fest erst nach vollendeter Aussaat von den Landleuten gefeyert, und fiel daher nicht immer auf denselben Tag; weil es aber doch am gewöhnlichsten auf den fünf und zwanzigsten fiel, so wurde dieser Tag im Kalender dazu angesetzt.

Dieß war also ein Fest das mit der Jahreszeit gleichen Schritt hielt, und auf das wirkliche Leben einen unmittelbaren Bezug hatte.

An diesen Festen feyerten alle Knechte und Mägde von ihrer Arbeit, und brachten den Tag mit Lustbarkeiten zu. — Die Stiere, welche bey der Bestellung des Ackers den Pflug gezogen hatten, waren mit Kränzen geschmückt.

Was dem Menschen Dienste leistete und nützte, zog er mit in den Kreis seines frohen Daseyns,

und verschmähte nicht, die ihn umgebende thierische und leblose Natur mit zu sich zu rechnen, und sie sich näher an ihn anschließend zu denken.

Man opferte der Tellus und der Ceres Kuchen. Es war die alles ernährende Erde selber und ihre Fruchtbarkeit, die man unmittelbar verehrte, gerade zu der Zeit, wo der ausgestreuete Keim nun wieder in ihrem Schooße schlummerte.

Tellus und Ceres waren die Mütter der Früchte, die der Erde entkeimen; die erstere dachte man sich als ihre Behälterin, und die letztere als ihre hervorbringende Ursach; indem man nun Wachsthum und Gedeihen für den ausgestreuten Samen erflehte, opferte man zugleich eine schadenstiftende ackerumwühlende Sau, welche gleichsam den Frevel büßen mußte, den sie an der heiligen Statt der Ceres verübt.

Man glaubte seine Ehrfurcht gegen die heilige Fruchtbarkeit der Erde nicht besser an den Tag legen zu können, als indem man ihr das Thier zum Opfer brachte, welches die zarten Anfänge, die sie mit mütterlicher Sorgfalt in ihrem Schooße bildet, am muthwilligsten zerstört.

## Von den Festen im Februar.

### Am 1sten Februar.

### Das Fest der Juno Sospita und die Lukarien.

Die verschiedenen Beynahmen, welche die Alten ihren Göttern gaben, zeigen schon, daß sie sich dieselben mehr im Allgemeinen wie symbolische Darstellungen, als wie besondere wirkliche Wesen dachten: Man verehrte das Gute und Wohlthätige, Beschützende und Erhaltende, im Allgemeinen unter jeder Gestalt; nur gab man ihm gern einen bezeichnenden Nahmen, der auf irgend eine besondere Veranlassung Bezug hatte, und wobey man sich immer irgend einer wunderbaren Rettung oder Erhaltung wieder erinnern wollte.

So hatte nnn auch einst ein römischer Consul in einem Treffen mit den Galliern, der Juno Sospita oder erhaltenden Juno einen Tempel gelobt, wenn die Römer den Sieg erhielten; und weil nun das Einweihungsfest dieses Tempels auf den ersten Februar fiel; so war dieser Tag vorzüglich der Juno Sospita heilig.

Auch dieß Fest gehörte also zu den eigentlichen patriotischen Festen, weil es an den Gedanken von Roms Erhaltung geknüpft war; woran sich noch ein andres Fest schloß, das an eben diesem Tage

zum Andenken des Asyls gefeyert wurde, welches Romulus, da es seiner neugebauten Stadt an Einwohnern fehlte, in einem Haine errichtet hatte, und wovon dieß Fest die Lukarien hieß.

Da nun das an Macht stets zunehmende römische Volk, immer gern auf seinen geringen Ursprung zurückblickte, um sich den Anwachs seiner Größe desto lebhafter vorzustellen; so war dieß letzte Fest, welches an die Zeiten erinnerte, wo man für Flüchtlinge eine Freystadt errichten mußte, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, wiederum gleichsam ein Blatt, worin das Volk einen Theil seiner eignen Geschichte las, und ihn jährlich in seinem Gedächtniß wieder erneuerte.

## Am 13ten Februar.

## Die Faunalien.

Der dreyzehnte Februar, auf welchen die Faunalien fielen, hieß auch die Idus des Februar, und hierbey müssen wir gelegentlich bemerken, wie die Römer ihre Tage zählten. Der erste Tag im Monathe wurde nähmlich ausgerufen und bekannt gemacht, und hieß daher die Kalenden. Wenn es nun gegen das Ende des Monaths kam, so zählte man immer, wie viele Tage noch bis zu den künftigen Kalenden, oder bis zum ersten des künftigen Monaths wären.

Man zählte also, mit unsrer Art zu rechnen verglichen, gleichsam rückwärts, indem man z. B. sagte: es sind noch drey Tage bis zu den Kalenden des März, welches so viel hieß, als es ist der 27te Februar; denn weil der Februar 28 Tage hat, so fielen die Kalenden des März erst auf den dritten Tag vom 27ten Februar an gerechnet: der 26te Februar hieß also der 4te von den Kalenden des März, und so weiter zurück bis auf den 13ten, welcher die Idus hieß, und den Monath in zwey ungleiche Hälften theilte.

Wenn nun die Idus oder die Mitte des Monaths auf den 13ten fiel, so zählte man wieder neun Tage bis auf den 5ten zurück, welcher die Nonnen hieß. Der 12te Februar hieß also der Tag vor den Idus oder der 2te von den Idus an gerechnet, der 11te hieß der 3te von den Idus, und so weiter zurück bis auf den 5ten Februar, auf welchen die Nonen fielen.

Der 4te Februar hieß nun wieder der Tag vor den Nonen, oder der 2te von den Nonen an gerechnet, der 3te Februar hieß der 3te von den Nonen, der 2te Februar, der 4te von den Nonen: und der 1te Februar hieß die Kalenden.

Der 31te Januar aber hieß wieder der Tag vor den Kalenden des Februar, oder der 2te von den Kalenden des Februar an gerechnet; der 30te Januar hieß der 3te von den Kalenden des Februar; und so weiter rückwärts bis auf den 15ten, auf wel-

chen im Januar die Idus fielen, wo alsdann auch die Nonen nicht auf den 7ten sondern auf den 5ten gerückt wurden.

Im Januar, März, May und Julius fielen nähmlich die Idus auf den 15ten und die Nonen auf den 5ten, in den übrigen Monathen aber die Idus auf den 13ten und die Nonen auf den 7ten.

Auf die Weise wird man sich nun leicht einen römischen Kalender verfertigen können, wenn man von den Kalenden bis zu den Idus, von den Idus bis zu den Nonen, und von den Nonen bis wieder zu den Kalenden immer vergleichsweise rückwärts rechnet, und immer von den Kalenden, Idus und Nonen selbst zu zählen anfängt.

Da im Junius die Nonen auf den 5ten fallen, so ist unser 2ter Junius, der 4te von den Nonen; und da in eben diesem Monath die Idus auf den 13ten fallen, so ist unser achter Junius, der 6te von den Idus, indem man nähmlich die Idus selber mitzählt.

Der Unterschied der römischen Tagrechnung von der unsrigen liegt also vorzüglich darin, daß sie nicht sowohl von irgend einer Zeit her, als vielmehr bis zu irgend einer Zeit hin, immer in die Zukunft rechneten, und so wie es oft die sehnsuchtsvolle Erwartung macht, gleichsam im Voraus die Tage zählten, die bis dahin noch verfließen mußten,

und deren also bey dem Fortzählen immer weniger wurden; so daß sie sagten, es sind nur noch 3 Tage bis zum künftigen Monath hin, statt daß wir sagen, es sind schon 29 Tage seit dem ersten dieses Monaths verflossen.

Unsere Art, die Tage zu zählen, ist offenbar einfacher, die römische aber erleichterte die Mühe, die Tage im Kopfe zu rechnen; denn weil die Kalenden, die Nonen und die Idus allgemein auffallende Tage waren, so wußte man immer, in welchem Zwischenraume zwischen diesen Haupteinschnitten man sich befand; und weil der bis zu dem folgenden Einschnitt noch zu rechnenden Tage immer weniger wurden, so erleichterte dieß ebenfalls die Mühe des Zählens.

Statt der Kalenden, Nonen und Idus haben wir zwar die Einschnitte in Wochen, welche aber lange nicht so bezeichnen, als jene Einschnitte in den Monathen der Römer sind, weil sie sich bloß durch das Fortrücken der Tage, und durch keine besondere Benennung oder Bestimmung von einander unterscheiden, da hingegen bey den Römern die Idus und Kalenden zugleich festliche Tage waren: die Idus waren nähmlich dem Jupiter, und die Kalenden der Juno heilig; an den Nonen aber versammelte sich das Landvolk in der Stadt, und der Opferkönig mußte ihnen die ländlichen Arbeiten anzeigen, welche in diesem Monathe zu verrichten, und die Feste, welche darin zu feyern waren.

Die Feyer der Faunalien fiel also auf die Idus des Februar, und bestand darin, daß man eine junge Ziege, etwas Weihrauch und Wein opferte. Es waren die Faunen oder Waldgötter, die man sich durch diese Opfer geneigt zu machen und zu versöhnen suchte, und die man zuweilen in der mehreren, zuweilen in der einfachen Zahl sich dachte: so war dem Faunus auf der Tiberinsel in Rom ein eigner Tempel errichtet, und man verehrte unter dem Nahmen dieser Gottheit zugleich das Andenken des Königs Faunus, der in Latium die Menschen mit Güte und Weisheit regierte, und dessen Nahme sich aus der dunkeln Vorzeit erhalten hatte; so blieb dasjenige, was man göttlich verehrte, oft selbst in Ansehung des Nahmens schwankend und unbestimmt, weil man sich das Gute und Wohlthätige im Allgemeinen darunter dachte.

Am 15ten Februar.

## Die Luperkalien.

Auch durch dieses Fest wurde das Andenken jener Zeiten gefeyert, wo noch Hirten den palatinischen Berg bewohnten, die unter der Anführung des Evander ihren Wohnsitz, und zugleich ihre einfachen Sitten und Gebräuche, aus Arkadien hierher verpflanzt, und lange vor Roms Entstehung, dem Pan zu Ehren, welcher die Heerden vor den Wölfen schützt, die Luperkalien gefeyert hatten.

Eine Grotte am Fuße des palatinischen Berges war schon vom Evander dem wolfverscheuchenden Pan geweiht, und hatte daher den Nahmen Luperkal erhalten. Nahe bey dieser Grotte stand ein Feigenbaum, unter welchen die ausgesetzten Zwillinge Romulus und Remus gefunden waren, und wo die Wölfin, die sich diesem heiligen Orte nahte, nach der reizenden Fabel, plötzlich ihre wilde Natur abgelegt, und die beyden Knaben mit ihrer Milch gesäugt hatte.

In eben dieser Gegend stand auch die Hütte des Romulus, die er als Hirt bewohnt hatte, und welche zum Andenken jener Zeiten beständig mit Schilf und Holz, als denselbigen Materialien, woraus sie bestand, wieder ausgebessert, und auf die Weise mehrere Menschenalter hindurch erhalten wurde.

Was Wunder, daß den Römern hier jeder Fleck heilig war, und ihnen immer werther werden mußte, je werther sie sich selber, und ihr Vaterland ihnen wurde.

Durch den immerwährenden Anblick dieser geweihten Plätze, und durch die jährliche Wiederkehr der Feste, zum Andenken der vergangenen Zeiten, wurde den Römern ihre eigene Geschichte stets versinnlicht und so nahe wie möglich vors Auge gebracht.

Die Lokalität mußte dadurch nothwendig einen Werth erhalten, welchen die Zeit bis jetzt noch nicht

hat

hat zerstören können, und welche noch gegenwärtig, da von jenen Zeiten kaum ein Nachhall übrig ist, etwas unwiderstehlich Anziehendes hat.

Man zeigt noch jetzt den Fleck, wo das Luperkal war, und wo eine Kirche der Maria liberatrice geweiht ist, wie die Legende sagt, dem heiligen Pabst Sylvester beystand, einen fürchterlichen Drachen, der sich hier aufhielt, zu verbannen.

Auf demselben Fleck, wo die Hütte des Romulus am Abhange des palatinischen Hügels stand, steht noch jetzt der runde Tempel, den man ihm in spätern Zeiten auf eben dieser Stelle errichtete, und welcher jetzt dem heiligen Theodor geweiht ist. Demohngeachtet steht beym Eingange dieses Tempels noch der antike Altar mit der Vertiefung für die Opferflamme, auf welche man den Weihrauch streute; eine neuere Inschrift an diesem Altar sagt, daß er ehemahls dem Romulus, einem heidnischen Abgott, gewidmet gewesen sey.

Das Velabrum, wo man auf der zu des Romulus Zeiten beständig ihre Ufer überschwemmenden Tiber mit Kähnen fuhr, führt noch jetzt diesen Nahmen; und von den ländlichen Wohnungen oder dem Dörfchen, welches Evander auf dem nahen Hügel erbaute und nach einer Stadt in Arkadien Palantium nannte, führte der palatinische Berg, und in der Folge der Sitz der Kaiser oder das Palatium, seinen Nahmen, der nun in Pallast verwandelt, jede prachtvolle Wohnung bezeichnet.

Auf diesem Flecke bildete sich aus einem so geringen Anfange der höchste Gipfel menschlicher Pracht und Herrlichkeit, die nun wieder in Schutt und Staub zerfallen ist.

Dennoch heißt eine Art von ländlichem Sitz oder Villa auf dem palatinischen Berge, die zwischen den Ruinen des ehemahligen Kaiserpallastes angelegt ist, noch jetzt die Kaiserville. Die Maler gehen hierher und zeichnen nach den mannigfaltigen interessanten Prospekten. Aber alles ist hier öde und still. Ein Paar alte Leute wohnen in einem kleinen Hause zwischen den Ruinen, und öffnen den Fremden, welche anklopfen, die Gartenthür.

Von der Seite des palatinischen Hügels, wo man nach dem Aventin hinüberblickt, sieht man in den Cirkus Maximus hinunter, dessen ganzen Umfang und längliche Form man noch sehr deutlich wahrnehmen kann, und in dessen Vertiefung auf dem flachen Boden lauter dicht aneinander grenzende Gartenbeete einen grünen Teppich bilden.

Einen sonderbaren Eindruck machen hierbey die Stellen aus den römischen Dichtern, welche zu den Zeiten des Augustus lebten, und sich mit ihrer Einbildungskraft in das entferntere Alterthum, in die Zeiten des Evander zurück versetzten; indem sie den Anblick und den damahligen Zustand dieser Gegenden, lange vor Roms Erbauung, schilderten, um dem Gegenwärtigen durch den Kontrast mit

dem Vergangenen, gleichsam eine lebhaftere Farbe zu geben; und wir blicken jetzt, indem wir diese Stellen lesen, in die Zeiten, wo jene Dichter lebten, und alles um sie her die frische Farbe der blühenden Gegenwart trug, wieder wie in ein entferntes Alterthum zurück, dessen noch nicht ganz erloschene Spuren uns heilig sind, und wo wir sie finden, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

So wurde nun auch bey den Römern durch das Fest der Luperkalien, die Erinnerung an das, was für sie schon Alterthum war, immer wieder erneuert. Der schnelle Pan, welcher von Bergen zu Bergen eilt, und allenthalben sogleich zum Schutz der Heerden da ist, wurde durch Geschwindigkeit im Laufen verehrt.

Selbst in Arkadien erinnerte man sich bey diesem Feste an jene rohen Zeiten zurück, wo die Menschen noch unbekleidet in Wäldern wohnten, von Kräutern lebten, und Wasser aus dem Quell mit der Hand zum Munde schöpften.

Darum mußten nackende Jünglinge dem Pan zu Ehren diesen Lauf anstellen, wobey in Rom zugleich das Andenken des Romulus und Remus mit gefeyert wurde, die als Jünglinge auf dem palatinischen Berge, wo sie erzogen waren, schon dieß Hirtenfest mit gefeyert hatten.

Es waren eigene Brüderschaften, die sich zu der Feyer dieses Festes verbunden hatten, und sich zu dem Ende am funfzehnten Februar beym Luper-

kal oder der dem Pan geweihten Grotte am Fuße des palatinischen Berges versammleten.

Ein jeder opferte hier dem Pan eine weiße Ziege, wovon er sich, wenn er entkleidet und zum Laufen bereit war, das Fell vorband.

Hierbey war ein besonderer Gebrauch, daß der Priester, welcher das erste Opfer schlachtete, zwey edlen römischen Jünglingen das blutige Messer an die Stirn streichen mußte, worauf ihnen ein Paar andere mit in Milch getunkter Wolle die blutige Spur von der Stirn wieder abwischten. Wahrscheinlich war dieß eine Art von Aussöhnung des ersten hier verübten Brudermords, wodurch man die Schuld gleichsam hinwegtilgen wollte, damit sie auf der schuldlosen Nachkommenschaft nicht haften möchte.

Uiberhaupt waren die Vorstellungen von einer glücklichen Nachkommenschaft, von der Fruchtbarkeit der Mütter und ihrer glücklichen Entbindung, den Römern vorzüglich heilig, und auch in die Feyer dieß Festes mit eingewebt.

Man erinnerte sich der Zeiten des Romulus, wo kurz nach dem Raube der Sabinerinnen die Unfruchtbarkeit der Mütter, eine allgemeine Trauer verursachte. Man flehte damahls die den Gebährerinnen helfende Juna an, welche in einem heiligen Haine und am Fuße des esquilinischen Berges verehrt ward, und deren geheimnißvoller Ausspruch so gedeutet wurde, daß die unfruchtbaren Weiber

sich bey der Feyer der Luperkalien den Laufenden in den Weg stellen, und mit einem aus dem Felle der geopferten Ziegen geschnittenen Riemen von ihnen geschlagen werden sollten, worauf sie bald glückliche Mütter werden würden.

Dieß wurde nun in der Folge bey der Feyer der Luperkalien beobachtet, und man sieht wenigstens hieraus, wie ernsthaft bey den Alten der Begriff von Fortpflanzung genommen wurde; wie wenig man sich dieses Begriffes wie in neueren Zeiten gleichsam schämte, und wie nichts für unanständig, und heiliger Gebräuche unwürdig gehalten wurde, was die Natur gebeut.

Am 17ten Februar.

## Die Quirinalien.

Mit diesem Feste schreitet die römische Geschichte gleichsam weiter fort. Es war dem Andenken des Romulus geweiht, den man unter dem Nahmen Quirinus göttlich verehrte, und den Tag seiner Vergötterung durch die Quirinalien feyerte.

Man erinnerte sich an jene Begebenheit zurück, wo Romulus nach der alten Sage, mitten in seinem königlichen Geschäft; da er unter freyem Himmel, in der Versammlung des Senats und des Volks Befehle ertheilte, durch einen plötzlich entstandenen Sturm, von der Erde hinweggerückt, aus den Augen der Sterblichen verschwand.

Und wie er kurz nachher, da das Volk die Patricier wegen seiner Ermordung in Verdacht hatte, dem Julius Prokulus auf dem Wege von Alba, bey hellem Mondschein, in jugendlich schöner Gestalt und mehr als menschlicher Größe erschien, und den Römern statt der Trauer um seinen Verlust, die Feyer seiner Vergötterung und kriegerische Uibungen geboth.

Das Volk nahm willig und leicht den Eindruck der Unsterblichkeit seines Stifters an, woran der Gedanke seinen Muth erhöhte, und dessen es sich durch tapfere Thaten würdig zu machen verpflichtet war. Er weihte daher dem unter dem Nahmen Quirinus vergötterten Romulus auf einem der sieben Hügel Roms einen Tempel, von welchem dieser Hügel noch jetzt der Quirinalische heißt, und wegen seiner gesunden Luft die Sommerresidenz des Pabstes ist.

So wie nun Romulus Quirinus genannt wurde, nannten sich auch die Römer Quiriten, welches ihre eigentliche Ehrenbenennung war, deren man sich bey den öffentlichen Anreden an das versammlete Volk bediente.

In der Gegend, wo der Tempel des Quirinus stand, steht jetzt ein Kloster, hinter welchem ein Garten, mit seinen Terassen am Abhange des quirinalischen Hügels, wenn man aus dem Thale hinauf sieht, einen angenehmen Prospekt macht.

Die letzten Reste dieses Tempels wurden erst

vor zweyhundert Jahren hinweggenommen, um aus den Marmorsteinen die Stuffen zu der Kirche Ara Cöli zu bauen, die der Jungfrau Maria geweiht ist, und auf dem Gipfel des kapitolinischen Hügels steht.

Wie sehr das römische Volk sich die Verehrung seines Stifters angelegen seyn ließ, sieht man daraus, daß dem Quirinus, so wie den hohen Göttern, ein eigener Priester zugeordnet war. Das römische Volk fand gleichsam sich selbst in seinem vergötterten Stifter wieder, und verehrte in ihm eine eigene Tapferkeit und seine eigne Größe.

## Die Fornakalien

wurden an keinem bestimmten Tage, sondern ohngefähr um die Zeit der Quirinalien der Göttin Fornax zu Ehren gefeyert, welche man, bey dem Dörren des Getreides in den Oefen, anflehte, daß sie hiezu Gedeihen geben und Schaden verhüthen möchte.

Dieß Dörren des Getreides war nähmlich bey den Römern in den ältesten Zeiten, wo die Kunst Brot zu backen ihnen noch unbekannt war, eine sehr wichtige Sache, auf deren sorgfältiger Behandlung, damit das Korn nicht verbrannte, die Ernährung und Erhaltung des Lebens beruhte.

Denn dieß gedörrte Korn, welches, weil man noch keine Mühlen hatte, in einem Troge gestampft, und alsdann zu Brey gekocht wurde, blieb bey den

Römern eine lange Zeit hindurch, nachdem schon die berühmtesten Helden unter ihnen sich ausgezeichnet hatten, noch immer das vorzüglichste Nahrungsmittel.

Der König Numa weihte daher schon dieß Dörren des Korns zu einer heiligen Handlung, worüber eine eigene besonders dieß Geschäft zu ihrem Augenmerk nehmende Gottheit waltete, welcher dieser Gegenstand nicht zu geringfügig war, und die man unter dem Nahmen der Göttin Fornax verehrte, und ihr jährlich darbrachte, wodurch man sie sich zu versöhnen und sich geneigt zu machen suchte.

Es war die Ehrfurcht für das Erhaltende und Ernährende selbst, was man in die Idee einer besondern Gottheit übertrug. Das einfache Nahrungsmittel selbst war dadurch geheiligt, und der Genuß desselben über den bloß thierischen Genuß erhaben.

Die Feyer dieses Festes wurde gemeiniglich noch vor den Quirinalien, durch einen Oberpriester dem Volke angekündigt, und wer es aus Unachtsamkeit versäumt hatte, pflegte es an den Quirinalien noch nachzufeyern.

## Die Todtenfeyer

dauerte in der letzten Hälfte des Februar mehrere Tage hindurch, und von dieser Feyer führte der Monath Februar selbst seinen Nahmen; denn Fe-

frua hießen bey den Alten die heiligen Gebräuche, wodurch man die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam zu versöhnen, oder dem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen suchte.

Man suchte durch Opfer und Versöhnungsmittel auch die leeren Schreckbilder zu verscheuchen, welche die Phantasie den Sterblichen im Schlaf und im Wachen zum öftern vormalt, wenn sie sich der Verstorbenen erinnern, mit denen sie lebten, sprachen und umgingen, und die nun ganz dahin geschwunden sind; zugleich wollte man auch die Beleidigungen gern wieder aussöhnen, welche man den Abgeschiedenen im Leben vielleicht möchte zugefügt haben, und die man ihnen nun auf keine Weise wieder vergüten konnte.

Blutschulden, die auf dem Staate hafteten, Verbrechen von allerley Art, welche die rächende Strafe der Götter nach sich ziehen, suchte man um diese Zeit durch Opfer, die man auf den Gräbern der Todten darbrachte, zu tilgen, und auf die Weise den Lauf der Dinge, und die unaufhaltsame Zeit gleichsam wieder in ihr ordentliches Gleis zu bringen.

Um diese Zeit vermied man aber auch, Ehebündniße zu schließen, Hochzeiten zu feyern, und gleichsam Zurüstungen zum Leben zu machen, die man gern mit glücklichen Vorbedeutungen anfing, wobey man die Ideen von Tod und Grab so wenig wie möglich zu berühren suchte; oder vielmehr

wollte man auch dem Andenken der Verstorbenen diese Momente, die ihnen einmahl gewidmet waren, nicht gerne rauben, und die obgleich gemäßigte Trauer durch keine zu fröhlichen Feste entweihen.

Diese Ehrfurcht für das Andenken an die Verstorbenen war bey den Alten eine heilige Pflicht, und es war ein altes Gesetz bey den Römern: Die Rechte der Todten sollen heilig seyn: man soll die Manen, oder die Seelen der Abgeschiedenen unter der Verehrung des Göttlichen mit begreifen; und die Trauer um sie vermindern.

Man dachte sich nähmlich, daß die Seelen der Verstorbenen, in so fern sie im Leben gerecht und gut gehandelt hatten, gleichsam in das Göttliche übergingen, und die Schutzgötter der Lebenden wurden, die man unter den Bildern der Hausgötter verehrte.

Diese Schutzgötter hießen Laren, und der ihnen im Hause geweihte Platz hieß das Lararium.

So wie nun diese guten Geister Laren hießen, benannte man die Schreckenbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furchtbarer Gestalten, die den Sterblichen Entsetzen und Grauen erwecken, mit dem Ausdruck Larven, worunter man sich gewisse schadenfrohe Wesen dachte, die einst als Menschen durch schändliche grausame Handlungen ihr Leben beflecket hatten. Dergleichen Schreckbilder nun von sich zu verbannen, und

auch dem strafbaren irrenden Schatten wo möglich Ruhe zu verschaffen, brachte man Gelübde und Opfer dar.

Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man, unter frommen Gebethen, Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahre erneuert, und konnte bey den Uiberlebenden nicht so bald verlöschen.

Am 20sten Februar.

## Die Charistien.

Dieses Fest hatte seinen Nahmen von Liebe und Eintracht, welche dadurch in den Familien bewirket werden sollten, die sich zu der Feyer deßselben, eine jede in dem Hause des Aeltesten oder Vornehmsten aus der Familie versammleten.

Durch die vorher schon angegangene Todtenfeyer war dieses Fest auf das zweckmäßigste vorbereitet, weil das Andenken an die Verstorbenen und an die Kürze des Lebens, die Gemüther schon an sich zu Friede und Eintracht stimmte. Man überzählte, indem man sich des Verlustes manches geliebten Anverwandten erinnerte, die nun noch übrige Familie, und während daß man bey dem Andenken an die Verstorbenen, in die ungewisse Zukunft blickte, suchte man sich noch einmahl gemeinschaftlich des Lebens zu freuen.

Damit dieß nun auf eine würdigere Art geschehen konnte, machte man es sich zur Pflicht, jeden Familienzwist, der sich etwa entsponnen hatte, freundschaftlich beyzulegen; und weil nun selbst durch den Eindruck dieses Festes die Versöhnung erleichtert wurde, so sagte man, daß an diesem Tage die Göttin Konkordia sich den Bitten der Menschen vorzüglich geneigt erweise.

Während der Feyer des Andenkens an die Todten suchten sich also die Lebenden noch recht nahe zusammen zu finden. Die Begriffe von Tod und Leben grenzten bey diesem Feste so nahe aneinander, daß man die Süßigkeit des Lebens und Beyeinanderseyns nun erst recht empfand, jemehr man an diejenigen dachte, die nicht mehr daran Theil nehmen konnten.

Diese Vermischung der Ideen gibt einen gewissen Reiz, der durch nichts ersetzt werden kann. Es wird eine Art von wehmüthiger Freude dadurch erweckt, die das Gemüth veredelt, und zugleich das Rauschende der Vergnügungen mildert.

Nachdem man den Familiengöttern Weihrauch geopfert, und dieß Fest der Eintracht durch eine fröhliche Abendmahlzeit gefeyert hatte, goß man den Göttern Wein aus, und wiederhohlte dabey zum Schluß die Worte: es gehe uns wohl! wohl gehe es dem Vaterlande!

Am 21sten Februar.

## Die Terminalien.

Die Besitzer der Aecker und Ländereyen feyerten dieß Fest bey den Grenzsteinen auf dem Felde. Die Gottheit, welche über diese Grenzsteine wachte, hieß Terminus, und ihr durfte nicht anders als unter freyem Himmel geopfert werden.

Numa hatte schon die Grenzen, wodurch einem jeden Besitz und Eigenthum gesichert wird, geweihet, und dieß Fest gestiftet, dessen jährliche Wiederkehr den Eindruck von der Heiligkeit dieser Sache immer wieder erneuerte, und das Andenken daran immer lebhaft erhielt.

Die Grenzsteine selber waren heilig, und wurden, ehe man sie aufrichtete, mit Oel gesalbt. Wer vor einem solchen Stein vorbey ging, bezeigte ihm seine Verehrung.

Und was war es anders, als ein Gefühl von Ehrfurcht für das Bestimmende und Ordnende im All der Natur, welches den ersten Grenzstein heiligte, indem die Einbildungskraft der Sterblichen die Sache an das Zeichen knüpfte, und sich das Erhabene, welches den Begriff übersteigt, zu einer wohlthätigen Gottheit schuf.

Uiberdem war der Grenzstein auch keine bloße Hieroglyphe, worunter man sich das Erhabne dachte, sondern Zeichen und Sache traf hier in eins zusammen: denn daß der Mensch seinem Eigenthum

bestimmte Grenzen setzen, dieselben heilig halten, und sich dadurch zu einem harmonisch geselligem Ganzen, zu einer ordentlichen Verfassung oder zu einem Staate bilden kann, ist in ihm selber etwas Göttliches und Hohes, wovon jedes Merkmahl an sich ehrwürdig ist, in so-fern jene höhere Natur sich dadurch ausdrückt und offenbaret.

Dem Terminus wurde an seinem Feste ein Altar von grünem Rasen erbauet. Wenn auf diesem Altare die Flamme hell emporloderte, so warf man Weihrauch und die Erstlinge von Früchten hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des geschlachteten Opferthiers.

Durch dieß Fest wurde nun auch das gesellige Band zwischen den Menschen fester geknüpft; die Nachbaren mußten sie hier an ihren gemeinschaftlichen Grenzsteinen wiedersehen, und wurden durch die fröhliche Feyer des Tages zu erneuerter Eintracht und Freundschaft eingeladen.

Von jedem Nachbar wurde ein Kranz geflochten; und beyde Kränze schmückten gemeinschaftlich den Grenzstein. Dann wurden bey einer frohen Mahlzeit Lieder zum Lobe des Terminus gesungen, dem man so vieles verdankte; und so waren denn auf ein ganzes Jahr wieder die Grenzen aufs neue geheiligt, und der Schutz der Gottheit über dieselben erbethen.

Nun gab es aber auch eine öffentliche Feyer der Terminalien, wo nähmlich ein jedes Gebieth

oder ein jeder Staat an seinen Grenzen dem Gott Terminus opfern sollte. Dieß konnte indessen bey dem römischen Gebiethe, welches seine Grenzen unaufhörlich erweiterte, nicht wohl Statt finden.

Man brachte daher dem Terminus dieß öffentliche Opfer, in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt Rom, noch immer auf der alten Grenze des römischen Gebieths dar, während daß schon fremde Welttheile unter Roms Eroberungen begriffen waren.

Ein Dichter aus jenen Zeiten, der auch dieß Fest beschreibt, drückt sich daher sehr naiv aus: andern Völkern sind bestimmte Grenzen vorgeschrieben; aber Roms Gebieth hört mit dem Erdkreis auf.

Als der Tempel des tarpejischen Jupiters auf dem kapitolinischen Berge errichtet werden sollte, wagte man es nicht, die Altäre, welche hier den Göttern geweihet waren, hinwegzuräumen, bis man diese erst durch die Aguren befragt, und durch genehmigende Zeichen, ihre Einwilligung erhalten hatte, welche der Gott Terminus verweigerte, dessen Altar daher in dem Tempel des Jupiters stehen bleiben mußte.

Weil aber der Gott Terminus in keiner Umgebung eingeschlossen, nur unter freyem Himmel verehrt werden durfte, so mußte man gerade über dem Platze, wo sein Altar stand, in dem Dache des kapitolinischen Tempels eine Oeffnung lassen,

welche dem Terminus heilig war, der hier seinen Platz neben dem donnernden Jupiter hatte.

Daß er von diesem Platze nicht hatte weichen wollen, daraus schöpfte man die glückliche Vorbedeutung, Roms Grenzen würden, nie durch feindliche Macht erschüttert, fest und unbeweglich stehen.

In dieser Zuversicht erschütterte Rom die Grenzen aller übrigen Völker des Erdbodens, gleichsam als ob die Unbeweglichkeit des Gottes Terminus nur das Rückwärtsschreiten der Grenzen unmöglich machen, auf ihr Vorwärtsrücken aber weiter keinen Bezug oder keine Bedeutung haben müsse.

In den ältesten Zeiten Roms war der Januar der erste, und der Februar der letzte Monath im Jahre, wodurch das Fest des Terminus noch bedeutender wurde, indem es zugleich den Schluß des Jahres bezeichnete, das mit dem Janusfeste seinen Anfang genommen hatte.

Die Terminalien, die Charistien und die Todtenfeyer vereinigten sich am Schluß des Jahrs gleichsam zu einer einzigen rührenden Vorstellung, von der Kürze des Lebens, dem Wechsel der Dinge und der unaufhaltsamen Flucht der Zeit.

Am 23sten Februar.

## Die Königsflucht.

Mit diesem Feste rückte die Geschichte Roms wieder weiter fort, und die Erinnerung an einen ihrer allerwichtigsten Zeitpuncte, wurde durch dieß Fest in dem Gedächtniß des Volkes alljährlich wieder aufgefrischt.

Die Rückerinnerung an jene Zeiten, wo das Volk zuerst das Joch der Knechtschaft von sich abgewälzt hatte, mußte schon bey einem jeden freyen römischen Bürger die lebhafteste Theilnehmung erwecken. Und dieß um so mehr, da die Geschichte der Befreyung Roms an sich so anziehend ist, daß sie selbst jetzt noch bey uns das lebhafteste Interesse erweckt.

Für jedes Zeitalter bleibt die Scene erschütternd, wie bey Lukreziens entseeltem Leichname Mann und Vater in starrer Betäubung stehen, und Brutus aus seiner verstellten Schlafsucht, wie plötzlich erwachend, den blutigen Dolch vom Boden hebt und schwört: bey diesem keuschen Blute gelobe ich, daß ich die königliche Gewalt nicht ferner dauren lassen, und den Tarquinius Superbus mit seinem Geschlechte aus Rom verbannen will.

Die Schnelligkeit, mit der die That auf diese Worte folgte, mußte einen unauslöschlichen Eindruck machen, der nun von den Aeltern auf die Kin-

der vererbt, und jährlich durch ein eigenes dazu bestimmtes Fest erneuert, immer gleich stark und lebhaft blieb.

Was Wunder also, daß der Haß gegen den Königsnahmen und gegen die königliche Gewalt bey dem Volke immer tiefer einwurzeln mußte, welches von der Verbannung der Könige an, sein edleres Daseyn rechnete.

Am 27sten Februar.

## Die Equirien.

Dieß Fest bestand in einem Wettrennen mit Wagen und Pferden auf dem Kampus Martius, welches eine Ebene war, die zwischen den dießseitigen Hügeln Roms und der Tiber lag, um welche noch jetzt, da sie ganz bebauet ist, eine Straße zum Wettrennen in sich faßt, die daher der Korso heißt.

Die Equirien waren schon vom Romulus dem Mars zu Ehren gestiftet, und machten gleichsam den Uibergang zu den Festen des folgenden Monathes, der vorzüglich dem Kriegesgotte heilig war.

# Von den Festen im März.

## Am 1sten März.

## Das Fest der Juno Lucina. Die Matronalien, und der Waffentanz der salischen Priester.

Dieser Monath war dem Mars geweihet, von dem er seinen Nahmen Martius führte; weil nun aber auch die Jahrszeit fortgerückt war, und eine Art von Frühlingsfeyer um eben diese Zeit einfallen mußte, so machte die Mischung des Kriegerischen und Friedlichen bey den Festen in diesem Monathe einen angenehmen Kontrast.

Während daß die Priester des Mars, mit den heiligen Schilden in der Hand, durch die Straßen Roms ihren Waffentanz hielten, schmückte man die Thüren an der alten Kuria und an den Wohnungen des Opferkönigs, und der Priester des Jupiters, des Mars, und des Quirinus, mit frischen Lorbeerkränzen.

Auch im Tempel der Vesta wurde der vorjährige Lorbeerkranz mit einem neuen verwechselt. So wie die ganze Natur sich um diese Zeit verjüngte, mußte auch in den religiösen Dingen alles wieder neues Leben und eine frische Farbe erhalten.

Der Altar, worauf das immerwährende heilige Feuer im Tempel der Vesta brannte, wurde nur einmahl im Jahre, und zwar am ersten Tage des März, von der Asche gesäubert, und eine neue durch Reibung entzündete Flamme mußte grade um diese Zeit, wo die ganze Natur von erneuerter heiliger Wärme durchglühet wurde, auch wieder auf dem Altar der Vesta lodern.

## Das Fest der Juno Lucina.

Die Mütter versammelten sich auf dem esquilinischen Berge, im Tempel der Juno Lucina, welcher an eben diesem Tage eingeweiht war; sie schmückten den Tempel mit Blumen und frischen Kräutern aus, und erfleheten sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung.

## Die Matronalien

wurden an eben diesem Tage und wahrscheinlich auch im Tempel der Juno Lucina zum Andenken jener schönen That gefeyert, wo die geraubten Sabinerinnen, die nun schon Mütter geworden waren, sich mit ihren Säuglingen im Arme zwischen die beyden fechtenden Heere der Römer und Sabiner warfen, und ihre noch über den Raub erzürnten Väter mit ihren Männern versöhnten, so daß von

der Zeit an beyde Völker sich zu einem Volke vereinigten.

## Der Waffentanz der salischen Priester

dauerte mehrere Tage hindurch, ehe sie ihren Zug vollendet hatten. Die Priester selbst hatten ihren Nahmen von den Sprüngen oder hüpfenden Bewegungen (Saltus) die sie machten.

Die Veranlassung zu diesem Feste war ein Schild, von einer besondern Form, Ancile genannt, der sich zu den noch fabelhaften Zeiten des Numa vom Himmel gesenkt haben sollte, und als ein heiliges Unterpfand der Dauer des römischen Reichs betrachtet wurde.

Damit nun dieser kostbare Schild nicht verloren gehen, oder geraubt werden möchte, ließ Numa von einem künstlichen Schmidt, Nahmens Mamurius, nach dem Muster dieses Schildes noch eilf andere verfertigen, welche diesem so ähnlich wurden, daß es niemanden mehr möglich war, den rechten heraus zu finden.

Mamurius, der sich für dieß künstliche Werk eine Belohnung, welche er wollte, erbitten durfte, verlangte nur, daß in den Liedern, welche jährlich bey dem Waffentanze der salischen Priester gesungen würden, ganz zuletzt auch sein Nahme ertönen möchte, welches auch beständig am letzten Tage der Feyer dieses Festes geschahe.

Der Zug der zwölf salischen Priester nahm vom palatinischen Berge, wo die Ancilien aufbewahrt wurden, seinen Anfang; sie tanzten in voller Rüstung, und machten mit den Schilden, die sie zusammenschlugen, ein Getöse, wozu eine kriegerische Musik ertönte. Ein Vortänzer ging voraus, dessen Sprünge und Wendungen die übrigen nachmachten. Sechs Liktoren oder römische Gerichtsdiener gingen vor den Priestern her. Die vornehmsten Römer achteten es ihrer nicht unwürdig, unter die Zahl dieser Priester des Mars aufgenommen zu seyn.

An jedem Abend nach geendigtem Waffentanze wurde für die salischen Priester eine kostbare Mahlzeit zubereitet. Jeder Schmaus, wobey man sich vorzüglich gütlich that, hieß daher ein saliarischer Schmaus.

Am 7ten März.

## Das Vejovis-Fest.

Dieß Fest hatte eine geheimnißvolle Beziehung auf dem geringen Anfang der römischen Macht.

Auch der mächtige Donnerer Jupiter war zuerst auf der Insel Kreta von Nymphen erzogen und von einer Ziege gesäugt. Sein Antlitz war einst jugendlich, und seine Hand noch nicht mit dem Blitze bewaffnet.

Unter dieser Abbildung hieß er Vejovis, der jugendliche oder unbärtige Jupiter, und gerade da, wo die römische Macht ihren geringsten Anfang nahm, bey dem vom Romulus errichteten Asyl, war ihm ein kleiner Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest auf die Nonen des März fiel.

Gewiß konnte keine ehrenvollere Vergleichung als diese Statt finden, um den Anwachs einer Macht zu bezeichnen, die von eben diesem Hügel aus, wo sie einst eine Freystadt für Verbrecher errichten mußte, Inseln und Königreiche beherrschte, die Grenzen der entferntesten Nationen erschütterte, und den Erdkreis sich unterwürfig machte.

Am 15ten März.

## Das Fest der Anna Perenna.

Man verehrte unter der Benennung Anna Perenna etwas Immerdauerndes, Wohlthätiges, das man selber nicht genau zu bestimmen wußte. Das Volk feyerte dieß Fest unter freyem Himmel oder unter Zelten, und man trank sich so viele Becher Wein zu, als Jahre man sich einander zu leben wünschte.

Die Idee von Fortdauer des Guten wurde auch schon durch den Nahmen dieser Gottheit, die man durch frohen Genuß des Lebens ehrte, bezeichnet.

Das Volk erneuerte aber bey diesem Feste noch ein besonderes Andenken an eine Begebenheit, die ihm vorzüglich wichtig war. Er zog nähmlich einstmahls, da es sich vom Senat bedrückt glaubte, aus der Stadt, und lagerte sich in einiger Entfernung von Rom auf dem heiligen Berge, so lange bis ihm die verlangten Tribunen oder Volksvorsteher, die es aus seinem eigenen Mittel wählen konnte, vom Senat bewilligt wurden.

Da nun während der Zeit die Lebensmittel, womit man sich versehen hatte, aufgezehrt waren, brachte eine alte Frau, Nahmens Anna, aus dem Flecken Bovillá bey Rom gebürtig, alle Morgen früh mit freygebigen Händen Kuchen dar, die sie selbst zu dem Ende gebacken hatte, und sie noch warm unter dem Volke austheilte.

Dankbar erinnerte man sich nun immer noch dieser Wohlthat, und feyerte unter der Benennung der Anna Perenna zugleich das Andenken dieser guten Alten, welcher das Volk schon damahls, als es wieder in die Stadt zurückkehrte, eine Denksäule errichtet hatte, und die also durch jene wohlthätige Handlung gleichsam unsterblich geworden war.

Am 17ten März.

## Die Liberalien.

Weil um diese Zeit der Weinstock zu treiben anfing, so feyerte man dieß Fest dem Bacchus zu

Ehren, der auch Liber genannt wurde, weil er den Zwang verscheucht, und das Gemüth von Sorgen befreyet.

Auf den Straßen der Stadt; saßen an diesem Tage alte Weiber, mit Epheu bekränzt, welche Honigkuchen verkauften, und gleichsam die Priesterinnen des Bacchus vorstellten, dem man auch die Erfindung des Honigs zuschrieb.

Jede hatte zugleich ein Becken mit Kohlen neben sich stehen, worauf man Weihrauch streute, und dem Bacchus zu Ehren ein Stückchen von dem Kuchen warf, dessen honigsüßen Geschmack man ihm verdankte.

Durch die Verehrung des Bacchus sowohl als der Ceres heiligte man den Genuß der Nahrungsmittel, durch deren künstliche Pflanzung und Zubereitung der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, und seinen höhern, nicht bloß den unmittelbaren Befehlen der Natur blindlings gehorchenden Ursprung, verräth.

An diesem Feste des ewig jungen Bacchus legten auch die Jünglinge von edler Abkunft, wenn sie funfzehn Jahre alt waren, die männliche weiße Toja an.

Bis zu diesem Alter trugen sie, gleich den obrigkeitlichen Personen, eine mit Purpur umsäumte Toja; dieß Kleid der Jugend war heilig, und gleichsam ein zweyter Wächter über die Unschuld

des werdenden Jünglings, der es trug, und den es vor der Verführung zum Laster sichern sollte.

Eben ein solches Zeichen war die goldene Kapsel oder Bulle, welche die Knaben am Halse trugen, und an dem Tage, wo sie die purpurumsäumte Toja ablegten, dem Hausgott zum Geschenk aufhingen.

An diesem Tage traten die erwachsenen Söhne nun gleichsam eine freyere Laufbahn des Lebens an; sie mischten sich in die Gesellschaft der Bürger auf den öffentlichen Plätzen, mit denen sie anfingen, sich bekannt zu machen, indeß die strenge Herrschaft der Väter allmählig aufhörte.

Auf dem Lande wurde an den Liberalien dem Bacchus ein Bock geopfert, auf dessen aufgeblasenem schlüpfrigen Eingeweide man umher tanzte, gleichsam um den Schaden, den er dem heiligen Weinstock zugefügt, zu rächen, und zugleich durch freywilliges Fallen Gelächter und Lustigkeit zu erwecken, zu welchem Ende man sich auch Larven aus Baumrinden schnitt, und sich damit entstellte.

Eine vorzügliche Lustbarkeit bey diesem Feste, und zugleich eine Art von gottesdienstlichem Spiele war, sich an einem Thaue zu schwingen; welches Spiel noch jetzt in Italien in der Weinlese, vorzüglich des Sonntags, gebräuchlich ist.

Auch findet doch noch jetzt eine Art von Bacchanalien Statt, wo ein Haufe junger Mädchen oder Weiber, die von der Weinlese zurückkehren,

mit einer Art kleiner Trommeln oder Kastagnetten ein Getöse machen, und dabey von Zeit zu Zeit eine Art von wilden unmelodischem Gesang anstimmen, dessen Inhalt sich auf gegenwärtige Vorfälle bezieht, und wozu sie die Worte gleich selber zusammensetzen.

Am 19ten März.

## Die Quinquatrien.

Auf die Liberalien folgte, nach dem Zwischenraume eines Tages, das Fest der Minerva, welches von seiner fünftägigen Feyer den Nahmen führte. —

In diesem dem Mars geweiheten Monathe, wurde auch Minerva, welche sowohl den Geschäftrn des Krieges, als den friedlichen Künsten vorsteht, durch Opfer und Gebethe, in dem kriegerischen Rom verehrt.

Am ersten Tage wurde die Geburt der weisheitschenkenden Göttin, aus Jupiters Haupt, mit stiller Verehrung in ihrem Tempel gefeyert; am andern Tage wurde ein weißer Stier, der noch kein Joch getragen hatte, oder ein weißes Lamm bey ihrem Altar geopfert.

Gelehrte und Künstler erflehten sich an diesem Tage den Schutz der Minerva; und in den spätern Zeiten wetteiferten Redner und Dichter

mit einander um den Preiß, der in einem Kranze von Oelzweigen oder von Eichenlaub bestand.

Junge Knaben und Mädchen brachten der Pallas Geschenke dar, um mit Leichtigkeit zu lernen, und in ihren Arbeiten geschickt zu seyn. An diesem Feste wurde auch das jährliche Schulgeld für den Unterricht der Kinder an die Lehrer entrichtet, welches daher Minerval hieß.

In den Schulen selbst waren, so lange dieß Fest dauerte, Ferien, welche Horaz zum Beyspiel anführt, wie man sich, gleich dem Knaben an dem Feste der Qinquatrien, der schnell vorübergehenden angenehmen Tage des Lebens erfreuen solle, ohne sich über die Kürze desselben zu betrüben.

Da nun auch die Göttin auf eine kriegerische Weise verehrt würde, wurden ihr zu Ehren Fechterspiele angestellt, welche aber erst am zweyten Tage der Quinquatrien ihren Anfang nahmen: denn am ersten, wo ihr kein blutiges Opfer dargebracht werden durfte, mußte auch alles übrige Zerstörungbringende vermieden werden.

Am fünften Tage der Quinquatrien wurden die Flöten und Pfeiffen, die man bey den gottesdienstlichen Ceremonien brauchte, aufs neue durch ein Opfer eingeweiht, um alles Unheilige, was etwa bey ihrem Gebrauche könnte vorgefallen seyn, auszusöhnen und abzuwaschen, damit die Feste der Götter auch nicht durch das Geringste entweihet würden.

Man reinigte auf die Weise eigentlich seine Vorstellung, die man sich von heiligen Dingen machte, welche immer geweihet und ausgesondert, mit dem Gewöhnlichen unvermischt, von Unheil und Trauer entfernt, beständig glückvorbedeutend bleiben sollten, und wo man also durch das Aussöhnungsopfer jeden Flecken zu tilgen suchte, der von irgend etwas Unheiligem oder entweihenden darauf haften konnte.

Auf demselben Flecke, wo Pompejus nach seinen Siegen der Minerva in Rom einen Tempel erbauete, steht jetzt eine Kirche, welche den Dominikanern gehört und Maria sopra la Minerva heißt. In dem daneben liegenden Dominikaner Kloster ist die berühmte Bibliothek, welche auch alla Minerva heißt, und täglich zum Gebrauch für jedermann offen steht. Hier ist auch der Sitz der Censur über die zu erscheinenden Schriften, welche von einem Mitgliede des Dominikanerordens abhängt. In den unbewohnten Gegenden Roms stehen noch die Uiberreste eines Tempels der Minerva Medika, ganz einsam in einer Vigna; an diesem runden Tempel haben sich zum Theil noch Dach und Wölbung erhalten, die mit grünendem Moos überwachsen, in der Ferne und in der Nähe einen reizenden Anblick gewähren.

Am 25sten März.

## Die Hilarien oder das Fest der Cybele.

Auch dieß Fest war eigentlich eine Frühlingsfeyer unter einer sinnbildlichen Vorstellung, indem man die nun wiederum eintretende Verlängerung der Tage, und den damit verknüpften wohlthätigen Jahreswechsel, dem Einfluße des hohen geheimnißvollen Wesens zuschrieb, das man unter dem Nahmen, Cybele, die große Erzeugerin, oder die große Mutter, verehrte.

Die Hilaren selbst hatten ihren Nahmen von der Fröhlichkeit, welche allgemein dabey herrschen mußte: Denn an diesem Feste war es gleichsam eine Entweihung, zu trauren oder einsam zu seyn; es gehörte vielmehr mit zu der Feyer der Hilarien, sich gastfreundlich einander zu bewirthen, und die Stirn durch Scherz und Lachen aufzuheitern, um mit der fröhlichen Jahrszeit übereinzustimmen.

Unter dem Nahmen der Hilarien, wurde auch jedes häusliche Freudenfest begriffen, welches von einzelnen Familien, bey glücklichen Ereignißen in denselben, zu jeder Zeit gefeyert werden konnte, und mit dem öffentlichen jährlichen Feste dieses Nahmens darin übereinstimmte, das Bekümmerniß und Trauer dadurch gleichsam hinweggeweihet wurden.

Die Verehrung der großen Mutter aber nahm schon zwey Tage vor den eigentlichen Hila-

rien, am 23sten März, und also unmittelbar nach den Quinquatrien, ihren Anfang, und dauerte nachher noch zwey Tage fort, wo man am letzten Tage mit der feyerlichen Abwaschung des Götterbildes dieß Fest beschloß, das also eigentlich fünf Tage währte, wovon aber nur der 25ste März im Kalender zu der eigentlichen Feyer der Hilarien angesetzt war.

Daß man sich unter der Cybele oder großen Mutter etwas sehr Ehrwürdiges und Erhabenes müsse gedacht haben, erhellet schon aus der tiefen Verehrung, die man ihr erwies, indem bey den feyerlichen Umgängen, welche man ihr zu Ehren anstellte, die höchsten obrigkeitlichen Personen mit bloßen Füßen vor ihrem Wagen vorangingen.

Freylich war kein eigentlich deutlicher Begriff mit der Verehrung dieser Gottheit verknüpft, eben weil man ihr dasjenige verehrte, was man nicht deutlich begreifen konnte; die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, den Löwen zähmt, den Schooß der Erde befruchtet; die Mutter aller Dinge; die Beherrscherin der Elemente, den Anfang aller Zeiten; die höchste Himmelsgöttin; die Königin der Unterwelt; das Urbild jeder Gottheit, welches unter mancherley Nahmen und Gestalten auf dem ganzen Erdkreis verehrt, und wegen der immerwährenden erzeugenden und gebährenden Kraft als weiblich dargestellt wurde.

So hieß auch die ägyptische Isis die Alte, Immerdaurende, auf deren Tempel geschrieben stand: Ich bin alles was da ist, was da war, was da seyn wird; und meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgedeckt.

Von welcher Inschrift der feinste Metaphysiker unsrer Zeit den Ausspruch thut, daß vielleicht nie etwas Erhabneres gesagt, noch ein Gedanke erhabner ausgedruckt worden sey.

Der Dienst der Cybelle aber, welche von dem Berge Ida, wo sie verehrt wurde, auch die idäische Mutter hieß, schrieb sich aus Phrygien her, und die Veranlassung zu der Einführung ihres Dienstes in Rom war den Römern zugleich eine merkwürdige Rückerinnerung an einen wichtigen Zeitpunct in ihrer Geschichte, wo sie vom Hannibal aufs äußerste gedrängt, die sybillinischen Bücher zu Rathe zogen, und die Weissagung darin vorfanden, daß man den auswärtigen Feind würde überwinden können, wenn die idäische Mutter von Pessinunt nach Rom gebracht würde.

Der sinkende Muth der Römer richtete sich damahls an dieser Weissagung wieder auf; und um dieselbe in Erfüllung zu bringen, schickten sie sogleich Gesandten nach Asien, an den König Attalus, die unterweges noch das Orakel zu Delphos befragten, von welchem sie außer der Versicherung, daß sie die Göttin mit nach Rom bringen würden, noch den Befehl erhielten, daß dieselbe in dem

Hau=

Hause des beßten Mannes in Rom sogleich bey ihrer Ankunft sollte aufgenommen werden.

Der König Attalus nahm die Gesandten freundlich auf, und führte sie nach Pessinunt, wo ein kleiner unebener spitziger Stein, von schwarzgrauer Farbe, an welchem die Idee von Gestalt und Form am wenigsten haften konnte, die verehrte Mütter aller Dinge bezeichnete.

Denn obgleich die Göttin Cybele auf einem mit Löwen bespannten Wagen, und mit einer Mauer oder Thurmkrone auf dem Haupte, abgebildet würde, wodurch ihre alles bändigende Macht, und zugleich ihre Herrschaft über den mit Städten besäeten Erdkreis dargestellt werden sollte, so war doch diese Abbildung gleichsam nur eine äußere Uiberkleidung ihres unbegreiflichen gestaltlosen Wesens, welches man sich gerade unter dem Unförmlichen am ehrwürdigsten dachte.

Die Fichte mit ihrem ungehemmten himmelanstrebenden Wuchs war der Cybele geweiht; und man fällte nun den heiligen Baum zu einem Schiffe das bestimmt war, die Göttin über die Fluthen zu tragen.

Die Fahrt ging glücklich von statten, bis an die Mündung der Tiber, wo der Senat, das Volk, die römischen Mütter mit ihren Töchtern, und die vestalischen Jungfrauen der Göttin entgegen gingen. Hier gerieth das Schiff auf einen seichten Ort, und man versuchte vergeblich, es von der

Stelle zu bringen. Tugend und Frömmigkeit sollten gleich bey der Ankunft der Göttin geprüft werden. Sie wollte in dem Hause des beßten Mannes aufgenommen seyn, und eine keusche Hand sollte mit leichter Mühe das feststehende Schiff bewegen und den Strom hinaufziehen.

Dieß that die vestalische Jungfrau Klaudia Quintia, deren verleumdete Tugend sich hier vor allem Volke rechtfertigte, indem sie die Macht, das Schiff zu bewegen, zum Zeichen ihrer Unschuld von der Göttin laut erbath, welche auf der Stelle die gerechte Bitte erhörte, und leicht und willig dem Zuge der keuschen Jungfrau folgte.

Nun ergießt sich in einer kleinen Entfernung von Rom, vor dem ehemahligen kapenischen Thore, welches jetzt die Porta S. Sebastiano heißt, der kleine Fluß Almo in die Tiber. In diesem Flusse wuschen die Priester der Cybele, die Göttin und ihre Heiligthümer ab, um von dort mit ihr den feyerlichen Aufzug in die Stadt zu halten.

Diese Abwaschung wurde nachher jährlich, um die Zeit, wo man die Hilarien feyerte, wiederhohlt; und der kleine Fluß Almo bekam dadurch eine gewisse Heiligkeit, welche noch jetzt an ihm zu haften scheint, indem man seine Quelle aqua santa nennt, und ihr eine Kraft zuschreibt, die Räude der Thiere zu heilen.

Nachdem die Abwaschung geschehen war, wurden die Göttin und ihre Heiligthümer auf einem

von Kühen gezogenen Wagen, den man von allen Seiten mit frischen Blumen bestreuete, unter Opfern und Gebethen, in Begleitung des Senats und des Volks, nach Rom gebracht, wo Scipio Nasika, als der beßte Mann in Rom allgemein anerkannt, und einstimmig würdig befunden war, die Göttin aufzunehmen; die er, so lange bis ihr ein eigner Tempel erbaut werden konnte, in den Tempel der Siegesgöttin auf dem palatinischen Berge bringen ließ.

Da nun die Römer dieß Heiligthum im Besitz hatten, wurde ihr Muth von neuem belebt; ihre Tapferkeit hatte gleichsam eine neue Unterlage erhalten; es war eine geheimnißvolle ihnen bisher noch unbekannte Gottheit, die Mutter aller übrigen Götter, welche sie in Schutz nahm, und die sie dankbar durch Opfer, Spiele, und ihr wohlgefälligen Scherz und Lustbarkeit zu verehren, und sie sich geneigt zu erhalten suchten.

Bey den öffentlichen Umgängen, die man ihr zu Ehren hielt, gehörten daher allerley scherzhafte Verkleidungen, wie man sie noch jetzt bey dem römischen Karneval sieht, selbst mit zu der frohen gottesdienstlichen Feyer.

Einige stellten obrigkeitliche Personen mit allen Insignien ihrer Würde vor; andere gingen im philosophischen Mantel einher; Weiber kleideten sich wie Männer, Männer wie Weiber; irgend ein schwacher Greis hatte einen Esel mit Flügeln neben

sich gehen, welcher den schnellen Pegasus, so wie der Greis den jungen muthigen Reuter desselben, darstellen sollte, um über beydes ein frohes Gelächter zu erregen, welches zu der Feyer des Festes gehörte, und für nichts weniger, als unheilig gehalten wurde.

Dieser der großen Göttin zu Ehren aufgestellte feyerliche Umgang hatte schon an sich etwas Malerisches und Schönes: nach der Beschreibung, welches uns ein Schriftsteller aus den letztern Zeiten des Alterthums davon gibt, war nähmlich der obige Aufzug von verkleideten Personen gleichsam das Vorspiel der ganzen Feyerlichkeit, worauf alsdann der Zug der Matronen folgte, die in weißen Kleidern vorangingen, und den Weg vor sich her mit Blumen bestreueten.

Diese wandten sich zum öftern um, und suchten durch allerley Bewegungen, die sie gegen die kommende Göttin machten, die Bereitwilligkeit zu ihrem Dienste zu bezeichnen, indem sie sich stellten, als ob sie im Begriff wären, mit den gebogenen Fingern das Haar der himmlischen Königin in Locken zu schlagen, oder als ob sie überhaupt bereit wären, sie wie eine Gebietherin zu schmücken.

Hierauf folgte die festliche Musik, von dem Chor weißgekleideter Knaben und Mädchen begleitet, welche der Göttin zu Ehren die heiligen Lieder absangen. Alsdann folgten diejenigen, welche das Opfergeräthe und die Heiligthümer trugen; wäh-

rend daß die Priester der Göttin selbst mit Trommeln und Pfeiffen ein lärmendes Getöse machten.

Wenn man nun erwägt, wie wenig Scherz und Laune durch das Heilige und Ehrwürdige bey diesen sowohl als andern Festen der Alten, ausgeschloßen wurde, so scheint es, als ab sie gewußt hätten, das Ernsthafte und Komische gleichsam an seinen beyden Enden zu fassen, und es in einem glücklichen Vereinigungspuncte zusammen zu knüpfen, der uns vielleicht entschlüpft seyn mag, weil wir bey dem Heiligen und Ehrwürdigen das Komische immer nur auf eine solche Art dulden, als ob es nicht recht mit gutem Gewissen geschehen könne; so wie man denn auch das jetzige Karneval in Rom als eine Sache betrachtet, die gleichsam wieder abgebüßt werden muß.

Das rasende Getümmel, welches bey dieser Feyer von den Priestern der Cybele gemacht werden mußte, ist etwas ganz ausgezeichnetes bey diesem Feste und läßt den Ursprung desselben aus dem tiefsten Alterthum vermuthen.

Die Göttin Cybele führte nähmlich auch den Nahmen Rhea, und war die Vermählte des Saturnus, welcher gleich der zerstörenden Zeit, deren Sinnbild er auch war, seine eigenen Kinder verschlang.

Als nun Rhea den Jupiter gebohren hatte, wickelte sie einen Stein in Windeln, und gab diesen Stein dem Saturnus statt des neugebohrnen

Götterkindes, und also das Ungebildete statt des Gebildeten, zu verschlingen: Den Jupiter aber ließ sie heimlich auf der Insel Kreta in einer Grotte erziehen, wo eine Ziege ihn säugte, und die Bienen ihm Honig brachten, und wo schon damahls die Korybanten, eine Art Priester der Cybele, ein immerwährendes Getöse machen mußten, damit Saturnus nicht etwa die Stimme des weinenden Kindes vernehmen möchte.

Es war die Mutter aller Dinge, welche die zerstörende Obermacht zu täuschen, und das zarte Gebildete aus dem Rachen des Allverschlingenden zu retten, es heimlich und sorgsam zu pflegen, und zur Reife zu bringen wußte, so wie die allbefruchtende Natur es mit dem Keime macht, den sie im Schooß der Erde vor Wind und Stürmen schützt.

So verehrt nun die große Göttin selber war, so verächtlich waren größtentheils ihre Priester, an welchen sie dafür, daß sie sich ihr zu sehr nähern wollten, gleichsam eine furchtbare Rache nahm. Denn was der Fanatismus der Mönche in den christlichen Zeiten nur je für Erscheinungen hervorbringen konnte, die fanden schon bey diesen Priestern der Cybele Statt.

In ihrer fanatischen Wuth entflammten sie sich selber; sie geißelten und zerfleischten sich, und bettelten Allmosen, welches nur ihnen erlaubt war. — Die hohe Göttin vernichtete gleichsam ihre Prie-

ster, welche einen unmittelbaren Antheil an ihr haben wollten.

Selbst dieser Fanatismus aber hatte doch damahls noch nichts Düsteres und Trauriges. Es war keine Wegwerfung oder Niedergeschlagenheit des Gemüths, sondern vielmehr der üppigste Grad von Wollust, die sich zuletzt zerstörend gegen sich selber kehrt, worin diese Priester sich zu versetzen suchten, um sich dem Dienste der großen Göttin zu weihen, die den Trupp entmannter Weichlinge gleichsam triumphirend in ihrem Gefolge sahe, indeß sie selbst allein als die Mutter und Erzeugerin aller Dinge verehrt wurde.

Das rasende Getümmel, womit die Priester der Cybele beständig ihren Aufzug hielten, machte sie sich ihrer selbst vergessen, und sie schwebten, wie aus dem Becher der Uippigkeit berauscht, in einem immerwährenden Taumel, der sie den Schmerz nicht achten, und ihre Verächtlichkeit nicht fühlen ließ. Sie liefen in wilder Begeisterung mit fliegendem Haar, wie Bacchanten umher, und warfen das Haupt in den Nacken und von einer Seite zur andern.

Es war nicht sowohl Ertödtung als vielmehr die üppigste, ausschweifendste, sich selbst überströmende und in zerfleischende Wuth ausartende Lebensfülle, welche den Zug der großen Erzeugerin, der mächtigen Löwenbändigerin, allenthalben begleitete.

Wer diese Raserey verabscheuete, weihete sich dem Priesterthum der Göttin nicht; wer aber Gefallen daran fand, der konnte nun ohne Scheu und ohne Vorwurf rasen, und im Dienste einer Gottheit, so viel er wollte, an sich selber die Wuth auslassen, die ihn sonst vielleicht zum Verbrecher und zum Störer der öffentlichen Ruhe gemacht hätte.

Diese entmannten Priester der Cybele hießen **Galli**, und ihr Oberpriester hieß **Archigallus**. Es gab dergleichen Priesterschaften, die mit ihren Götterbildern in Städten und Dörfern umherzogen und Allmosen sammelten. Sie mußten es sich gefallen lassen, man mochte sie verächtlich oder mit Ehrfurcht aufnehmen.

Die **große Mutter** selber aber blieb stets verehet. Der Gottheit schadete die Raserey ihrer Priester nicht, und der Begriff von ihr behielt unter allem Mißbrauch ihrer Hoheit, seine ursprüngliche Erhabenheit, indem man in ihr unter jeder Benennung nichts anders als die Allerzeugende, Allbefruchtende und Allbelebende **Mutter Natur** selbst verehrte.

## Am 30sten März.

Am Ende des Monaths, der dem Mars geweiht war, feyerte man noch den friedlichen Gottheiten zusammengenommen ein Fest; dem **Janus**, der mit dem Saturnus in dem goldenen Zeitalter

über Latium mit Weisheit und Güte herrschte; der sanften Konkordia, welche die Gemüther versöhnt, und den Aufruhr stillt; dem Frieden selber, den man bey unaufhörlichen Kriegen dennoch Altäre weihte; und der Wohlfahrt Roms, die man sich auch als eine wohlthätige Gottheit dachte, deren besondern Schutze der Staat seinen Wachsthum und seine Blühte empfahl.

Am 31sten März.

## Das Fest der Luna.

Der gehörnten Luna war ein Tempel auf dem aventinischen Hügel erbauet, der in der Gegend stand, wo jetzt der heiligen Sabina eine Kirche geweiht ist, die noch die Pracht der umherliegenden zerstörten Göttertempel gewissermaßen in sich vereinigt, indem nicht weniger als vier und zwanzig große kannelierte antike Säulen von parischem Marmor das Inwendige dieser Kirche schmücken, deren Halle auf acht Granitsäulen ruhet.

Unter den sieben Hügeln Roms ist der aventinische jetzt der einsamste; man geht weite Strecken zwischen Mauren, welche die den Klöstern zugehörigen Weingärten einschließen. Man hat aber auch von diesem einsamen Hügel die romantischsten Aussichten auf die Uiberreste des alten Roms, und die umherliegenden Gegenden.

Hier feyerte man also der Luna, die mit im-

mer wieder zunehmendem Lichte, über Roms Hügeln schimmerte, jährlich ein Fest. Der immer wieder wachsend, seine Hörner wieder füllende Mond, war bey den Alten ein schönes Sinnbild von Gedeihen, von zunehmender Macht und Größe. Man blickte diese immerwiederkehrende Erscheinung mit einer Art von Zutrauen auf den glücklichen Wechsel der Dinge an.

Man verehrte auch den heiligen Schein des Mondes bey der Nacht, und es war auf dem palatinischen Berge ein eigner Tempel der nächtlich leuchtenden Luna geweiht. So schuf sich die Einbildungskraft die ganze umgebende Natur zu einem Heiligthume, worin man bey Tage und bey Nacht unter der majestätischen Decke des Himmels wandeln konnte.

---

## Von den Festen im Aprill.

In dem sanftern Klima von Italien und Griechenland, wo die Jahrszeit früher fortrückt, ist der Aprill der eigentlich schöne Frühlingsmonath, statt daß bey uns der May dafür erkannt, und von unsern Dichtern besungen wird.

Im Aprill stand alles in voller Blühte, und dieser Monath hieß daher auch bey den Griechen ανθεςηριων oder der blühende. Den Nahmen Aprill hatte er entweder von αφρος, dem Schaume des Meeres, mit dem sich die himmlische Zeugungskraft vermählte, woraus Aphrodite, die Göttin der Liebe, emporstieg; oder von dem lateinischen Worte, welches eröffnen heißt; weil die Fesseln, die den Keim im Schooß der Erde gefangen hielten, nun wieder gelöset sind.

So wie nun der Januar dem Janus, der Februar den Göttern der Unterwelt, der März den Kriegesgöttern, so war der Aprill der Venus geweiht, und stand unter ihrem besondern Schutze. Mit ihrem Feste hub sich dieser Blühtenmonath an, und schloß sich mit der Feyer, die man der Göttin Flora zu Ehren anstellte, welche um diese Zeit ihren ganzen Reichthum mit verschwenderischer Hand ausgeschüttet hatte, und auch für sich ein frohes Andenken von den Sterblichen fordern konnte.

Am 1sten Aprill.

## Das Fest der Venus Vertikordia und der Fortuna Virilis.

Dieß Fest wurde zu der Zeit gefeyert, wo das Haupt der Göttin mit frischen Rosen wieder umkränzt werden konnte. Die Mütter mit ihren Schwiegern begaben sich in den Tempel der Venus vor

dem Kollinischen Thore, um das Bildniß der Göttin feyerlich abzuwaschen; sie nahmen der Göttin ihren Schmuck ab, das goldene Geschmeide von dem Marmorhalse, um dieselbe, wenn sie abgetrocknet war, desto festlicher wieder zu schmücken, und ihr Haupt mit frischen Blumen zu umkränzen.

Dann mußten auch die Matronen selbst sich baden, zu welchem Ende sie sich von hier nach dem Tempel der Fortuna Virilis oder männlichen Glücksgöttin begaben, in dessen Nähe eine warme Quelle mit einen darüber gebaueten geräumigen Behältniß war, worin die Matronen sich zum Baden entkleideten, und zugleich ihr Haupt mit Myrthen umkränzen mußten.

Dann brachten sie, wenn sie sich gebadet hatten, der Fortuna Virilis in ihrem Tempel ein Opfer dar, welches bloß darin bestand, daß sie Weihrauch auf ihren Altar streueten; wobey sie die Göttin um Beystand anflehten, daß es ihnen gelingen möchte, sich ihren Männern stets angenehm zu machen, und ihre Zuneigung sich zu erhalten.

Sie gaben also der Benennung männliche Glücksgöttin die besondere Ausdeutung, daß dieselbe ihnen Glück bey ihren Männern verschaffen sollte. Zuletzt nahmen sie einen Milchtrank mit zerstoßenem Mohnsamen und Honig vermischt zu sich, welchen, wie man sagte, auch Venus bey ihrer Vermählung nahm, und welcher Trank zum

ruhigen und süßen Genuß der ehelichen Liebe gleichsam einladen sollte.

Man flehte hierbey die Venus an, daß sie die Schönheit, die Sitten und den guten Nahmen schützen möchte, welches Gebeth an die Venus sich auf die Veranlassung zu diesem Feste gründete, die noch vorzüglich merkwürdig ist.

Es war nähmlich einstmahls in den ältern Zeiten Roms eine solche Verderbniß der Sitten eingerissen, daß drey vestalische Jungfrauen nach einander das Verbrechen der Unkeuschheit begingen, worüber die ganze Stadt in Trauer und Besorgniß gerieth.

Man fragte die sybillinischen Bücher um Rath, in welchen man den Ausspruch fand, daß man die Venus selber durch Opfer und Gebethe müßte zu versöhnen suchen, damit sie die Herzen umlenken, und die entflohene Keuschheit in den jungfräulichen Busen wieder möchte zurückkehren lassen.

Daher widmete man ihr nun unter dem Nahmen der Venus Vertikordia oder der Herzenslenkerin einen Tempel, in welchem ihr Bildniß von der keuschesten Matrone sollte geweihet werden.

Von allen römischen Matronen wurden hundert, und von diesen wieder zehen durch das Loos gewählt, um den Ausspruch zu thun, welche durch Reinigkeit der Sitten unter allen hervorleuchte; dieß war nach dem einstimmigen Urtheil Sulpicia, die Vermählte des Fulvius Flakkus, deren Nah-

me und Ruhm sich bis auf die späteste Nachwelt erhalten hat.

Indem man also einem einreißenden Laster vorbeugen wollte, flohe man nicht vor dem Triebe, woraus es entspringt, zurück; sondern man suchte diesen von der Natur gebothnen Trieb selbst, durch die Verehrung einer Gottheit, die ihn lenken sollte, zu heiligen, und ihn dadurch in seine Grenzen zurück zu führen.

Am 5ten April.

## Die Megalesischen Spiele.

Diese Spiele wurden wiederum der großen Mutter zu Ehren gehalten, deren erstes Fest man schon im März gefeyert hatte, und welche ohngefähr um diese Zeit auf den palatinischen Berg in den Tempel der Viktoria gebracht war, wo alles Volk ihr seine Ehrfurcht bezeugte.

Der feyerliche Umgang mit der Göttin wurde an diesem Feste wiederhohlt, die Priester der Cybele durften diese Tage über Allmosen sammlen, und das Volk sahe den Spielen zu, die gleichsam unter den Augen der Göttin, auf dem palatinischen Berge veranstaltet wurden.

Die gottesdienstlichen Spiele der Römer bestanden entweder in allerley körperlichen Uibungen und Wettrennen mit Wagen und Pferden, das im Cir-

kus oder der öffentlichen Rennbahn gehalten wurde; alsdann hießen sie circensische Spiele; oder sie bestanden in irgend einer Art theatralischer Vorstellungen, die man scenische Spiele nannte.

Von der letztern Art waren diejenigen, welche man der Göttin Cybele zu Ehren auf dem palatinischen Berge hielt. Zu den gottesdienstlichen scenischen Spielen zählte man die Tragödien, die Komödien, die Satyren, und den Mimus, oder das Gebährdenspiel.

Die Veranlassung zu den scenischen oder theatralischen Spielen überhaupt war ebenfalls eine Noth, worin sich das römische Volk befand, indem es einst von einer langanhaltenden Pest gedrückt wurde, und unter andern auch durch diese Art Spiele die erzürnten Götter zu versöhnen suchte, von denen man also gewiß voraussetzte, daß sie an dergleichen frohen Spielen der Sterblichen ein Wohlgefallen fänden.

Da bey den kriegerischen Römern bis dahin nur die circensischen Spiele üblich gewesen waren, so ließ man nun aus Etrurien eine Art Schauspieler zu den scenischen Spielen kommen, die zuerst bloß nach dem Schalle einer Pfeife tanzten, bis nach und nach Gesang und Gebährdenspiel hinzu kam.

Einen so geringen Anfang hatten die scenischen Spiele. Demohngeachtet richtete man sich an dem Gedanken wieder auf, daß diese Spiele den Göttern wohlgefällig wären; und in den niedergeschla-

genen Gemüthern entstand wieder neue Lebenslust und neue Lebenszuversicht.

In eben dieser Stadt nun, wo damahls unter den Augen der Gottheit, und um der Gottheit willen jene frohen Spiele veranstaltet wurden, sind dieselben jetzt in die Zeit des Karnevals verbannt, wo das Volk sich auch der Freude, aber nicht mehr mit gutem Gewissen, überläßt, weil man sich diese Freuden nicht mehr mit der Gottheit und ihrem Wohlgefallen, Scherz und Lachen nicht mehr mit dem Heiligen, zusammendenken darf.

Man fühlt diesen Zwang und sucht sich unter allerley Vorwand davon zu befreyen; denn es werden schon seit einigen Jahren den ganzen Sommer über Singspiele gegeben, welche aber bloß als Vorspiel zu einer Kinderkomödie betrachtet werden müssen, die zwischen den Akten gespielt wird, und durch deren Unschuld diese Singspiele gleichsam wieder gerechtfertigt werden sollen.

Dagegen war bey den alten Römern ein schönes Gesetz: In den öffentlichen Spielen, die nicht in körperlichen Uibungen bestehen, soll das Volk bey Gesang und Saitenspiel seine Freude mäßigen, und dieselbe mit der Verehrung der Götter vereinigen.

---

Am

Am 9ten April.

# Die Cerealien.

Dieß Fest der Ceres wurde mit den Kampfspielen eröffnet, welche ihr zu Ehren im Cirkus gehalten wurden; worauf dann die eigentlichen Cerealien erst ihren Anfang nahmen, deren Feyer mehrere Tage währte.

Die Kampfspiele selber aber wurden durch einen religiösen Aufzug vorbereitet, worin sich alles vereinigte, was nur irgend durch sinnbildlichen Ausdruck von Hoheit und Würde auf die Gemüther der Sterblichen wirken kann.

Durch einen solchen Aufzug wurde die Verehrung aller übrigen Götter in das Fest, welches man einer besondern Gottheit zu Ehren feyerte, mit eingeschlossen, und ihre Bildsäulen im Pomp mit aufgeführt. Die majestätische Folge des ganzen Götterchores bildete vor den Augen des Volks ein bewegliches Pantheon.

Voran wurde eine geflügelte Viktoria, mit einem Palmzweig in der einen und einem Kranz in der andern Hand, getragen. Denn es ist die Siegesgöttin, welche bey jedem Kampf, sey's Treffen oder Spiel, den Vorsitz hat.

Dann folgten die hohen Schutzgottheiten Roms. Jupiters Bildsäule mit dem Blitz bewaffnet, Juno mit dem majestätischen Pfau; Minerva mit Helm

und Spieß, und dann nach der Reihe die Bildsäulen der übrigen Gottheiten.

Geschmückte Knaben leiteten die zum Wettrennen bestimmten Pferde, welche zu dem Feste gleichsam geweihet waren. — Dann folgte der Zug der obrigkeitlichen Personen, der Senat, und die Söhne der Ritter. — Hierauf die Fechter und Ringer, und die Chöre von Sängern, wovon das erste aus Männern, das zweyte aus Jünglingen und das dritte aus Kindern bestand; nebst den Pfeifern und Cytherspielern, an welche sich ein Haufe aus dem Volke in allerley Verkleidungen muthwillig scherzend anschloß. Dann kamen die Priester, welchen ihre Bediente das Opfergeräthe nachtrugen, und endlich die Opferschlächter mit den bekränzten Opferthieren. —

Es mischte sich nichts Strenges, nichts Düstres in diese Feyerlichkeit. — Die Bildsäulen der Götter selber waren schön, und durch dieselben und ihre Attribute, wurde Hoheit, Macht und Würde auf mannigfaltige Weise sinnbildlich ausgedrückt.

Die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, welche auf eine natürliche und ungesuchte Weise das fortschreitende Alter bezeichneten, bothen den Augen ein eben so schönes als bedeutendes Schauspiel dar. Das Opfergeräth selbst, welches nachgetragen wurde, die Rauchpfannen, Opfertische und Dreyfüße, machten einen schönen und malerischen Anblick; und die bekränzten Opferthiere vol-

lendeten gleichsam das Gemälde, welches dieser Zug in der Einbildungskraft zurückließ.

Das ganze zusammengenommen war ein majestätisches Bild des immer fortschreitenden Lebens, mit seinen abwechselnden ernsten und komischen Scenen. Nichts war darin ungöttlich, nichts wurde ausgeschlossen, was frohen Lebensgenuß gewährt, und Scherz und Lachen schloß sich in dem schönen Zuge mit an.

Hiebey wurden nun an dem Feste der Ceres ihr zu Ehren Loblieder abgesungen, daß sie die Menschen gelehrt habe, statt der Eicheln eine bessere Nahrung dem Boden abzugewinnen. Man zog damahls die Heiligkeit der körperlichen Dinge, worauf die Erhaltung des Lebens beruhet, noch in Erwägung, wovon sich nachher die Aufmerksamkeit immer mehr abgezogen hat, weil man sich gewöhnte, sie nicht als wohlthätige Ereignisse, sondern als etwas, das nun einmahl so seyn müßte, zu betrachten. —

Auf den feyerlichen Umgang folgte dann das Wettrennen mit Wagen und Pferden in dem Cirkus. Man glaubte die Götter nicht besser ehren zu können, als wenn man alle seine Kräfte aufböthe, um, sey's auch nur im Spiele, wetteifernd nach einem Ziele zu streben, und die Palme zu erreichen, welche die Götter selbst dem Sieger zur Belohnung bestimmt haben.

Durch dieß alles wurde die Imagination immerwährend mit schönen und reizenden Bildern genährt. — Das Leben selbst verfloß in höherm Genuß, weil es sich, in allen Festen und Spielen sinnbildlich dargestellt, wiederfand, und sich selbst darin spiegelte und vervielfältigte.

Am zwölften hub erst die eigentliche Feyer der Cerealien an.

Dieß Fest schrieb sich aus Griechenland von dem verborgenen Dienste der Ceres her, und wurde von ihren Priesterinnen, die sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten mußten, in der Nacht gefeyert. Wer dabey erschien, mußte weiß gekleidet seyn, und durfte sich wegen keines Todten in Trauer befinden.

Demohngeachtet waren es die Begriffe von Leben und Tod, die sich gerade bey diesem Feste am nächsten zusammenfanden. Man feyerte die Trauer der Ceres um ihre Tochter, die jungfräuliche Proserpina, welche von Pluto in das Reich der Schatten entführt war.

Auf dem Aetna zündete Ceres ihre Fackel an, und suchte ihr geraubtes Kind in den verborgensten Winkeln der Erde. Sie erleuchtete die Nacht, um das Verborgene aufzudecken, und das Verlorne und Entschwundene wieder an den Tag zu bringen. —

Nachdem sie vergebens auf dem ganzen Erdkreis ihre verschwundene Tochter gesucht hatte, kam

sie in Eleusis in Griechenland ermüdet an, und setzte sich jammervoll auf einem Steine nieder. — Menschliches Leiden ist in dieser schönen Dichtung mit der Macht der Gottheit verknüpft. Es ist die erhabene, alles ernährende Göttin, welche um den Verlust ihrer Tochter klagt.

Das Lebende suchte das Verstorbene, und fand es nirgends.

Daß aber bey den Alten unter dem Raube der Proserpina der Tod sinnbildlich dargestellt wurde, sieht man an den Basreliefs auf den antiken Marmorsärgen, wo der Tod der Proserpina zum öftern abgebildet ist, um den Tod eines jungen Mädchens, so wie der entschlummerte Endymion, um den Tod eines Jünglings zu bezeichnen.

Als nun Ceres in Eleusis auf dem Steine saß, lud ein Greis, Nahmens Celeus, dessen Sohn in der Wiege krank lag, sie in seine Hütte ein. Sie folgte dem Greise, und als sie in das Haus trat, lag das Kind in den letzten Zügen. Die Göttin drückte ihre Lippen auf den Mund des Kindes, und hauchte ihm plötzlich wieder Leben ein.

Sie blieb nun in der gastfreundlichen Behausung, wohin sie, obgleich selbst in Trauer, die Freude wieder gebracht hatte, und suchte dem Sohne des Celeus, dem sie das Leben geschenkt hatte, auch die Unsterblichkeit zu geben, indem sie ihn alle Nächte mit Flammen umgab, die den sterblichen Theil seines Wesens verzehren sollten.

Aber auch in diesem Geschäft wurde sie durch die Mutter des Knaben gestört, welche die Ceres einst bey diesem geheimnißvollen Werk belauschte, und da sie ihr Kind in Flammen sahe, ein lautes Geschrey anhub, worauf die Göttin plötzlich ihre wahre Gestalt annahm, und auf ihrem mit Drachen bespannten Wagen sich in die Lüfte erhub.

Sie war also durch die zärtliche Besorgniß der Mutter in ihrem sehnlichen Wunsche gehindert worden, das Sterbliche unsterblich zu machen. — Allein sie schenkte dem ältern Sohne des Celeus, dem Triptolem, den wohlthätigen Samen, woraus der nährende Halm erwächst, und gab ihm einen mit Drachen bespannten Wagen, um die edlen Weizenkörner auf dem ganzen Erdboden auszustreuen.

Nachdem die Göttin für die Nahrung und Erhaltung der Sterblichen gesorgt, und ihres eigenen Kummers eine Zeitlang vergessen hatte, durcheilte sie wieder Erde, Meer, und Lüfte, um ihre verlorne Tochter wiederzufinden, deren Aufenthalt beym Pluto ihr endlich die allsehende Sonne entdeckte.

Da forderte Ceres vom Jupiter, dem Vater der Götter und Menschen, ihre Tochter wieder, die aber aus den unterirdischen Wohnungen nur unter der Bedingung zurückkehren konnte, daß sie sich alles Genusses von Speise enthalten habe. Allein auch Proserpina hatte die Rückkehr verscherzt, in-

dem sie der Begier nicht hatte widerstehen können, einige Körner aus einem Granatapfel zu verzehren.

Da die göttliche Mutter hierüber untröstlich war, gewährte Jupiter der Gattin des Pluto, daß sie hinfort immer nur die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt bleiben, und die andere Hälfte auf der Oberwelt des himmlischen Lichts wieder genießen solle.

Der Dienst der Ceres war geheimnißvoll, und das Geheimnißvolle bey den gottesdienstlichen Gebräuchen der Alten lag vorzüglich in dem Gegensatze von Leben und Tod, weil es wirklich in der Natur kein größeres Geheimniß gibt, als dieß.

Nun gibt es aber kein schöneres Sinnbild, keine Ereigniß, in der Natur, wo Leben und Tod, Bildung und Zerstörung, dem Scheine nach, näher aneinander grenzen, als da, wo das Samenkorn dem Auge ganz verdeckt, im Schooß der Erde vergraben liegt, und gerade auf dem Puncte, wo das Leben seine Endschaft zu erreichen scheint, ein neues Leben anhebt.

Es ist die geheimnißvolle Entwickelung des Keims im Schooße der Erde, das innre heilige Leben der Natur, welches vor sterblichen Augen verborgen, alle Geschlechter und Arten in ewiger Jugend erhält, und kein Stäubchen verloren gehen läßt.

Diese Idee, welche von neuen Dichtern so oft genutzt ist, war bey den Alten im hohen Grade leb=

haft; nur gaben sie allen diesen Begriffen gern Persönlichkeit, und hüllten sie in Göttergestalten ein, worin das Große und Erhabene von ihnen verehrt wurde, was sich die Seele selbst in ihren hellsten Momenten denkt.

Das Samenkorn war gleichsam zum erstenmahle verschwunden; man wußte noch nicht, ob es aus dem Schooße der Erde wieder aufkeimen würde. — Pluto hatte die jungfräuliche Tochter der Ceres geraubt, und die erhabene Mutter trauert um ihren Verlust.

Sehr merkwürdig ist das Geständniß des Cicero, der von den eleusinischen Geheimnißen, in welche er selber eingeweiht war, den Ausspruch thut, daß sie den Eingeweihten nicht nur zu einem frohern Genuß des Lebens, sondern auch zu einer bessern Hoffnung im Tode erheben.

Es scheint, als sey die Hülle der Dichtung bey den Eingeweihten herabgesunken, und ihnen ein Blick auf das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge gewährt, durch deren standhaftes Anschauen allein das Leben in sein Gleis kömmt, und der Tod seine Schrecken verliert.

Auch von den Landleuten wurden die Cerealien gefeyert, indem sie der Ceres ein ackerumwühlendes Schwein zum Opfer brachten, und ihr zu Ehren fröhliche Gastgebothe hielten, wobey sie Lieder zu ihrem Lobe sangen.

Wie heilig der Dienst der Ceres bey den Römern war, siehet man daraus, daß nach der schrecklichen Niederlage, welche sie bey Cannä vom Hannibal erlitten, der Senat beschloß, daß die Trauer um die Gefallenen nicht länger als dreyßig Tage währen solle, damit das Fest der Ceres könne gefeyert werden, bey welchem niemand in Trauer erscheinen durfte.

Die Mütter und Töchter, Gattinnen und Schwestern der Erschlagenen, mußten ihre Thränen abtrocknen, und in weißem festlichem Gewande Weihrauch auf die Altäre streuen. So sehr mußte jede häusliche Trauer der allgemeinen Verehrung der Gottheit weichen, die man selbst nach erlittenen Jammer mit Lobliedern verehrte.

Als einst die römische Republik durch innere Zwistigkeiten zerrüttet war, fragte man die sybillinischen Bücher um Rath, welche den Ausspruch thaten, daß man die älteste Ceres versöhnen müßte; man schickte zu dem Ende eine priesterliche Gesandtschaft nach Enna in Sicilien, wo das älteste und verehrteste Götterbild der Ceres sich befand, das in spätern Zeiten von dem römischen Statthalter Verres aus diesem Tempel geraubt wurde, worüber ihn Cicero mit erschütternder Beredtsamkeit anklagt, und im Nahmen der Bürger von Enna für diese Frevelthat Rache fordert.

Der sanfte menschenfreundliche Plinius besaß ein Landgut, auf welchem ein alter Tempel der Ce-

res stand. Das Volk versammlete sich hier aus der ganzen Gegend, um seine Gelübde der Ceres darzubringen; und in der Nähe war kein Zufluchtsort, weder vor der Sonne, noch vor dem Regen.

Ich werde, schreibt Plinius an seinen Freund, diesen Tempel prächtig bauen lassen, und einen bedeckten Gang dazu, jenen für die Gottheit, und diesen für die Menschen; der Portikus soll dem Tempel gegenüber auf einer Wiese gebauet werden, weil der Tempel selbst von der einen Seite durch einen Fluß, von der andern durch einen jähen Felsen, und von der dritten durch den Weg beschränkt wird.

Am 15ten Aprill.

## Die Fordicidien.

Jetzt, da die Erde selbst von dem eingestreuten Samen schwanger, die Hoffnung der künftigen Ernte noch in ihrem Schooße verhüllte, opferte man ihr eine trächtige Kuh, deren Benennung in der Sprache der Römer, diesem Feste den Nahman gab, und wodurch man die alles ernährende Mutter zu versöhnen suchte, damit sie Mißwachs und Unfruchtbarkeit verhüthend, den Saaten und den Heerden Gedeihen geben möchte.

Der König Numa stiftete schon dieß Fest, um dadurch dem Ackerbau und der Viehzucht gleichsam eine besondere Weihung, durch Opfer und

Gebeth zu geben, und zugleich bey einer großen Unfruchtbarkeit der Aecker und der Heerden, welche zu seiner Zeit einfiel, den Muth des Landmannes wieder aufzurichten.

Ihm ward, nach der alten Sage, im Traume die Offenbarung, daß, wenn er die Erde versöhnen wolle, so müsse er ihr zwey Leben opfern. — Die Nymphe Egeria deutete ihm darauf den geheimnißvollen Spruch: er müsse der Mutter Erde eine trächtige Kuh zum Opfer bringen!

Indem man nun durch Opferung trächtiger Kühe die Fordicien feyerte, brachte man der Erde freywillig dar, was sie sonst durch Mißwachs und Unfruchtbarkeit hinwegnahm. — Die älteste Vestalin mußte gleichsam im Nahmen der Gottheit, die man verehrte, bey diesem Opfer zugegen seyn, um das ausgeschnittene unzeitige Kalb, zur völligen Versöhnung des Schadenden und Zerstörenden, zu Asche zu verbrennen; welche Asche man zu dem hierauf folgenden Feste aufbewahrte.

Die dreyßig Kurien oder Gemeinden, in welche das römische Volk getheilt war, mußten dieß Fest, eine jede besonders, feyern. — Denn Ackerbau und Viehzucht waren in den ältesten Zeiten das wichtigste Geschäft der römischen Bürger. — Da sie nur von der allesernährenden Erde die Frucht ihrer Mühe erwarteten, so wandten sie sich

unmittelbar an dieselbe mit Opfern und Gebethen; und ohne weiter zu blicken, hielten sie sich an das nächste, woraus ihnen Nahrung und Fülle strömte, gleich dem Kinde, das sich zuversichtlich an den Busen der Mutter schmiegt.

Am 21sten April.

## Die Palilien.

Eines der ältesten und unschuldigsten ländlichen Feste waren die Palilien, wodurch man die Pales sich geneigt zu machen suchte, welche dem Futter der Thiere Gedeihen gab, und in deren Obhuth die Hirten ihre Heerden empfahlen, um sie vor allem Schädlichen zu bewahren.

Dieß Fest war eine jährliche Weihung und Entsündigung des Hirten und der Heerde. — Die Vergehungen, deren ein Hirt sich schuldig machen konnte, waren nähmlich, wenn er unversehens unter einem heiligen Baume, oder auf Plätzen, wo Todte verbrannt waren, geweidet hatte; wenn er in einen Hain getreten war, wo die Nymphen oder der Ziegenfüßige Pan, durch seine Blicke verscheucht waren.

Wenn er einen Zweig aus einem heiligen Haine entwandt hatte, um einem kranken Schaafe dadurch zu helfen; wenn er bey einem Hagelwetter die Heerde an einem Tempel auf dem Felde hatte Schutz suchen lassen; oder wenn diese etwa den

Nymphen die klare Fluth getrübt, und dadurch ihren Zorn erweckt hatten. —

Alle diese Vergehungen auszusöhnen, flehte man die Göttin Pales an, und bath sie, die Heerden nicht entgelten zu lassen, was der Hirt verschuldet; auch gelobte man aufs neue, daß man sich auf alle Weise hüthen wolle, die Dryaden und die Waldgötter zu Gesicht zu bekommen.

So leicht und unschuldig nun diese Vergehungen waren, so leicht war auch das Versöhnungsmittel: Am Tage vor dem Feste theilte nähmlich die Vestalin dem Volke die Asche von den unzeitigen Kälbern aus, welche bey den Fordicidien verbrannt waren. Diese Asche ward auf glühende Kohlen geschüttet, und Pferdeblut darauf gegoßen; dann ward Bohnenstroh angezündet, und der Hirt sprang dreymahl über die Flamme hinweg; das war die Entsündigung des Hirten.

Die Heerde ward nach dem Abendfutter aus dem Stalle gelassen, und der Hirt besprengte sie mit einem Lorbeerzweige mit reinem Wasser; man zündete Schwefel an; der Stall ward ausgefegt und ausgeräuchert; die Thüren desselben schmückte ein großer frischer Kranz; und nun ward der milden Pales ihr Opfer dargebracht, welches aus einem Kuchen von Hirse, einem Körbchen mit Hirse, und einem Gefäß voll Milch bestand.

Man flehte die Göttin an, sie wolle den Hirten und die Heerde, und die wachsamen Hunde erhal-

ten; den Wolf verscheuchen; Gras und Kräutern Gedeihen geben; zarte Wolle den Lämmern; dem Euter volle Milch; daß des Gewinnstes sich der Landmann freue; dann wolle man übers Jahr wieder große Kuchen backen, und ihr, der guten Pales, wieder ein Opfer bringen.

Eine neuere Art Palilien, welche noch jetzt, obgleich nicht der Göttin Pàles zu Ehren, in Rom gefeyert werden, machen mit den alten einen angenehmen Kontrast. Nicht weit von Maria Maggiore ist nähmlich eine Kirche und Kloster, wohin jährlich mit Pferden, Eseln, Maulthieren u. s. w. einė Wallfahrt angestellt wird, damit die Thiere ebenfalls durch Besprengung aus dem heiligen Weihkeßel vor allen übeln Zufällen in dem künftigen Jahre gesichert werden.

Der Kirche gegenüber auf einem Balkon erschallt, so lange die Feyerlichkeit dauert, eine frohe Musik; die Thiere, welche zur Besprengung hinzugeführt werden, sind mit Bändern schön geschmückt. Die vornehmsten römischen Equipagen fahren eine nach der andern heran, und lassen an ihrem Vorspann die Ceremonie vollziehn, weil man der Besprengung vorzüglich die wohlthätige Einwirkung auf die Natur der Pferde zuschreibt, daß sie binnen dem ganzen Jahre nicht scheu oder flüchtig werden.

Die Römer sind in diesen ihrem Volksglauben noch vor nicht langen Jahren durch einen Zufall bestärkt worden, der einem Fremden begegnete, wel-

cher sich an diesem Tage, ungeachtet der Ermahnung seines Kutschers, der Ceremonie nicht unterziehen wollte, sondern dem Kutscher zu einer Spazierfahrt anzuspannen Befehl gab. Kaum saß der Kutscher auf dem Bock, so wurden die Pferde scheu; der Kutscher stürzte, und blieb todt; der frevelnde Fremde kam mit einer gefährlichen Kontusion davon, und fuhr seitdem sehr andächtig an dem bestimmten Tage mit seiner Equipage vor, um seine Pferde mit den Tropfen des geweihten Wassers besprengen zu lassen, das selbst Thieren Zahmheit und Sanftmuth einflößt.

Der weihende Priester bey dieser Ceremonie ist gemeiniglich ein junger Geistlicher, der eine Art von Besen oder zusammengebundene Reiser in den Weihkessel taucht, und gegen Erlegung einer Kleinigkeit an Gelde, oder sonstigen Geschenkes, die Thiere, welche herzugeführt werden, sehr reichlich benetzt, so daß auch die Kutscher, Eseltreiber u. s. w. nicht leer ausgehen, und junge Mädchen, die vorbey kommen, mit schalkhafter Miene von dem jungen Priester zum Scherz besprengt werden.

Die Musik auf dem Balkon, die vielen und reichen Equipagen, die andächtigen Landleute, welche ihre mit Bändern geschmückten Thiere herzuführen, die Menge der Spazierengehenden, der Fußboden der Kirche mit grünen duftenden Blättern bestreut, die schöne Jahreszeit, und das Lachende und Frohe dieses Festes selber, geben ihm einen vorzüg-

lichen Reitz, worüber man das Lächerliche selbst vergißt, und durch die allgemeine fröhliche Stimmung sich mit erheitert fühlt.

Am 23sten April.

## Die Vinalien.

An diesem Tage eröffneten die Römer ihre großen irdenen Weingefäße, welche von der Höhe eines Menschen waren, wie man sie noch in dem Keller von den Ruinen eines Landhauses bey Pompeja siehet; in einem solchen großen irdenen Faße findet man auch auf antiken Basreliefs den Diogenes abgebildet.

Bey der Eröffnung dieser Gefäße nun wurde dem Jupiter auf dem Hausaltare, der ihm geweihet war, ein Becher von dem Weine geopfert, wobey man sich dankbar an ein uraltes Gelübde zurückerinnerte.

Nach dem Tode des Aeneas hatte nähmlich einst der siegreiche Tuscische König von den Lateinern als eine Friedensbedingung verlangt, daß sie allen Wein, der in ihrem Land wachse, nach Etrurien liefern sollten. Die Lateiner hierüber aufgebracht, verbanden sich zu einer neuen Gegenwehr, und weihten lieber allen ihren Wein dem Jupiter, als daß er dem Feinde zur Beute werden sollte.

Da

Da sie nun den Sieg erhielten, so beobachteten sie seit der Zeit das Gelübde, welches sie dem Jupiter gethan, wenigstens einigermaßen dadurch, daß sie der schützenden Gottheit, die ihres Weins nicht bedurfte, ihren dankbaren Willen zeigten, indem sie einen Becher voll aus jedem Faße ihm zum Opfer darbrachten, und dadurch den ungestraften Genuß des übrigen Weins, der ihm eigentlich auch gehörte, sich erbathen.

An eben diesem Tage wurde auch das Fest der Venus Erycina von den Töchtern der Freude gefeyert. Ihr Tempel lag vor der Stadt bey dem Kollinischen Thore. Man opferte ihr angezündeten Weihrauch; schmückte ihre Bildsäule mit Myrthenzweigen, und bekränzte sie mit frischen Rosen. Dann richtete man Gebethe und Gelübde an die Göttin, daß sie die Kunst zu gefallen, ihren Verehrerinnen ertheilen möchte.

Am 25sten Aprill.

## Die Robigalien

Um diese Zeit, wo in jenem Klima, der Rost oder Brand das Getreide am öftersten angreift, wurde dem Robigo, einem Wesen der Einbildungskraft, das man sich selbst sowohl schadenstiftend als schadenverhüthend dachte, ein Opfer dargebracht, um es zu versöhnen.

Es war im Grunde die allesbelebende Natur selber, welche man um diese Jahreszeit, unter der besondern Benennung Robigo sich geneigt zu machen suchte. Auch die Einsetzung dieses ländlichen Festes schreibt sich von Numa her, welcher die religiöse Aufmerksamkeit so viel wie möglich unmittelbar auf die umgebende Natur, auf die fruchtbringende Erde, die belebende Sonnenwärme, Aussaat und Ernte, und den dankbaren Genuß der Gaben aus dem Schooße der Erde, zu lenken suchte.

Gleichsam als eine Anspielung auf die brennende, das Getreide versengende Hitze des Hundssterns, wurde dem Robigo eine noch saugende röthliche Hündin geopfert. — Der Opferpriester von den Opferdienern und den römischen Bürgern, welche Landgüter besaßen, begleitet, ging in Prozession mit dem Opfergeräth aus dem Katularischen Thore, in den dem Robigo geweihten Hain.

Hier flehte der Priester die Gottheit an, die Saaten zu bewahren, der Ernte Gedeihen zu geben; dann zündete er Weihrauch an; goß Wein aus dem Opferkruge in die Opferschale; und brachte, außer der röthlichen Hündin, noch ein zweyjähriges Schaaf der Gottheit zum Opfer dar.

In dem Gebethe, das ein römischer Dichter dem Opferpriester in den Mund legt, wird Robigo auf eine naive Art angefleht, er solle lieber

die Schwerter in den Scheiden, als das Getreide auf dem Felde, mit seinem Rost angreifen.

Robigo wird auch als ein furchtbares Wesen angeredet; der Landmann zittert, daß er sich auch sein Getreide zum Augenmerk möchte genommen haben. Der bethende Priester sagt: Laß es dir genug seyn, daß du schaden kannst! und wenn du ja etwas zerstören willst, so zerstöre das Zerstörende, nähmlich das Eisen.

Am 28sten Aprill.

## Die Floralien.

In dem Blumenmonathe ward auch der Göttin Flora zu Ehren ein Fest gefeyert. Alle Häuser waren an diesem Feste mit Blumenkränzen geziert, und alle Tische damit bestreut. Man bekränzte sich mit Blumen, und sang fröhliche Lieder auf den Straßen. Die Blumenwelt wurde gleichsam in sich selbst, und in ihr die erzeugende und schaffende Kraft verehrt, die außer dem nährenden Halme, auch das duftende Veilchen, und die Rose hervorbringt.

Man brachte der Flora kein andres Opfer dar, als den frohen Genuß des Lebens selber, den die schönste Jahreszeit unter den Einflüssen dieser wohlthätigen Gottheit begünstigte. — Man sieht noch jetzt in der Gegend der Villa Ludovisi in Rom die Ruinen

von dem Cirkus der Flora, wo junge Mädchen Tänze hielten, und furchtsame Rehe und Haasen zu haschen suchten, um den Augen des Volks ein ergötzendes Schauspiel darzubiethen, wobey die Lust denn freylich ausschweifte, und gleich der Frühlingspflanze zuweilen in üppige Blühte schoß.

Indeß war es Fröhlichkeit allein, und uneingeschränkter Genuß des Lebens, wodurch man bey diesem Feste die Gottheit selber zu versöhnen, und sie sich geneigt zu machen suchte; denn man dachte sich die Flora, als ein mächtiges Wesen, unter dessen Einflüssen auch Getreide, Baumfrüchte, Wachs und Honig, Oel und Wein stand.

Man stellte daher die Spiele der Flora zu Ehren, auf das Anrathen der sybillinischen Bücher, nach einem Mißwachs an, um dadurch den Schaden vorzubeugen, dem die Blühte des Getreides oder der Obstbäume durch Mehlthau und widrige Witterung ausgesetzt ist. Auch erneuerte man diese Spiele mit desto größrer Sorgfalt wieder, wenn etwa, nachdem man sie eine Zeitlang unterlassen hatte, Dürre und Mißwachs einfiel.

Merkwürdig ist es immer, daß man in den Festen der Alten die erzürnten Götter, statt durch Buße und Kasteyung, durch Fasten und dergleichen, vielmehr durch Fröhlichkeit und frohe Spiele wieder zu versöhnen suchte.

Die Besorgung dieser Spiele war sehr ansehnlichen obrigkeitlichen Personen, nähmlich den Aedilen, aufgetragen, welche diese Ehre sehr theuer bezahlen und einen ungeheuren Aufwand machen mußten, indem sie dem römischen Volke an den Floralien Erbsen und Bohnen austheilten, und also gewissermassen die wohlthätige Gottheit repräsentirten, der zu Ehren diese Spiele gefeyert wurden.

Selbst der ernsthafte, strenge Kato war bey dieser Feyer nachsichtsvoll. Als er nähmlich einst im Cirkus zugegen war, und bemerkte, daß man in seiner Gegenwart Scheu trug, sich ganz der ausschweifenden Freude zu überlassen, so entfernte er sich, um das Austoben der einmahl aufgeregten Lust des Volkes nicht länger zu verhindern.

Am 30sten April.

## Das Fest der Palatinischen Vesta.

Dieß war eins der neuern Feste der Römer, welches erst vom Augustus gestiftet wurde, als er der Vesta in dem prächtigen von ihm erbauten Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge zugleich einen Platz anwies. Die Göttin bekam nun von ihrem neuen Aufenthalte den Zunahmen, die Palatinische, so wie in neuern Zeiten die Jungfrau Maria von den Plätzen, wo sie verehrt wird,

ebenfalls ihre Zunahmen erhält, als St. Maria in Campitelli, die heilige Jungfrau in der Gegend des Kapitols, oder die Kapitolinische Jungfrau.

---

# Von den Festen im May.

## Am 1sten May.

## Das Fest der Laren und der guten Göttin.

Den Laren oder schützenden Hausgöttern wurde am ersten May ein Opfer dargebracht, weil ihnen vor uralten Zeiten an diesem Tage der erste Altar in Rom errichtet war. Wenn durch irgend etwas das ganz alltägliche und gewöhnliche Leben der Alten geweihet und an religiöse Ideen geknüpft wurde, so war es durch die Verehrung der Hausgötter, welche gleichsam das ganze häusliche Leben, den Frieden, die Ruhe und Sicherheit der bleibenden Wohnung bezeichneten.

Die Laren waren kleine Götterbilder, die ihren Platz auf dem gastfreundlichen Heerde hatten, der bey den Alten heilig gehalten wurde, und der Vesta, als der Göttin der wohlthätigen Flamme, gewidmet war. Zu den Füßen der Laren war ein

Hund von Stein gebildet, zwischen welchem und dem Hausgott man eine sehr naive Vergleichung anstellte, indem man beyde als Wächter und Beschützer des Hauses betrachtete; wie man denn überhaupt nach jenen Begriffen gerne die Thierwelt mit der Götterwelt verknüpfte, weil sich die ausgezeichneten Naturen und Eigenschaften der verschiedenen Thierarten am besten zu bedeutenden Symbolen schicken.

Unter dem Schutz der Laren stand auch die Zubereitung der Speisen auf dem geweihten Heerde. Von jeder Speise brachte man ihm ein kleines Opfer dar, und weihte dadurch den jedesmahligen Genuß der Nahrungsmittel, so, daß man nach einem schönen Sprichworte der Alten, zum Tische wie zum Altare ging.

Am ersten May wurde nun dem Schutzgott des Hauses ein frischer Blumenkranz aufgesetzt, weil der vorige bey der Hitze des Feuers längst versengt war; auch hing man am Kamin einen großen Kranz dem Lar zu Ehren auf. Uibrigens brachte man ihm täglich ein kleines Opfer dar, indem man Weihrauch anzündete, oder Dünkelkorn verbrannte, und ein wenig Wein vor ihm ausgoß.

Wenn aber ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hause sich vermählte, und ihren Hochzeittag feyerte, so wurde dem Hausgott außerordentlich Weihrauch gestreut, und er wurde an diesem Tage, so wie am ersten May mit frischen Kränzen

geschmückt. — Auch waren dem Lar, so wie die Jahreszeiten abwechselten, noch besondere Opfer bestimmt; man brachte ihm entweder ein wenig Honig, einige Weintrauben, oder ein Stückchen von einem Kuchen dar; und in der Aerntezeit setzte man ihm statt des Blumenkranzes einen Kranz von Aehren auf.

In sofern der Lar das ganze häusliche Leben, oder alles was mit einer bleibenden Wohnung verknüpft ist, bezeichnete, sagte man von jemanden, der seine eigne häusliche Einrichtung hatte: er hat seinen eignen Laren, und wenn er von einer Reise wiederkehrte: er kehrt zu seinen Laren zurück. Diesen wurde denn auch von dem Rückkehrenden vor allen Dingen zuerst das gewöhnliche Opfer dargebracht, und der Hausgott, welcher nun zum erneuerten Genuß der häuslichen Freuden einlud, wurde auch frisch bekränzt.

Jeder der seine Wohnung veränderte, wies zuerst den Laren ihren Platz an, und brachte ihnen ein Opfer dar, um die neue Wohnung einzuweihen, welche nun dadurch unter der besondern Obhuth eines schützenden Genius oder höheren Wesens stand.

Man verehrte auch unter den Laren die Seelen der frommen Abgeschiedenen, die, nach einem alten Volksglauben, die Schutzgeister oder Genien der Lebenden geworden waren: woher sich wahrscheinlich auch die Dichtung schreibt, daß diese La-

ren Zwillingssöhne einer Nymphe Lalara und des Merkur wären, der diese Nymphe auf den Befehl des Jupiter, zur Strafe wegen ihrer Geschwätzigkeit, in die Unterwelt habe führen müssen, wo sie ihrer Zunge beraubt worden sey, und Merkur die Laren mit ihr erzeugt habe.

Die den Laren geweihten Plätze in den Häusern der Großen hießen Lararia, und enthielten gleichsam ein Heiliges und Allerheiligstes. In dem letztern waren die geweihten Schutzgötter des Besitzers, in dem ersten die Abbildungen vorzüglicher Menschen, eines Plato, Homer, Aristoteles, Sokrates, aufgestellt; und diese wurden gewissermaßen mit zu den Laren oder wohlthätigen Genien gezählt, so daß jedes Haus dadurch gleichsam zu einem Tempel geweiht war.

## Das Fest der guten Göttin.

Dieß war ein eigentliches Keuschheitsfest, welches dem Anscheine nach den Bacchanalien entgegengesetzt war. Es wurde in der Nacht, in Gegenwart zweyer Vestalien in dem Hause einer obrigkeitlichen Person gefeyert, aus welchem sich alle Mannspersonen während dieser Feyer entfernen mußten. Alle Gemälde von Mannspersonen, und sogar von Thieren männlichen Geschlechts mußten abgenommen, oder mit einem Vorhange bedeckt werden.

Die gute Göttin selbst war ein geheimnißvolles Wesen, wovon der Begriff, so wie bey der Cybele, und andern ähnlichen Gottheiten nicht genau bestimmt war. Man dachte sie sich unter andern als die Vermählte des Faunus, die eine der ältesten Gottheiten Latiums war.

Eine alte Dichtung lag bey dieser Feyer zum Grunde: wie Faunus seine Gattin, da sie einmahl im Genuß des Weins ausgeschweift hatte, mit einem Myrthenstrauch grausam züchtigte. Obgleich das Haus mit Weinranken ausgeziert war, so wurde doch der Wein, den man zugedeckt in einem Gefäße vor der Bildsäule der Göttin hinstellte, nicht Wein sondern Milch genannt. Man hüthete sich, selbst den Nahmen des verderblichen zur Ausschweifung verleitenden Getränkes auszusprechen.

Am 9ten May.

## Die Lemurien.

In nächtlicher Stille suchte man die Manen oder Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, indem man ohne Schuhe mit leisem Tritt im ganzen Hause umher ging, und schwarze Bohnen über den Kopf hinter sich warf, wobey man die Worte wiederhohlte: mit diesen Bohnen löse ich mich selber und die Meinen! Man flehte die Manen an, die Ruhe der Lebenden nicht zu stören; und wenn

man sich dann dreymahl die Hände gewaschen hatte, schlug man an ein kupfernes Gefäß, durch welches Geräusch man sich die Geister dann ganz verscheucht dachte, so daß man nun das Jahr über ohne Furcht vor schrecklichen Erscheinungen blieb, indem man durch diese Ceremonie alles gethan zu haben glaubte, um die Verstorbenen zu besänftigen.

Uibrigens war es der Gedanke an eine Art von Blutschuld, die von der Ermordung des Remus noch auf dem Volke haftete, welcher zu diesem Feste die erste Veranlassung war, und demselben den Nahmen gab; denn eigentlich hieß es die Remuren, welcher Nahme nachher, wegen der Leichtigkeit der Aussprache, in Lemurien verwandelt wurde. Es war der blutige Schatten des ermordeten Remus, der nach einer alten Sage, seinen Pflegeältern, dem Faustulus und der Akka erschien, und zur Erneurung seines Andenkens ein jährliches Todtenopfer für sich begehrte, welches darauf Romulus, um den Schatten seines Bruders zu versöhnen, unter dem Nahmen der Remurien stiftete.

Am 12ten May.

## Das Fest des rächenden Mars.

Eines der neueren Feste, welches mit Wettrennen im Cirkus an den Tag der Einweihung des

Tempels gefeyert wurde, den Augustus auf dem römischen Forum, dem rächenden Mars gewidmet hatte.

Augustus hatte diesen Tempel dem Mars gelobt, da er zuerst die Waffen ergriff, um Cäsars Tod zu rächen. Er ließ ihn nachher mit erstaunlicher Pracht aufbauen. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon. Auf dem Grunde desselben steht die Kirche St. Luka, bey welcher sich die Akademie der Maler und Bildhauer befindet.

### Am 15ten May.

## Der Griechen Tod, und das Merkursfest.

In der grauen Vorzeit, als noch die alte Stadt Saturnia auf den Hügeln Roms stand, wurden, nach einem Ausspruch des Orakels, dem Pluto und Saturnus jährlich Menschenopfer dargebracht, und diejenigen, welche zu diesem Opfer bestimmt waren, warf man in die Tiber.

Bis Herkules, der auf seinen Zügen die Ungeheuer und auch den Aberglauben vertilgte, in diese Gegend kam, und den abscheulichen Gebrauch abschaffte, indem er die Griechen, welche damahls diesen Hügel bewohnten, lehrte, daß sie statt der Menschen, Puppen von Binsen in die Tiber werfen sollten, welches den Göttern weit angenehmer, und auch ihr Wille sey.

Diese schöne That richtete Herkules unterwegens aus, da er die Rinder des Geryon aus Gades hohlte, um sie dem Eurystheus nach Mycene zu bringen. Die Römer beobachteten nachher beständig diesen alten Gebrauch, und warfen am 15ten May in Begleitung der Vestalinen und obrigkeitlichen Personen eine bestimmte Anzahl von Binsen geflochtener Puppen von der heiligen Brücke in die Tiber, so daß dieß Fest eine immerwährende Erinnerung an die Abschaffung jenes grausamen Gottesdienstes war, und durch diese Art von spielender Verehrung, womit die Gottheit nach den besseren Begriffen sich begnügte, dieselbe in einem mildern Lichte darstellte.

## Das Merkursfest.

Am 15ten May war dem Merkur ein Tempel geweihet; deßwegen war dieser Tag ihm heilig. Auch führt dieser Monath selber, nach der gewöhnlichen Meinung der Alten, von der Maja, des Atlas Tochter und der Mutter des Merkur, den Nahmen.

An diesem Tage brachten vorzüglich die Kaufleute dem Merkurius Opfer dar, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen, und ihre Unternehmungen beglücken möge.

Vor dem Kapenischen Thore war nähmlich ein dem Merkur geweihter Brunnen. Bey diesem ver-

sammleten sich die Kaufleute mit gegürteten Kleidern, und ein jeder brachte von seinen Waaren mit. Sie schöpften mit einer Urne Wasser aus dem Brunnen, und besprengten mit einem feuchten Lorbeerzweige sich selber und die mitgebrachten Waaren, um ihre Vergehungen im vorigen Jahre auszusöhnen.

Ein römischer Dichter, der dieß Fest beschreibt, legt den Kaufleuten schalkhaft ein Gebeth in den Mund, welches von ihnen an den Merkur gerichtet wurde, den sie ohngefähr mit folgenden Worten anflehten:

Wasche ab die Meineide in meinem vergangnen Leben, und die falschen Worte am vergangnen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugniß gerufen habe, so müssen nun die Winde den falschen Schwur verwehen! Gib mir aber Gewinn, und laß des Gewinnstes mich erfreuen!

Merkurius, sagt der Dichter, lächelt dieser Bitte von seinem hohen Sitze, des Raubes der Rinder eingedenk, die er als Knabe schon dem Apoll entwandte. — Merkur selber war nichts weniger, als eine moralische Gottheit; Verschlagenheit und Gewandtheit war der Hauptzug in seinem Wesen, und die Dichtungen schildern ihn, wie er von seiner Geburt an schon auf listige Unternehmungen sinnt, die er mit Geschicklichkeit und Klugheit ausführt. Diese Klugheit, welche nicht auf

den Zweck sieht, wenn nur die Mittel wohl gewählt sind, war es eben, welche er ausschließend auf eine sinnbildliche Weise bezeichnete.

Mit dieser List und Verschlagenheit war nun aber auch die Hervorbringung aller nützlichen Künste, deren Erfindung man ihm zuschrieb, verbunden. Durch die Kunst nach Regeln zu ringen, welche er zuerst die Menschen lehrte, gab er dem Körper Behendigkeit, so wie er durch die Redekunst den Gedanken erst ihr Gewand und der noch unberedten Zunge ihre Geschmeidigkeit gab.

Da man nun aber in jenen Zeiten zwischen Recht und Unrecht noch keine so scharfe Grenzlinie gezogen hatte, so knüpften sich an die Idee von der Redekunst auch leicht die trügerischen Worte, welche die Dichter dem Gott der Rede in den Mund legen; und selbst die Diebstähle des Merkur hatten in der Vorstellungsart der Alten nichts Anstößiges, in sofern man ihn einmahl als ein bloßes Symbol der gewandten Klugheit und behenden List sich dachte.

Am 24ten May.

## Die Flucht des Opferkönigs.

Schon am 23sten Februar wurde zum Andenken der Verjagung des Tarquinius Superbus die Königsflucht gefeyert. — Der Opferkönig war

es, welcher allein in Rom noch den seit jener Zeit so verhaßten Königsnahmen führte.

Damit nun selbst dieser Nahme der Freyheit nie gefährlich würde, so durfte der Opferkönig weder ein obrigkeitliches Amt begleiten, noch Anreden an das Volk halten; ja er mußte sogar, wenn er bey den Komitien das Opfer verrichtet hatte, gleichsam als ob die öffentliche Rache ihn verfolgte, von dem Forum die Flucht nehmen.

Um diese Flucht aber recht auffallend zu machen, wurde am 24sten May ein eignes Fest gefeyert, wo der Opferkönig so schnell wie möglich nach vollbrachtem Opfer entfliehen und sich verbergen mußte, weil er weder Recht noch Freyheit hatte, öffentlich zu erscheinen. Durch ein solches Schauspiel wurde der Haß gegen die alte Tyranney, bey dem Volke, jedesmahl wieder aufgeweckt, und ihm seine Freyheit theuer erhalten.

Am 25sten May.

## Das Fest der Fortuna Publika.

Schon von den ältesten Zeiten her wurde die Glücksgöttin von dem römischen Volke vorzüglich verehrt, und führte hier mit Recht den Nahmen Fortuna Publika, weil dieser Staat, vor allen andern vom Glück begünstigt, von dem kleinsten Anfange den ungeheuersten Zuwachs nahm, und

zuletzt der mächtigste auf Erden ward. — Es war nicht allein ihr unüberwindlicher Muth und ihre Tapferkeit, welcher die Römer die Ausbreitung ihrer Macht zuschrieben, sondern sie traten auch dem Glück bescheiden seinen Theil ab.

---

# Von den Festen im Junius.

Am 1sten Junius.

## Das Fest der Juno Moneta, Göttin Carna, Mars, u. s. w.

Nach der gewöhnlichen Meinung führte der Junius von der Juno, so wie der May von der Maja, der Mutter des Merkur, den Nahmen. Weil aber das römische Volk in jeder seiner Classen in die Aeltern und Jüngern, Majores und Juniores, eingetheilet war, und die Monathe May und Junius gerade auf einander folgen, so ist auch die Meinung nicht unwahrscheinlich, daß beyde Monathe von jenem Volksunterschiede ihren Nahmen führen.

## Das Fest der Juno Moneta.

Am ersten Junius wurde nun die Einweihung des Tempels der J u n o M o n e t a gefeyert, der

auf dem Kapitolinischen Berge, auf demselben Flecke stand, wo der unglückliche Patricier Manlius gewohnt hatte, der einst Roms Retter war, und demohngeachtet, weil er sich zu Schulden kommen ließ, nach der Königswürde zu streben, von dem römischen Volke zum Tode verurtheilt, und von dem Tarpejischen Felsen herabgestürzt ward. Sein Haus wurde dem Erdboden gleich gemacht, und kein Patricier durfte mehr auf dem Kapitolinischen Berge wohnen.

Das Münzwesen stand unter der Aufsicht und dem besondern Schutze der Juno Moneta; auch wurde in oder bey ihrem Tempel das Geld geprägt, und noch jetzt heißt auf den neuen Grundrissen vom alten Rom, der Platz, wo dieser Tempel auf dem Kapitolinischen Berge stand, Zecca vechia oder die alte Münze.

## Das Fest der Göttin Carna.

Die Göttin Carna wurde schon in uralten Zeiten in Latium verehrt. Als Nymphe führte sie ehemahls den Nahmen Grane, und bewohnte den Helernischen Hain, wo sie alle ihre Liebhaber täuschte, indem sie dieselben, unter dem Vorwande ihre Liebe zu begünstigen, in eine mit Gesträuch verwachsne dunkle Höhle lockte, und alsdann sich schnell und tief verbarg, daß die Betrognen vergeblich ihren Schlupfwinkel zu entdecken suchten.

Als nun selbst Janus einst ihr seine Liebe erklärte, nöthigte sie auch diesen in die Höhle; allein dießmahl schlug ihre List ihr fehl: denn dem Janus kam hier seyn doppeltes Antlitz zu statten, womit er zu gleicher Zeit vorwärts und zurückblickte, und vor welchem die Nymphe vergeblich zu entfliehen suchte.

Als sie nun dem Gott ihre Liebe schenkte, gewährte er ihr dafür die Gabe, den Nahrungsmitteln, und dem körperlichen Wachsthum Gedeihen zu geben, alles Schadende und vorzüglich die nächtlichen Raubvögel von den Wiegen der Kinder zu verscheuchen, welche Wohlthat sie, nach einer alten Sage, dem Prokas Silvius, einem Königssohne in Latium erwies, von dem sie die Nachteulen, die seinen Leib und sein Gesicht zerfleischen wollten, abwehrte.

Man opferte dieser Göttin an ihrem Feste Bohnen, Mehl und Speck. Es waren die ältesten, einfachsten Speisen, welche zugleich an das Alterthum dieser Gottheit erinnerten, deren Verehrung sich gleichsam noch aus der ersten Kindheit der religiösen Vorstellungsart der Alten herschrieb.

Junius Brutus, Roms Befreyer, welcher den Tarquinius Superbus verjagte, ehrte diese Göttin vorzüglich, und dankte ihr die Erhaltung seines Lebens unter so viel Gefahren. Er brachte ihr daher nach der Vertreibung der Könige am 1sten Junius ein Opfer dar, welches man seit dieser Zeit ihr zu bringen nie versäumte.

Dieß Fest erinnerte vorzüglich an die alten Zeiten, an den einfachen Gottesdienst, und zugleich an die Mäßigkeit der alten Römer, die sich durch grobe nahrhafte Speisen nur zu sättigen, und noch durch keine Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Genusses, den Gaumen zu reizen suchten.

## Das Marsfest.

Vor dem Kapenischen Thore, welches jetzt die Porta St. Sebastiano heißt, war dem Mars ein Tempel erbaut, dessen Einweihung ebenfalls an diesem Tage gefeyert wurde. Hundert Säulen unterstützten diesen prächtigen Tempel, der mit Palmbäumen umgeben war, von denen noch jetzt die kleine Kirche, welche auf dem Grunde des zerstörten Tempels erbauet ist, die Kirche der Madonna von den Palmen heißt.

In dem Tempel des Mars befand sich ein wunderbarer Stein, welcher Lapis manalis, der Stein der Manen hieß, weil er über einer Oeffnung lag, welche man für einen Ein- und Ausgang der Schatten aus der Unterwelt hielt.

In der Kirche, die auf den Ruinen dieses Tempels gebauet ist, befindet sich auch ein Stein, welcher nach einem andern gebildet ist, in den die Fußtapfen Jesu gedrückt sind, der nach der Tradition dem heiligen Petrus, welcher vor dem Nero flohe, gerade auf diesem Flecke mit dem Kreuz auf

den Schultern entgegen kam, und von ihm angeredet wurde, domine quo vadis, Herr wo gehest du hin? Welche Worte ebenfalls eine Benennung dieser Kirche geworden sind.

Das Original aber von dem Steine, worin die Fußtapfen eingedrückt sind, wird in der Hauptkirche des heiligen Sebastian aufbewahrt. Indeß wird aber auch diese Kopie sehr verehrt, und die nachgebildeten Fußtapfen in derselben werden von tausend Lippen mit heißer Andacht geküßt.

## Die Versöhnung der Stürme und Ungewitter durch Opfer und Gebethe.

Weil am 1sten Junius einst eine römische Flotte einen gefährlichen Sturm, der sie beynahe zu Grunde richtete, erlitten hatte, so wurde auch diese Naturbegebenheit, die man sich unter dem Bilde eines persönlichen Wesens dachte, an diesem Tage, ein Gegenstand der Verehrung.

Man sieht, wie dieser Gottesdienst, gleichsam ein Spiel mit der leblosen, undenkenden Natur war. So wie der Landmann unmittelbar die Mutter Erde, die er umpflügte, um Gedeihen zu der Aussaat anfleht, so suchte der Seemann unmittelbar Stürme, Wind und Wetter, und das Meer das er befahren mußte, zu versöhnen und sich geneigt zu machen, um nun desto sicherer und mit

mehrerem Muthe der drohenden Gefahr sich auszusetzen.

Auf dem Kapitol in Rom siehet man noch drey kleine Altäre, welche bey dem Hafen von Antium ausgegraben sind; auf dem erstern befindet sich eine Abbildung des Neptun, der einen Delphin mit der Rechten, und mit der Linken den Dreyzack hält, mit der Inschrift: Ara Neptuni, der Altar Neptuns; auf dem zweyten ist ein Schiff dargestellt, welches bey günstigem Winde, mit aufgespanntem Segel die Wellen durchschneidet, und auf dem Altar steht die Inschrift: Ara Tranquillitatis, der dem heitern Wetter geheiligte Altar. Auf dem dritten siehet man den Aeolus fliegen, wie er im Begriff ist, die Stürme zu erregen, mit der Inschrift: Ara Ventorum, der den Stürmen gewidmete Altar.

Am 3ten Junius.

## Das Fest der Bellona.

Auch der wilden Kriegsgöttin war ein Tempel, aber außerhalb der Stadt, geweiht, weil innerhalb der Mauren Eintracht herrschen, und der Krieg nur gegen Feinde des Vaterlandes sich kehren sollte.

Noch drey antike Säulen von dem Tempel der Bellona zeigt man jetzt in Rom, in dem Hofe ei-

nes Hauses in einer kleinen schmutzigen Straße, nicht weit von dem Portikus der Oktavia, in dessen Ruinen sich jetzt der Römische Fischmarkt befindet.

Hier weist man auch der sogenannten Colonna Bellica oder Kriegssäule ihren Platz an, von welcher, im Fall einer Kriegserklärung, der Fetialis oder Bundespriester, eine Lanze nach der Gegend warf, wohin der Kriegszug gerichtet werden sollte.

Von dem Tempel der Bellona hatte man die Aussicht auf den Cirkus Flaminius, welcher in dem Umfange lag, den jetzt größtentheils der Pallast Matthei einnimmt. Diese ganze Gegend des neuern Roms aber, lag damahls, als das alte Rom sich noch auf seine Hügel beschränkte, außerhalb der Stadt.

Die Feldherrn, welche triumphiren wollten, mußten hier, außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona, erst den Senat und dessen Entscheidung über ihr Gesuch erwarten; auch wurden die fremden Gesandten im Tempel der Bellona vom Senat empfangen.

Die Kriegsgöttin, welche mit fliegenden Haaren, eine Geißel oder Fackel in der Hand, abgebildet wurde, ward durch rasende Gebehrden, Verwundung der Arme, u. s. w., auf eine ähnliche Art, wie die Göttin Cybele von ihren Priestern verehrt.

Am 4ten Junius.

## Das Fest des Herkules.

An dem einen Ende der Flaminischen Rennbahn stand der Tempel der Bellona, und an dem andern Ende war dem Herkules ein kleiner Tempel gewidmet, dessen Einweihung jährlich gefeyert wurde.

Dieser Tempel war an dem Orte, wo er stand, bezeichnend, in so fern man sich den Herkules als das Symbol der höchsten Körperkraft mit allen ihren Aeußerungen dachte, und also in den Spielen, die im Cirkus gefeyert wurden, gleichsam unter seinem Schutze, um den Preiß wetteiferte.

Auch war Herkules eine glückbringende Gottheit, an welchen diejenigen ihr Gebeth richteten, welche ihre Schätze gern vermehrt wissen wollten, oder sich gar einen Schatz zu finden wünschten. Wer daher dem Herkules den Zehenden gab, glaubte sein Geld auf Wucher ausgethan zu haben.

Herkules war auch die heilige Macht, bey der man schwur, und mit dem Ausdruck: mehercule! in der gewöhnlichen Rede etwas betheuerte.

Am 5ten Junius.

## Das Fest des Sankus.

Auf dem Quirinalischen Hügel in Rom, den jetzt im Sommer der Pabst bewohnt, war schon

in uralten Zeiten dem Gott Sankus ein Tempel geweihet. Der Schwur bey diesem Sankus oder Semo Sankus war vorzüglich heilig, weil man sich unter dieser Gottheit die alte Treue selber gleichsam personifizirt dachte, weßwegen man den Sankus auch Fidius, oder deus Fidius, nannte. Herkules wurde ebenfalls unter dem Nahmen Sankus schon in den ältesten Zeiten verehrt, woher sich auch wahrscheinlich der Gebrauch schreibt, daß man beym Herkules am heiligsten schwur.

Am 7ten Junius.

## Das Fischerfest.

Im Marsfelde auf dem grünen Rasen, am Ufer der Tiber, welches jetzt mit Häusern dicht verbaut ist, feyerten die Fischer in jener Zeit jährlich ihre eignen Spiele, entweder dem Flußgott selber, oder einer andern Gottheit zu Ehren. Der Römische Dichter, der diese Spiele sah, erwähnt sie bloß, ohne sie zu beschreiben.

Am 8ten Junius.

## Die Verehrung des Mens.

Als einstmahls die unterjochten Karthaginenser sich empörten, und Rom mit einem Kriege bedroh-

ten, wurde dem Mens ein Tempel geweiht, um durch die Hoffnung des Sieges die Furcht vor dem Kriege zu verscheuchen; so daß es scheinet, als habe man sich unter dem Ausdruck Mens, nicht nur das denkende Gemüth, sondern auch selber den Muth gedacht, den man zu einer Gottheit personifizirte.

Auf die Weise stellte man sein eignes Wesen, und die Eigenschaften der menschlichen Seele wieder außer sich dar, und dachte sie sich als für sich bestehende Wesen, von denen man Hülfe und Beystand erflehen könne.

Am 9ten Junius.

## Die Vestalien, oder die Verehrung der Vesta.

Vom Könige Numa wurde am linken Ufer der Tiber der Vesta ein Tempel geweiht, welcher von Zeit zu Zeit erneuert und wieder hergestellt, sich noch bis jetzt auf demselben Fleck erhalten hat, wo er nun in eine christliche Kirche verwandelt, und der Madonna del Sole oder der heiligen Sonnenjungfrau, gewidmet ist.

Dieser Tempel ist eine Rotunda, die von außen mit zwanzig kanellirten Korinthischen Säulen umgeben ist, und inwendig aus einer Mauer von schön zusammengefaßtem weißen Marmor besteht; die Säulen, welche diesen Tempel rund umher um-

geben, bilden gleichsam die Vorhalle desselben, weil zwischen ihnen und der innern Mauer noch hinlänglicher Zwischenraum zu einem Gange bleibt.

Diese Bauart hat der Tempel der Vesta in Tivoli, oder dem alten Tibur ebenfalls, nur daß dort die Säulen nicht so wie hier, durch eine moderne Wand verbunden sind, sondern frey stehen, und überhaupt ein schöneres Verhältniß zu dem Ganzen haben.

Der Tempel der Vesta an der Tiber aber ist besonders ehrwürdig wegen seines Alterthums. Das moderne Dach desselben ist sehr unansehnlich, und stimmt beynahe wieder mit der Beschreibung eines Römischen Dichters, von dem ältesten Tempel der Vesta, überein.

Dieser Dichter, der zu den Zeiten Augustus lebte, blickte damahls wieder in ein noch entfernteres Alterthum zurück, und vergleicht das eherne Dach des damahligen Tempels der Vesta, mit dem strohernen Dache desselben in jenen ältern Zeiten, und die Marmorwand mit derjenigen, welche man damahls von Binsen flochte.

Wenn man jetzt in diesen Tempel tritt, so lieset man gleich über der Thüre eine moderne lateinische Inschrift, daß dieser älteste Tempel vom Könige Numa Pompilius einer heidnischen Gottheit geweihet, nun aber dem wahren Gott gewidmet sey.

Die ganze marmorne Wand dieses kleinen runden Tempels ist inwendig weiß und leer, ohne alle Zierrathen, welches einen schönen Eindruck macht; die Decke aber, welche aus altem Holzwerk besteht, erinnert an den schon angeführten Tempel der Vesta, aus dem grauen Alterthum; eine einzige Lampe, die vom Gewölbe herabhängend, immerwährend brennt, stellt gleichsam das heilige Feuer wieder dar; und die unbefleckte Jungfrau, welcher dieser Tempel aufs neue geweiht ist, erweckt den Begriff von der keuschen Vesta, welche ehemahls hier verehrt wurde; so daß dieser antike Tempel, vor allen andern jene verflossenen Zeiten wieder ins Gedächtniß bringt, und einen so täuschenden Eindruck macht, daß man auf eine Zeitlang in das wirkliche Alterthum sich versetzt glaubt.

Ein kleiner Umfang dicht bey diesem Tempel, in welchem sich ein Haus und Gärtchen befindet, enthielt die Königliche Residenz des Numa.

Die Lage dieses kleinen Tempels überhaupt ist malerisch schön. Er stehet am Ufer des Flusses auf einem freyen Platze, in dessen Mitte sich eine Fontaine befindet. Die vorbeyströmende Tiber erinnert an die Worte des Römischen Odendichters: Wir sahen die gelbe Tiber, wie sie anschwellend ihr linkes Ufer überströmte, den Tempel der Vesta, und die Monumente des Königs zu zerstören drohte. —

Als Kirche scheint dieser Tempel nicht sehr gebraucht zu werden, weil er die meiste Zeit verschlossen ist. Man muß, wenn man ihn inwendig sehen will, an die Thüre eines benachbarten Hauses klopfen, aus welchem jemand kömmt der aufschließt, wofür man eine Kleinigkeit an Gelde entrichtet. Außer ihrer eigentlichen hat diese Kirche eine lange Zeit her die besondere Benennung: Zum heiligen Stephan von den Kutschen, geführt; sey es nun, daß viele Kutschen sich auf diesem Platze zu versammeln pflegten, oder daß die Kutscher den heiligen Stephan zu ihrem Schutzpatron gemacht hatten. — Genug, der alte Tempel der Vesta mußte auch mit diesem Nahmen prangen.

Der Dienst der Vesta schrieb sich aus dem entferntesten Alterthume her. Unter diesem Symbol wurde die Erde, oder nach einer andern Vorstellungsart die ganze Natur selbst, gleichsam in ihrem innersten Mittelpunct verehrt, aus welchem sich Leben und Wärme durch das Ganze verbreitet.

Man stellte daher auch die Vesta eigentlich unter keinem Bilde dar, sondern der runde Tempel, und der Altar mit der immer lodernden Flamme bezeichnete schon an sich die innwohnende Gottheit; wie denn die runde Form des Tempels der Vesta als eine symbolische Darstellung des Weltgebäudes, oder vielmehr der Himmelswölbung, von den Alten selbst erklärt wurde.

Nach der mythologischen Dichtung gab es eine ältere und eine jüngere, oder eine erste und eine zweyte Vesta. Die erste war die Vermählte des Uranus, und es scheint, als habe man sich unter ihr die Erde selbst mit dem umwölbenden Himmel gedacht; die zweyte oder jüngere Vesta war eine Tochter des Saturnus, und der Rhea, und unter dieser dachte man sich insbesondere das wohlthätige Feuer, die innre belebende Wärme, welche die Früchte zur Reife bringt, und die Flamme auf dem heiligen Heerde; da hingegen Vulkan die zerstörende Gluht bezeichnet, der selbst die Härte des Stahls nicht widerstehen kann, und welche Häuser und Städte in die Asche legt.

Wie man nun überhaupt bey den mythologischen Darstellungen der Alten nichts weniger als Genauigkeit und Bestimmtheit fordern darf, sondern der eine Begriff sehr oft in den andern übergeht, und sich darin verliert; so scheint dieß auch bey der Vesta der Fall gewesen zu seyn, indem man sich die ältere und die jüngere zusammendachte, und die Einbildungskraft aus beyden gleichsam ein Wesen schuf: so, daß der runde Tempel auf die Figur der Erde, als die ältere Vesta, und die nie verlöschende Flamme, auf die wohlthätige Wärme, als die jüngere Vesta, anspielt.

Aus der Natur der Feuer, als des unfruchtbarsten Elements, das zwar alle Wesen durchglühet, aus sich selber unmittelbar aber nichts her-

vorbringt, suchte man die immerwährende Jung-
frauschaft der jüngern Vesta zu erklären.

Uibrigens trägt dieser Feuerdienst, und die
besondere Heiligkeit desselben ganz das Gepräge
des Alterthums; auch war es eine schöne Idee,
das Feuer, welches man sonst beständig bloß als
etwas Nützliches betrachtet, nun auch einmahl
um sein selbst willen, mit einer Art von Dankbar-
keit, auf einem geweihten Flecke, durch Menschen-
hände immer lodernd erhalten zu lassen, ohne
daß es weiter zu irgend einem Ge-
brauch oder Nutzen war.

Aeneas führte schon den Dienst der Vesta in
Italien ein, und als nach Roms Erbauung die
Stadt Alba gänzlich zerstört und dem Erdboden
gleich gemacht wurde; so mußte dennoch auf der
alten Stelle, der Vesta geopfert werden.

Ein kleines Bild der Pallas oder Minerva
war, nach einer alten Sage, einst der Schutz von
Troja, welches nicht eher, als nach Entwendung
dieses Götterbildes, erobert werden konnte; sey es
nun, daß Aeneas dieß Götterbild selbst entwandt,
und es mit nach Italien gebracht, oder daß es auf
andere Weise dorthin gekommen; genug, es be-
fand sich nun in Rom, und wurde als das kost-
barste Kleinod, und als das heiligste Unterpfand
der Wohlfahrt des Staats betrachtet, die nun, so
wie einst in Troja, von dem Besitz dieses kleinen
Bildchens abhing.

Unter dem Nahmen **Palladium** wurde nun dieß Bildniß der Pallas in dem Tempel der Vesta, und unter dem Schutze derselben verwahrt, weil man keinen Ort wußte, der so sicher und heilig war, wie dieser, um ihm ein solches Kleinod anvertrauen zu können.

Als daher einst der Tempel der Vesta brannte, und die profane Flamme mit der geweihten sich vermischte, und die Vestalinnen ihre Hände rangen; so stürzte sich der Oberpriester Metellus durch die Flamme ins Heiligthum, wohin sonst jedem Manne der Zutritt untersagt war, flehte die Göttin an, sie möchte diesen Frevel ihn selbst nur büßen lassen, und rettete auf die Weise das **Palladium**, das Unterpfand des Staats, woran der Glaube des Römischen Volks sich festhielt, das bey den größten Gefahren nicht den Muth verlor, so lange es sich noch im Besitz dieses kostbaren Kleinods dachte.

Obgleich die Vesta eigentlich unter keinem Bilde verehrt wurde, so wurde sie dennoch zuweilen im Bilde dargestellt, wo sie denn in der Linken eine Fackel und in der Rechten das kleine Bild der Minerva, oder das Palladium, hielt. — Man dachte sich durch dieß Unterpfand die Gottheit selber gleichsam gebunden, die Stadt zu schützen, weil Troja, dessen Zerstörung doch Minerva selbst bewürkte, nicht eher fallen konnte, als bis dieß Götterbild entwandt war.

An

An die Idee vom Heerde, welche eigentlich die bleibende Wohnung oder das Haus bezeichnet und worauf das wohlthätige Feuer brannte, knüpfte sich natürlich die Vorstellung, daß die Vesta das Häuserbauen die Menschen gelehret habe.

Der Vesta war in alten Zeiten auch die Vorhalle oder der Vorhof des Hauses heilig, welcher daher Vestibulum hieß. In jenen Zeiten saß man noch beym Mahle auf langen Bänken vor dem Heerde, und glaubte, daß die Götter am Tische zugegen wären; so sagt der schon zum öftern angeführte Römische Dichter, der zu Augustus Zeiten lebte, und zwischen den alten und neuern Sitten der Römer mehrmahls Vergleichungen anstellt.

Selbst jetzt, erzählt er, ist von jener alten Sitte der Gebrauch noch übrig, daß die Landleute, wenn sie nach vollbrachter Arbeit, das Fest der Vakuna, oder der Göttin der Muße feyern, vor dem Heerde stehend oder sitzend ihr ländliches Mahl verzehren.

Vorzüglich erinnerte man sich nun an den Vestalien der Wohlthat des Brotbackens, da man sich in den ältesten Zeiten bloß mit getrocknetem und zerriebnen Korn hatte begnügen müssen, weßwegen man auch der Göttin Fornax, welche dem Dörren des Korns in den Oefen vorstand, ein eignes Fest feyerte, das schon vom Numa eingesetzt war; denn eben dergleichen Dinge, die den Menschen und seine Erhaltung so nahe angehn, waren durch

ihre Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit schon geheiligt.

Beynahe sechshundert Jahre lang von Roms Erbauung an, hatte man noch keine Bäcker, sondern nur Kornstampfer; und die Frauen im Hause verrichteten auf patriarchalische Weise das Backen; bis endlich die Bäcker aufkamen, und man anfing, zum Mahlen des Korns sich einer Art Mühlen zu bedienen, die von Eseln umgetrieben oder getreten wurden.

Dem wohlthätigen Feuer der Vesta verdankte man nun, daß es gelungen war, den Teig im Ofen zu Brot zu backen. Man brachte ihr für diese Wohlthat Opfer dar, und an ihrem Feste mußten die Esel in den Mühlen von ihrer Arbeit ruhen, und wurden sogar geschmückt, indem man ganz kleine Brötchen, die auf eine Schnur gezogen waren, ihnen um den Hals hing. Es gab außer diesem noch mehrere Feste bey den Alten, wo auch die Thiere von ihrer Arbeit ruhen mußten.

Wie heilig man dasjenige hielt, worauf die Ernährung des Körpers und die Erhaltung des Lebens beruhet, erhellet auch daraus, daß dem höchsten Jupiter selber unter dem Nahmen Jupiter Pistor oder Jupiter der Bäcker, auf dem Kapitolinischen Berge ein Altar geweihet war, auf welchem man ihm bey der Feyer der Vestalien ebenfalls Opfer darbrachte.

So wie aber die Alten überhaupt das Ernsthafte und Komische gern nebeneinander stellten, gab es auch noch eine alte Dichtung von der Vesta, welche mit dem Feyerlichen ihres Gottesdienstes, und mit dem hohen Begriffe, den man sich von ihrem Wesen machte, sehr abstechend ist.

Alle Götter und Göttinnen waren nähmlich einst bey der Mutter Cybele zu einem Gastmahl eingeladen, wozu sich auch Silen mit seinem Esel einfand. Man überließ sich die Nacht durch ganz der Freude, und dem Genuß. Einige der Götter und Göttinnen durchirrten taumelnd nach genoßnem Mahle die schattigten Thäler des Ida, einige spielten, andre tanzten, noch andre hatte der süße Schlummer übermannt.

Unter den letztern war auch Vesta, welche sanft auf dem grünen Rasen ruhte, als Priapus, der Beschützer der Gärten, sie schlafend fand — und damahls wäre es um die jungfräuliche Ehre der Vesta gethan gewesen, hätte der Esel des Silen sie nicht zufälliger Weise durch sein Geschrey geweckt.

So verhaßt nun seit der Zeit der Esel dem Priapus war, so sehr hatte er sich bey der Vesta in Gunst gesetzt. Dem Priapus wurde gleichsam zur Versöhnung ein Esel geopfert; statt daß der Vesta zu Ehren die Esel mit Blumen umkränzt, von ihrer Arbeit ruhten, und unter dem besondern Schutz der Göttin standen.

Noch ein besonderer Gebrauch wurde an den Vestalien von den Römischen Matronen beobachtet, daß sie nähmlich baarfuß nach dem Tempel der Vesta wallfahrteten; zur Erinnerung an die alten Zeiten, wo die Ufer der Tiber noch sumpfigt waren, und man nicht trocknes Fußes zum Tempel gehen konnte.

Die Priesterinnen der Vesta mußten, so wie die Göttin selber, unbefleckte Jungfrauen seyn, und man hielt diese priesterliche Würde vor allen andern vorzüglich heilig. Ein Theil der Verehrung der Gottheit selber fiel mit auf diese ihre Dienerinnen, welche durch die Aufbewahrung des Palladiums und durch die immerwährende Erhaltung des heiligen Feuers, gleichsam für die nach dem Volksglauben hiervon abhängige Wohlfahrt des Staates, durch die strengste Beobachtung ihrer heiligen Pflichten, beständig wachen mußten.

Dafür war aber auch ihre Macht und Ansehen vorzüglich groß. — Wenn ein Missethäter, der hingerichtet werden sollte, zufälliger Weise einer Vestalischen Jungfrau begegnete, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. — Ein Zeichen von Würde, welches man sich nicht höher denken kann, und wodurch man sie gleichsam als höhere, erhaltende und schützende Wesen bezeichnete, denen selbst die Gerechtigkeit sich unterordnen mußte.

Bey den Vestalinnen fand, ohngeachtet ihrer Pflicht der Enthaltsamkeit, dennoch weiter nichts

Klösterliches Statt. Sie durften vielmehr ohne Tadel öffentlich erscheinen, und hatten sogar im Theater, in der Reihe, wo die vornehmsten Magistratspersonen saßen, einen ehrenvollen Platz. — Auch waren sie nicht auf Lebenslang an ihr Gelübde gebunden, sondern durften, wenn sie eine bestimmte Anzahl Jahre der Vesta gedient hatten, sich immer noch vermählen.

Auch hatten die Vestalischen Jungfrauen Einfluß auf den Staat, und ihre Empfehlung bey der Besetzung obrigkeitlicher Stellen war von nicht geringem Gewicht. — Ihrer waren auch nur sechs, und sie wurden in öffentlicher Volksversammlung wie obrigkeitliche Personen, gewählt. Uiber zehn Jahre durfte keine, die man wählte, alt seyn: Dann mußte sie die ersten zehn Jahre den Dienst der Vesta lernen, die zweyten zehn Jahre ihn verrichten, und die letzten zehn Jahre ihn wieder lehren. — Dann war sie ihrer Pflicht entlassen.

Diejenige aber, welche zur Vestalischen Jungfrau geweiht war, hörte in demselben Augenblick auf unmündig zu seyn, und bekam das Recht, ihr Vermächtniß selbst zu machen, indem sie, so wie der Oberpriester sie bey der Hand nahm, der väterlichen Gewalt und Aufsicht entzogen war.

Die Vestalinnen trugen das Haar gescheitelt, um die Schläfe eine Opferbinde, und ein langes Oberkleid. — Sie mußten aus einem den Musen geweihten Brunnen täglich Wasser hohlen, und den

Tempel damit besprengen; auch mußten sie das Salz und Dünkelkorn bereiten, dessen man bey den Opfern sich bediente. Ihr Hauptgeschäft aber war, das heilige Feuer brennend zu erhalten, und diejenige, welche es, wenn sie dabey wachte, verlöschen ließ, wurde mit Ruthenschlägen gezüchtigt.

Das verloschne Feuer zündete man durch Reibung wieder an, gleichsam um den elektrischen Funken wieder hervorzurufen, der die den Erdkreis durchglühende und fruchtbarmachende Vesta bezeichnete.

Wenn aber eine Vestalin das Gelübte der Keuschheit brach, so mußte sie unter fürchterlichen Ceremonien lebend ins Grab steigen. Sie wurde im völligen Leichenpomp in Begleitung ihrer Freunde zur Grabstätte ganz verhüllt hinausgetragen. Dort mußte sie in einer Kapelle, in welcher ein Bett, ein Licht, und Brot, Wasser, nebst Milch und Oel stand, nachdem der Oberpriester mit aufgehobenen Händen ein Gebeth verrichtet hatte, auf einer Leiter in eine tiefe Grube steigen. Man zog die Leiter in die Höhe. Dann ward sogleich die Grube nebst der Kapelle mit Erde überschüttet. Ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betrachtete das Vergehen und die Strafe als ein Unglück, das dem ganzen Staate wiederfuhr.

Am 10ten Junius.

## Die Matralien, oder das Fest der Göttin Matuta.

Schon der König Servius Tullius hatte der Göttin Matuta in der Nähe der Tiber einen Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage von den Römischen Matronen gefeyert wurde, welche der Göttin in ihrem Tempel, dessen Schwelle keine Magd betreten durfte, frischgebackne Kuchen darbrachten.

Dieß Fest hatte seinen Ursprung in einer alten Sage, wodurch die Griechische Fabel in die Römische mit eingeflochten wird. Semele, die Tochter des Kadmus in Theben, hatte nähmlich vom Jupiter den Bachus gebohren, welchen nach dem Tode der Semele, ihre Schwester Ino in seiner Kindheit pflegte. Die eifersüchtige Juno rächte sich an der unschuldigen Schwester, und flößte dem Athamas, dem Gemahl der Ino eine rasende Wuth ein, in welcher er seinen eignen mit der Ino erzeugten Sohn Learchus erschlug, und seine Gattin verfolgte, die mit ihrem andern Sohn Melicertes, den sie aus der Wiege nahm, vor ihm flohe, und zuletzt, da sie nicht weiter fliehen konnte, sich von einem Felsen bey Korinth mit ihrem Sohn ins Meer stürzte.

Die Meergöttinnen aber nahmen sie freundlich

auf, und trugen sie samt ihrem Sohne, auf dem Rücken des Meeres bis an die Mündung der Tiber, wo sie in einen dem Bacchus geweihten Hain traten, der vom Geheul der Bacchantinnen ertönte. Und hier erwachte die Eifersucht der Juno aufs neue; sie stiftete die Mänaden an, der Ino ihren Sohn zu entreißen.

Nun fügte es sich aber gerade, daß Herkules, ebenfalls von der Juno verfolgt, auf seinem Zuge von Gades mit den Rindern des Geryon in dieser Gegend anlangte, wo er das Geschrey der Ino hörte, und sie gegen die Wuth der Priesterinnen des Bacchus schützte.

Ino wurde nun von der Karmenta, der Mutter des Evander, der damahls den Palatinischen Hügel bewohnte, und seine Unterthanen, welches Hirten waren, auf eine patriarchalische Weise regierte, freundlich aufgenommen, und vor allen Dingen mit frischgebacknen Kuchen bewirthet.

Auf diesen Umstand gründete sich nun die Ceremonie, daß die Römischen Matronen der Göttin Matuta, unter welchem Nahmen die Griechische Ino verehrt wurde, ebenfalls, so wie damahls Evanders Mutter frischgebackne Kuchen an ihrem Feste darbrachten, und auf die Weise den frohen Empfang der Göttin, welche aus einem fremden Lande glückbringend hieher gekommen war, gleichsam jährlich wiederhohlten.

Die wahrsagende Karmenta verkündigte damahls, nach der alten Dichtung, eben so wie dem Herkules, auch der Ino ihre Vergötterung, und die Vergötterung ihres Sohnes; und daß sie von den Griechen unter dem Nahmen Leukothea, so wie ihr Sohn unter dem Nahmen Palämon, von den Römern aber unter dem Nahmen Matuta, und ihr Sohn, unter dem Nahmen Portumnus, beyde wie Meergottheiten, künftig mit Gebeth und Opfern verehrt werden sollten.

Daß nun den Mädchen der Zutritt in den Tempel der Göttin Matuta versagt war, gründete sich ebenfalls auf eine alte Griechische Sage: daß die Magd der Ino nicht nur dem Athamas zur Untreue verleitet, sondern auch die Ino einst verrathen oder verleumdet haben sollte, sie habe den Weizen, der zur Aussaat bestimmt gewesen, vorher gedörrt, und Mißwachs und Theurung dadurch verursacht.

Weil nun die Ino den Bacchus, ihrer Schwester Sohn gepflegt, und sich selbst darüber den Zorn der Juno zugezogen hatte, so flehten die Matronen sie auch vorzüglich um das Wohl ihrer Schwesterkinder an. — Man siehet, so alt und patriarchalisch wie dieß Fest war, so schön und unschuldig waren auch die Gebräuche bey demselben.

---

## Das Fest der Fortuna Virilis.

Daß die Königswürde den Römern nur durch ihren Mißbrauch verhaßt geworden war, bewiesen sie dadurch, daß sie das Andenken des Servius Tullius, des vorletzten unter den sieben römischen Königen, sogar auf eine religiöse Art verehrten.

Der Fortuna Virilis war nähmlich in der Nähe der Tiber ein Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest ebenfalls auf den zehnten Junius fiel. —

Dieser Tempel hat sich bis jetzt erhalten, und steht nicht weit von dem Tempel der Vesta. Ob er gleich seit der Zeit seiner Erbauung mehr als einmahl mag erneuert worden seyn, so trägt er doch in seiner jetzigen Gestalt noch das Gepräge eines großen Alterthums, und macht, ob er gleich nur klein ist, einen ehrwürdigen Anblick.

Dieser Tempel ist noch einmahl so lang wie breit; an der Fassade befinden sich vier, und an der Seite sieben kannellirte Säulen von Jonischer Ordnung. Die christliche Kirche, in welche man den Tempel verwandelt hat, gehört den Armeniern und ist der ägyptischen Maria, S. Maria Egiziaca, geweiht, deren Reliquien sich unter dem großen Altar befinden.

Als nun diese Kirche noch ein Tempel war, befand sich in demselben eine Bildsäule des Königs

Servius Tullius, die aber beständig mit der Toga ganz verhüllt war, und von niemanden gesehen werden durfte. Von dieser geheimnißvollen Verhüllung gab es verschiedne Ausdeutungen, die abrr alle auf das Leben, und die Schicksale des Servius Tullius Bezug hatten, dessen Andenken man vorzüglich hier verehrte.

Denn eben dieser Servius Tullius war vor tausend andern für einen besondern Günstling des Glücks gehalten worden, weil er von einer Sklavin gebohren, zur königlichen Würde emporstieg, die ihm schon in der Wiege, wo man einst sein Haupt mit Flammen umgeben erblickte, von der Tanaquil, der Gattin des Königs Tarquinius Priskus, prophezeiht wurde, welche von der Zeit an, obgleich er einer Sklavin Sohn war, ihn als die Stütze ihres Hauses betrachtete.

Servius Tullius wurde also in der königlichen Residenz erzogen, und nach der Ermordung des Tarquinius Priskus, bestieg er auf die Veranstaltung der klugen Tanaquil den Thron, und wußte sich während seiner Regierung die Liebe des Volks in dem Maße zu erwerben, daß er es wagen durfte, die königliche Würde, welche er zuerst ohne Zustimmung desselben übernommen hatte, wieder in die Hände des Volks zu legen, und aus denselben aufs neue zu empfangen.

So lächelte Fortuna diesem ihren Liebling von seiner Kindheit an, woher sich denn die Dichtung

schrieb, daß sie in Person durch ein kleines Fenster in seinem Hause ihm nächtliche Besuche gemacht, und nun über diese ihre Liebschaft gleichsam beschämt sey, weßwegen das Antlitz ihres Geliebten in ihrem Tempel beständig müsse verdeckt gehalten werden.

Durch eine andre Anspielung dieser Verhüllung auf die allgemeine Trauer des Volks, bey dem Tode des Servius Tullius verehrte man das Andenken desselben noch auf eine schönere Weise. Dieser eben so glückliche als vortreffliche König, hatte nähmlich während seiner vier und vierzigjährigen Regierung so viel Gutes gestiftet, daß das Andenken davon bey dem römischen Volke unauslöschlich blieb.

Er theilte zuerst das Römische Volk in Classen nach dem Maßstabe, nach welchem vorauszusetzen war, daß ein jeder nach seinen Vermögensumständen, an dem Wohl des ganzen Staats mehr oder weniger Antheil nehmen würde, nach welchem Maßstabe denn auch eine jede Classe eine größere oder geringere Anzahl Stimmen hatte, so daß das ganze Volk verhältnißmäßig an der Regierung Theil nahm; die ärmeren und geringeren nicht murren, und die höhern ihre Macht nicht mißbrauchen konnten; durch welche Einrichtung schon der Grund zu der republikanischen Verfassung gelegt war; weßwegen wohl nicht ganz mit Unwahrscheinlichkeit behauptet wird, daß Servius Tullius selbst im Sinne gehabt habe, die königliche Würde

niederzulegen, und eine republikanische Regierungs-
form zu stiften, wenn nicht ein gewaltsamer Tod
ihn überrascht hätte.

Allein das Glück machte dennoch diesem seinen
Liebling, dem es von Kindheit an gelächelt hat-
te, am Ende noch eine sehr saure Miene — Ei-
ne seiner eignen Töchter, Tullia nähmlich, die mit
einem Sohn des Tarquinius Priskus vermählt war,
stiftete diesen an, ihren Vater des Reiches zu ent-
setzen, und selbst der Oberherrschaft sich zu bemäch-
tigen.

Als Tarquinius nun eine hinlängliche Partey
hatte, bestieg er geradezu in der königlichen Burg
den Thron, und ließ den Senat zusammenrufen.
Als Servius Tullius kam, und ihm Einhalt thun
wollte, umfaßte er ihn, und warf ihn die Stuffen
hinab; worauf der alte König die Flucht nahm;
allein es waren schon Mörder abgesandt, die ihn
beym Aufgange auf den Esquilinischen Berg, wo sei-
ne Wohnung lag, erschlugen.

Als Tullia von der Burg, wo sie zuerst ihren
Mann zum König ausgerufen hatte, den Esquilini-
schen Berg hinauf, wieder zu ihrer Wohnung fuhr,
lag der Leichnam ihres Vaters auf dem Wege, und
der Fuhrmann hielt die Pferde an. Unter Be-
drohungen aber hieß sie ihn fortfahren, so daß das
Blut ihres erschlagenen Vaters die Räder ihres
Wagens benetzte. Seit dieser Greuelthat hieß je-
ner Aufgang auf den Esquilinischen Berg, Vicus

Sceleratus, der verruchte Weg, oder die Frevelstraße.

Da nun auf die sanfteste und mildeste Regierung die allergrausamste und despotischste erfolgte: was Wunder, daß das Volk den Verlust des guten Königs nicht aufhören konnte zu beweinen, und daß durch den Anblick seines Bildes jedesmahl der Schmerz erneuert wurde, bis man zuletzt die geliebte Gestalt verhüllte, um die Wunde nicht unaufhörlich wieder aufzureißen.

Noch eine dritte Anspielung aber auf die Frevelthat der Tullia schrieb man der verhüllten Bildsäule zu. Diese unnatürliche Tochter wagte es einst den Tempel ihres Vaters zu betreten, und sein Denkmahl zu berühren, worauf nach der alten Volkssage, die Bildsäule mit der Hand die Augen deckte, und eine Stimme ertönte: hüllt des Vaters Antlitz vor den Blicken der verwünschten Tochter ein! und seitdem durfte dieß Antlitz nicht wieder enthüllet werden.

Einst brannte dieser Tempel ab, das Bild des Servius Tullius aber blieb unversehrt; man hatte daher den Glauben, daß der Gott Vulkan nicht nur der Beschützer, sondern der Ahnherr dieses Königes sey, und daß eben dieser, da die Wiege den künftigen König umschloß, die Flamme um sein Haupt verbreitet habe, woraus ihm seine Hoheit prophezeiht wurde.

Weil man den Vater des Servius nicht mit Gewißheit wußte, so eignete man ihm, wie dieß denn öfter bey den Helden des Alterthums geschahe, einen göttlichen Ursprung zu, und dichtete von seiner Erzeugung die sonderbare Fabel, daß seine Mutter eine Kornikulanerin, welche der Tanaquil dienstbar war, in Gegenwart derselben einst den heiligen Wein auf den geschmückten Heerd ausgießen mußte, worauf unter der Asche ein männliches Zeugungsglied hervorging, das die schöne Kornikulanerin zur Mutter des Servius Tullius machte. — So suchte also das Römische Volk durch allerley ernste und komische Dichtungen seinen geliebten König zu vergöttern, und feyerte noch lange sein Andenken, da der Königsnahme schon längst verschwunden war.

## Das Fest der Konkordia.

Schon im Januar wurde das Einweihungsfest des Tempels der Konkordia gefeyert. Auch zu Ende des März wurde sie zugleich mit der öffentlichen Wohlfahrt, und dem Frieden verehrt, welche beyden letztern man sich ebenfalls als würklich für sich bestehende Wesen dachte.

Am 10ten Junius aber war der Göttin Konkordia von der Livia ein neuer Opferaltar errichtet, und man beging daher ihren Festtag zum drittenmahle im Jahre, welche öftere Erinnerung an den

wohlthätigen Einfluß dieser Gottheit in einem Staate, wie der Römische, gewiß nicht überflüßig war.

Am 13ten Junius.

## Das Fest des unüberwindlichen Jupiters.

Unter dieser Benennung, die den Römern vorzüglich heilig seyn mußte; war dem Jupiter ein Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage, von einem Volke, dessen Muth selbst unüberwindlich war, gefeyert wurde.

## Die kleinen Quinquatrien, oder das Fest der Flötenspieler.

Das Fest, welches im Monath März und mehrere Tage hindurch der Minerva zu Ehren gefeyert wurde, hieß die Quinquatrien; weil nun Minerva auch die Flöte erfunden hatte, so erhielt das Fest der Flötenspieler, die bey den Opfern, Leichenbegängnissen, u. s. w. gebraucht wurden, ebenfalls jene Benennung.

Dieß Fest gründete sich auf eine alte mehr komische als ernsthafte Begebenheit. Die Pfeiffer oder Flötenspieler waren nähmlich seit den ältesten Zeiten Roms sehr unentbehrliche Personen, ohne welche weder Opfer, noch Spiele, noch Leichenbegängniße veranstaltet werden konnten.

Man

Man verstattete ihnen daher auch viele Vorrechte und Freyheiten; unter andern hatten sie von Alters her das Recht, im Tempel des Jupiters speisen zu dürfen, welches Recht man ihnen einmahl in den ersten Zeiten der Republik, unter dem Konsulat des Appius Klaudius, und Kajus Plautius, nehmen wollte, worauf sie sich alle zusammenschloßen, und von Rom nach Tibur in ein freywilliges Exil gingen; wobey zu merken ist, daß Tibur oder das jetzige Tivoli, welches nur drey teutsche Meilen von Rom entfernt liegt, damahls noch nicht unter der Römischen Herrschaft stand, die sich nachher über den ganzen bekannten Erdkreis verbreitete.

Nun war in Rom auf einmahl die Freude verstummt; bey den Opfern, bey den Spielen ertönte keine Flöte mehr, auch sogar die Klage konnte sich nicht wie vormahls äußern, da bey den Leichenbegängnißen die musikalischen Begleiter fehlten.

Man war daher sehr ernstlich darauf bedacht, die aufgebrachten Künstler wieder zu besänftigen, und sie auf alle Weise zur Rückkehr zu bewegen. Zuerst schickte man eine Gesandtschaft an den Tiburinischen Senat, welcher die römischen Pfeiffer in die Kurie zusammenberufen ließ, und ihnen zuredete, nach Rom zurückzukehren. Allein dieß Zureden war vergeblich; der Zorn der Beleidigten war so leicht nicht zu versöhnen.

Man versuchte es also mit List, sie zurückzubringen, und bediente sich dazu eines Mittels, wovon man voraussetzen durfte, daß es nicht leicht fehlschlagen würde. Ein römischer Freygelassener besaß nähmlich in der Gegend von Tibur ein Landguth, auf welchem er alle römischen Pfeiffer zu einem Schmause einlud, und ihnen so fleißig zutrank, daß sie bald insgesammt statt der Minerva dem Weingott sich unterthänig fühlten.

Es war schon tief in die Nacht, und abgeredetermaßen kam ein Bothe, welcher die Nachricht brachte, der ehemahlige Herr des Freygelassenen, wolle ihm jetzt gleich seinen Besuch abstatten. Die Tafel wurde also plötzlich aufgehoben. Die bezechten, taumelnden Flötenspieler, packte man auf Wagen, unter dem Vorwande, sie nach Tibur zurück zu fahren.

Es dauerte nicht lange, so waren alle vom tiefsten Schlafe übermannt, und als sie am andern Morgen erwachten, so befanden sie sich, statt in Tibur, auf dem römischen Forum, von einer Menge Volks umgeben. Aus der ganzen Sache ward nun ein froher Scherz gemacht; man erlaubte den Pfeiffern bey dem Opfer wieder im Tempel des Jupiters zu speisen, und am Feste desselben, in der Mitte des Junius verlarvt durch alle Straßen der Stadt zu gehen, und nach der alten Weise lustige Lieder abzusingen. Auf diese Weise war der Staat mit den Flötenspielern wieder ausgesöhnt.

Was aber die Erfindung der Flöte durch die Minerva anbetrifft, weßwegen dieß Fest die kleinen Quinquatrien hieß, so ist noch dabey zu bemerken: daß die Minerva die von ihr erfundene Flöte mit Unwillen wieder wegwarf, weil sie einst in der klaren Fluth bemerkte, daß beym Spielen derselben ihre Backen zu sehr aufgeblasen, und ihr Gesicht entstellt wurde.

Die Verwünschung, womit sie das Instrument wegwarf, traf noch den unglücklichen Finder desselben, den Satyr Marsyas, der sich einfallen ließ, mit dem Apollo auf der Flöte zu wetteifern, von welchem er zur Strafe seiner Unverschämtheit lebendig geschunden wurde.

Am 16ten Junius.

## Die Reinigung des Tempels der Vesta.

Durch einen so heiligen Tempel wie dieser, wurde sogar der Staub geweihet, der sich in ihm gesammlet hatte. Dieser wurde daher auch nicht mit anderem Staube vermischt, sondern nach der Ausfegung gesammlet, und in die Tiber geworfen, die ihn dem Meere zuführte.

Am 18ten Junius.

## Das Fest der Aventinischen Pallas.

Auf dem Aventinischen Hügel hatta Pallas einen Tempel, dessen Einweihungsfest an diesem Tage gefeyert wurde. Sonst wurde Minerva auch zugleich mit der Juno in dem Tempel des Kapitolinischen Jupiters, auf dem Tarpejischen Felsen verehrt.

Am 19ten Junius.

## Das Summanusfest.

Zu der Zeit, als die Römer mit dem Pyrrhus Krieg führten, wurde dem Summanus ein Tempel errichtet, dessen Einweihungsfest man an diesem Tage beging. Der römische Dichter, welcher die Feste beschreibt, gesteht sehr naiv, daß man selbst nicht eigentlich wisse, wer dieser Summanus sey.

So viel erhellet schon aus der Bemerkung des Summanus, daß man den Summus Manium, den Herrscher der Manen oder abgeschiedenen Seelen sich darunter vorstellte, und also ohngefähr das, was die Griechen sich unter dem Pluto dachten.

Nicht weit vom Ufer der Tiber zeigt man noch jetzt in Rom den Fleck, wo ein den unterirdischen Göttern geweihter Tempel stand, auf dessen Ruinen

eine Kirche erbaut ist, welche den Nahmen S. Lucia della Tinta führt.

Am 24ten Junius.

## Das Fest Fortunä Fortis.

Servius Tullius, der sich dem Glücke, welches ihn so hoch erhoben hatte, auf alle Art dankbar beweisen wollte, hatte auch der Glücksgöttin, außerhalb der Stadt am Ufer der Tiber einen Tempel errichtet.

Weil nun Servius selbst aus dem niedrigsten Stande, von einer Sklavin gebohren, dennoch einer der glücklichsten Sterblichen wurde, so wurde dieß Fest besonders vom niedrigen Volke und von den Knechten und Mägden gefeyert, die sich noch immer des Glückes erfreuten, das gleichsam einem aus ihrem Mittel zu Theil geworden war.

Da der Tempel am jenseitigen Ufer der Tiber lag, so ging man nicht nur über die Brücke, sondern fuhr auch auf Kähnen hin, die mit Kränzen geschmückt waren, und auf denen man schmauste und trank, und sich der Fröhlichkeit überließ.

Dieser Tempel stand in der Gegend von Ripa Grande, wo jetzt die Schiffe landen, die in die Mündung der Tiber einlaufen. Auf diesen Schiffen, welche fremde Weine mitbringen, pflegen die Römer oft zu zechen.

Kähne und kleine Fahrzeuge aber erblickt man auf der Tiber fast gar nicht mehr, außer denen, die zur Uiberfahrt dienen, und an einem Thaue, das von einem Ufer zum andern gezogen ist, wegen des reißenden Stroms sich halten müssen; auch verhindern innerhalb Rom die Wassermühlen auf der Tiber die Durchfahrt mit den Kähnen.

Am 27sten Junius.

## Das Fest des Jupiter Stator.

Als zu den Zeiten des Romulus die Sabiner, welche den Raub der Jungfrauen zu rächen suchten, schon das Kapitolium erobert hatten und nun auf Rom eindrangen, das damahls nur noch den Palatinischen Hügel einnahm, so kam es in dem kleinen Thale zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge zu einem blutigen Treffen, wo der Römische Feldherr fiel, und die Römer schon nach dem alten Palatinischen Thore zu die Flucht nahmen. In diesem Augenblicke nun, wo das Schicksal des kaum gegründeten Staats auf der Spitze stand, hob Romulus, der selbst durch die Fliehenden mit zurückgedrängt wurde, seine Waffen gen Himmel, mit den Worten: auf deine Zustimmung, o Jupiter, habe ich hier auf diesem Hügel eine Stadt gegründet. Die Burg haben nun die Feinde schon, und das Thal zur Hälfte, nun suchen sie in die

Stadt zu dringen; nur noch auf diesem Fleck hemme die Flucht der Römer, und verleihe daß sie stehen, so gelobe ich dir, dem Jupiter Stator auf diesem Fleck einen Tempel zu weihen, den spätesten Nachkommen zum Andenken, daß du diese Stadt erhalten hast!

So bethete Romulus laut, und gleichsam, als ob Jupiter die Worte gehört und darauf geantwortet hätte, redete er die Römer an: Jupiter will nun, daß ihr still stehen, und das Treffen erneuern sollt, worauf die Römer still standen, und von neuem stritten. So hielt sich der Muth des Römischen Helden eigentlich an sich selber fest, indem er ein Wesen der Einbildungskraft außer sich zu Hülfe nahm, das er an die Stelle der schon ermangelnden Kräfte setzte.

Als nun in dem engen sumpfigten Thale, zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge, das Treffen aufs neue mit verdoppelter Erbitterung anhub, und die Römer schon anfingen die Oberhand zu behalten, stürzten sich die Sabinischen Weiber, um derentwillen dieser Krieg entstanden war, mit zerrißnen Kleidern und zerstreutem Haar, mitten zwischen die beyden fechtenden Heere, und trennten sie von einander, indem sie auf der einen Seite ihre Väter um Schonung für ihre Männer, und auf der andern ihre Männer um Schonung für ihre Väter anflehten, damit sie durch jene nicht Witwen, durch diese nicht Waisen würden.

Der außerordentliche Anblick rührte die ganze Menge; man hielt auf einmahl mit dem Treffen inne, und es entstand eine tiefe Stille. Nach wenigen Augenblicken aber gingen die Anführer zur Versöhnung einander entgegen; es wurde nicht nur Friede geschlossen, sondern aus beyden Staaten ward ein einziger gemacht; die Könige verbanden sich; die Regierung wurde nach Rom verlegt.

Der Tempel, welchen Romulus dem Jupiter Stator gelobt hatte, wurde nun errichtet, und am 27sten Junius eingeweihet, an welchem Tage nachher das Fest des Jupiter Stator gefeyert wurde.

Noch jetzt zeigt man auf dem alten Römischen Forum, am Fuße des Palatinischen Hügels, wo Romulus seine Gelübde that, drey schöne Säulen von dem vielleicht oft erneuerten Tempel des Jupiter Stator, welche mit dem Gebälk darauf einen der schönsten Prospekte in dieser mit prachtvollen Ruinen erfüllten Gegend machen.

Diese Säulen sind kannellirt, von Korinthischer Ordnung, und vom schönsten Verhältniß. Die Zierrathen daran sind mit der äußersten Vollkommenheit ausgearbeitet. In einer Entfernung, die ihrer Höhe beynahe gleich kömmt, machen diese Säulen einen bewundernswürdigen Effekt.

Nichts kann wohl die Ideen von dem entfernten Alterthume lebhafter erwecken, als diese Gegend mit ihren Ruinen. Auf dem alten römischen

Forum ist nähmlich eine kleine Allee gepflanzt, welche zu dem Triumphbogen des Titus führt, und wo zum Ausruhen einige steinerne Bänke sind.

Richtet man nun von hier seine Blicke nach den drey Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, so siehet man fast dicht um sich her die merkwürdigsten Plätze des alten Roms: vor sich den Palatinischen Hügel mit Ruinen und Gesträuch, und zu den Füßen desselben, wo jetzt eine kleine Kirche steht, das Luperkal oder vielmehr den Fleck, wo Evander vierhundert Jahre vor Roms Erbauung dem Pan eine Art von Grotte weihte.

Zur Rechten liegt der Kapitolinische Hügel grün bewachsen, mit einem Aufgange, der mit Bäumen bepflanzt ist, und zu den schönen Ruinen des Tempels der Konkordia führt, die zwischen den Bäumen durchschimmern. Zwischen dem Palatinischen und Kapitolinischen Berge sieht man dicht vor sich das enge Thal, wo die Römer und Sabiner fochten, und die Weiber sich zwischen die streitenden Heere warfen.

Die wirkliche Gegenwart und Nähe aller dieser Oerter, bey dem lebhaften Gedanken an jene entfernten Zeiten, und bey der Uibereinstimmung der alten Beschreibungen mit dem, was man nun wirklich noch vor sich siehet, macht einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüth.

Es scheint, als fühle man in diesem Augenblicke eine Art von Mißverhältniß der Kürze des

Lebens mit einem so ungeheuren Zwischenraume von Zeit, und doch wieder eine gewisse Harmonie, worin sich auch dieß Mißverhältniß auflöst, — oder vielmehr das Ortverhältniß macht, daß das Zeitverhältniß in der Einbildungskraft auch wieder näher zusammenrückt, und alles wieder wie lebend und gegenwärtig wird.

Diesem Reiz der Lokalität läßt sich wahrscheinlich auch die Entstehung der Pilgerschaften, und der Hang zu denselben am natürlichsten zuschreiben. Und derjenige, welcher sich noch so sehr hierüber erhaben glaubt, wird doch dem geheimen Wunsche nicht ganz widerstehen können, einmahl auf demselben Flecke zu seyn, wo dasjenige, wovon seine Einbildungskraft am lebhaftesten gerührt ist, sich wirklich ereignet hat.

### Am 28sten Junius.

## Das Fest des Romulus.

Billig wurde nach dem Feste des Jupiter Stator auch demjenigen ein Fest gefeyert, der eben durch diese Anrufung und Benennung des Jupiter, Roms Retter geworden war, das seinen Stifter zugleich in ihm verehrte.

Am 30sten Junius.

## Das Fest des Herkules und der Musen.

Auch dem Herkules hatte man die Musen in seinem Tempel zugesellt, und er führte in ihrer Gesellschaft eben so wie Apollo den Nahmen Musagetes oder der Musenführer. Nach einer alten Sage hatte nähmlich Herkules den Evander zuerst die Buchstaben kennen gelehrt, und war also auch ein Beförderer der Wissenschaften, den man für würdig hielt, dem Chore der Musen vorzustehen, obgleich er sich in seiner Jugend sehr ungelehrig bewiesen haben soll, indem er den Linus, der ihm über seine Unachtsamkeit Vorwürfe machte, mit demselben musikalischen Instrumente erschlug, worauf ihn dieser unterrichten sollte. Um den Begriff vom Herkules wieder zu verfeinern, damit er nicht bloße Körperkraft ausdrücke, scheint es, habe man ihm die Muse zugesellt, oder wenigstens wurde die Vorstellung dadurch veranlaßt, daß mit der körperlichen Stärke sich auch die sanften Künste verbinden können.

# Von den Festen im Julius.

## Am 5ten Julius.

## Die Apollinarischen Spiele.

Auf den Ausspruch des Orakels oder einer alten geschriebnen Weissagung wurden zu der Zeit des zweyten Punischen Krieges dem Apollo zu Ehren Spiele gestiftet, wodurch man sich diese Gottheit geneigt zu machen suchte, und welche mit allerley Arten von Schauspielen, Gesang und Tanz, gefeyert wurden.

Bey diesen Spielen mußte nach Griechischem Gebrauche geopfert werden; dem Apollo wurde ein Ochse und zwey weiße Ziegen mit vergüldeten Hörnern, und der Latona eine Kuh ebenfalls mit vergüldeten Hörnern, zum Opfer dargebracht.

Wenn der Prätor die Spiele veranstaltete, so gab er ein Edikt, daß ein jeder aus dem Volke nach Vermögen zu den Kosten, welche diese Spiele erforderten, beytragen möchte, damit sie den Sieg über ihre Feinde erhielten.

Das Volk sahe mit Lorbeerkränzen geschmückt den Spielen zu; die Matronen flehten in den Tempeln die Götter an; dann speiste man bey offnen

Thüren, und der Tag war in jeder Rücksicht festlich.

Es gab damahls schon eine Art von Buffon's, die in diesen Spielen auftraten, und unter allerley lächerlichen Stellungen die Worte wiederhohlten: alles steht gut, wenn der Alte tanzt! dieß hatte Bezug auf eine alte Begebenheit, wo die Römer einst, da sie eben in diesen Spielen begriffen waren, auf die Nachricht, daß der Feind anrücke, zu den Waffen greifen mußten, und da sie als Sieger zu dem Schauplatze zurückkehrten, sich ein Gewissen daraus machten, daß sie die religiösen Spiele unterbrochen hatten, und befürchteten, daß die Gottheit darüber zürnen möchte, da sie aber den freygelaßnen Kajus Pomponius, einen alten Gaukelspieler noch auf dem Schauplatze fanden, der noch immer seit ihrer Abwesenheit nach dem Schalle der Pfeiffe tanzte, so riefen sie voll Freuden, daß nun das Fest nicht unterbrochen war, zum öftern die Worte aus: alles steht noch gut, denn der Alte tanzt!

Die Appollinarischen Spiele wurden zuerst immer nur auf das künftige Jahr den Göttern angelobt, und an einem unbestimmten Tage gefeyert. Da aber einst in Rom eine Pest einfiel, so gelobte man den Göttern, diese Spiele auf immer, an einem gewissen bestimmten Tage zu feyern, welches denn eben der fünfte Julius war. Man suchte also auch hier bey dem größten Unglück, das den Staat

betreffen konnte, die erzürnten Götter durch frohe Spiele wieder zu besänftigen.

Auf den Ruinen eines Tempels des Apollo in Rom, auf dem Platze Palombara, ist eine schöne Kirche erbaut, welche St. Apollinare heißt, und zu einem dicht dabey sich befindlichen Kollegium gehört, wo beständig eine Anzahl Teutscher junger Edelleute Theologie studiren.

Am 6ten Julius.

## Das Fest der Fortuna Muliebris.

So wie es eine Fortuna Virilis gab, die den Männern besonders günstig war, wie z. B. dem Servius Tullius; so gab es auch eine Fortuna Muliebris, in deren Schutz die Weiber standen, und dieß aus dem Grunde, weil Weiber einstmahls den Staat gerettet hatten, da es den Männern unmöglich war.

Als nähmlich der tapfere Römer Koriolan, weil er den Haß des Volks sich zugezogen hatte, aus Rom verwiesen wurde, und zu den Volskern den ärgsten Feinden der Römer übergegangen war, so kam er nun mit einem siegreichen Heere bis nahe vor die Thore von Rom, und drohete seiner Vaterstadt den Untergang.

Das Schicksal Roms stand dießmahl wiederum auf dem Spiele. Vergebens flehten Priester und

ehrwürdige Greise, die der Senat abschickte, den auf sein undankbares Vaterland erbitterten Koriolan um Schonung und Erbarmen an.

Traurig kehrten die Bothen wieder zurück, und man sahe nun weiter keinen Ausweg; als Volumnia, die alte Mutter des Koriolan, und Valeria, seine Gattin mit zwey kleinen Söhnen sich entschlossen, ins feindliche Lager hinauszugehen, und den letzten Versuch zu wagen.

Nachdem sie ein Gebeth für das Wohl des Staats verrichtet, machten sie sich in Begleitung der vornehmsten Römischen Matronen auf den Weg, und als sie nun ins feindliche Lager kamen, und Koriolan unter dem Trupp der Weiber seine alte Mutter, und seine Gattin mit ihren Söhnen, flehend, und ihre Hände zu ihm ausstreckend erblickte, zerschmolz der Unerbittliche zum erstenmahl in Thränen; er widerstand nicht länger, und führte sein Heer hinweg.

Weil nun die Rettung des Staates, welche von Männern nicht mehr abhing, den Frauen gelungen war, so wurden auch diese, als sie zurückkehrten, vom ganzen Volke mit Jauchzen und Freudengeschrey empfangen, und vom Senat und Volke beschlossen, ihrer schönen That ein ewiges Denkmahl zu errichten; die Frauen aber bathen um nichts, als daß auf demselben Fleck, wo sie zuerst für das Wohl des Staats ihr Gebeth ver-

richtet, der Fortuna Muliebris oder dem weiblichen Glücke ein Tempel errichtet wurde.

Dieß wurde ihnen nicht nur gewährt, sondern auch zu den jährlichen Opfern die Kosten angewiesen, und den Matronen verstattet, eine Priesterin der Fortuna selbst aus ihrem Mittel zu wählen, welches Amt der Valeria, der Gattin des Koriolan, übertragen wurde, weil sie zuerst den Gedanken zu dem glücklichen Mittel gehabt hatte, wodurch Rom allein vom Untergange gerettet werden konnte.

Die Matronen ließen selbst eine Bildsäule der Fortuna verfertigen, welche im Tempel aufgestellt und eingeweihet wurde. Jährlich an dem Feste der Glücksgöttin, die den Weibern hold ist, wurde die Bildsäule mit Kränzen geschmückt, welche ihr nur von kürzlich verheiratheten Matronen, und von keiner Witwe, oder die sich zum zweytenmahle vermählt hatte, aufgesetzt werden durfte; den alles mußten hier glückbedeutend seyn. —

Die Glücksgöttin wurde von den Römern unter mancherley Benennungen verehrt. Es gab eine Fortuna Privata, so wie eine Fortuna Publika; eine Fortuna Primigenia; eine Fortuna Obsequens, oder folgendes Glück; diesen waren auf dem Kapitolinischen Berge kleine Tempel geweiht.

Auch die Fortuna Equestris oder das Glück, welches den Rittern hold ist, hatte einen Tempel; und es gab sogar eine Fortuna hujus diei,

das

das ist, das Glück des gegenwärtigen Tages, welches, als ein für sich bestehendes Wesen unmittelbar vor der Schlacht, von den Feldherren angerufen wurde.

Der Diktator Sylla weihte der Glücksgöttin zu Präneste einen Tempel von so erstaunlichem Umfange, daß auf dessen Stufen jetzt die neue Stadt Palestrina steht.

## Am 7ten Julius.

## Die Kaprotinen oder das Fest der Mägde.

Nicht nur den Frauen, welchen Rom seine Rettung dankte, sondern auch den Mägden, die durch eine muthige Entschließung einst ein Unglück von Rom abwandten, weihte die Nachwelt ihre dankbare Verehrung, und bewies dadurch, daß man allen Unterschied des Standes vergaß, sobald von einer edlen, patriotischen That die Rede war.

Als nähmlich in den ersten Zeiten und bey der noch sehr beschränkten Herrschaft Roms die Lateiner einstmahls bis dicht vor die Thore rückten, und die Töchter der Römer, die man ihnen abschlug, zur Ehe verlangten, oder die Stadt mit Krieg bedrohten; so that eine Magd, welche Tutela hieß, dem Senat den Vorschlag, man solle sie nebst andern Mägden, in der Tracht der Römischen Jungfrauen, vor die Stadt in das Lager der Lateiner

schicken, dann wolle sie ein Zeichen geben, wann es Zeit sey, daß die Römer aus der Stadt einen Ausfall thäten.

Der Vorschlag ward angenommen. Tutela wählte sich selber ihre Gefährtinnen aus, und begab sich schön geschmückt mit ihnen nach dem Lager, wo die Lateiner den Betrug nicht merkten, sondern bis tief in die Nacht mit Wein und Liebe sich ergötzten, bis ein tiefer Schlaf sie alle übermannte worauf die Mägde die Waffen der Lateiner zu verstecken eilten, und Tutela auf einen wilden Feigenbaum nahe bey dem Lager stieg, wo sie den Römern mit einer Fackel das verabredete Zeichen gab. —

Nun griffen die Römer das Lager an, und trugen mit leichter Mühe den Sieg davon. Die Sklavinnen aber, welche diese That vollführt hatten, durften nie wieder Sklavenkleider tragen, sondern behielten diejenigen, womit sie sich kühn in das Lager der Lateiner wagten. Auch war hiermit ihre augenblickliche Freylassung, und eine Aussteuer aus dem öffentlichen Schatz verknüpft.

Zum Andenken dieser Begebenheit aber wurde jährlich ein Fest gefeyert, welches man von dem merkwürdigen wilden Feigenbaume, von dem das Zeichen gegeben war, und der in der Sprache der Römer caprificus hieß, die Kaprotinen oder die kaprotinischen Nonen nannte. Auch der Juno gab man von jenem Baume den Zunahmen

Kaprotina, und ihr wurden unter einem wilden Feigenbaume von Frauen sowohl als Mägden Opfer dargebracht; zu welchen Opfern selber man sich der Milch, oder des weißen Saftes bediente, der aus jener Art von Bäumen quillt.

Den Mägden aber war dieß Fest vorzüglich heilig; sie zogen geschmückt durch die ganze Stadt, und stellten sich, als wollten sie auf diejenigen, welche ihnen entgegen kamen, einen feindlichen Angriff thun; gleichsam zum Andenken wie die Römer, vermittelst der List und Kühnheit der Mägde, einst das feindliche Lager überfielen. Endlich setzten sie sich zum Essen unter Lauben nieder, die aus Zweigen von wilden Feigenbäumen geflochten waren.

Am 12ten Julius.

## Der Geburtstag Julius Cäsars.

Romulus hatte den dem Kriegsgott geweihten Monath März zum ersten im Jahre gemacht, von welchem an gerechnet, der Julius der fünfte war und deßwegen den Nahmen Quintilis, so wie der August, als der sechste Monath, den Nahmen Sextilis führte. Ob nun gleich vom Numa die beyden Monathe, Januar und Februar, dem Jahre hinzugefügt und vor den März gesetzt wurden: so be-

hielt man dennoch die alte Benennung der Monathe Quintilis und Sextilis bey.

Bis unter dem Julius Cäsar und August der höchste Glanz von Rom sich in seinen beyden ersten unumschränkten Beherrschern, nach dem Verluste der Freyheit, spiegelte, und in diesen beyden mächtigen Menschen einen neuen Brennpunct erhielt, der alles neben sich verdunkelte, und auf alle künftigen Zeitalter seinen Schimmer verbreitet hat.

Nun wurde auch der Zeit das unauslöschliche Gepräge von dieser Macht und Hoheit aufgedrückt; nach dem Julius Cäsar wurde der Quintilis, der Sextilis nach dem August benannt. Diesen beyden Menschen ward schon bey ihren Lebzeiten eine Art von göttlicher Ehre erwiesen. Der Geburtstag des Julius Cäsar mußte ein Fest für die Römer seyn, denen nun die Freyheit selbst ein Joch, und die Unterjochung eine Wohlthat wurde, die man demohngeachtet, aus einem mißverstandenen patriotischen Eifer, dem Julius Cäsar mit dem Dolchstoß dankte; weil man noch immer glaubte, es läge bloß an ihm, daß er sich der Alleinherrschaft bemächtigt habe, und nicht vielmehr an dem entarteten Volke, das nun einen Alleinherrscher haben mußte, der die Ruhe erhielt, nachdem alle Selbstthätigkeit eine eigennützige Richtung genommen hatte, und es keinem mehr einfiel, Opfer für den Staat zu bringen.

Am 15ten Julius.

## Das Fest des Kastor und Pollux.

Es herrschte eine alte Sage bey den Römern, daß einst nach einem so eben erfochtenen Siege, von welchem noch niemand Nachricht haben konnte, zwey schöne Jünglinge zu Pferde, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, sich auf dem Römischen Forum zeigten, und an dem Quell der Juturna sich den Staub abwuschen, wobey sie den Umstehenden den erfochtenen Sieg verkündigten, und sich schnell wieder hinwegbegaben, ohne daß man je entdecken konnte, wer sie waren.

Für wen sollte man sie nun anders als für den Kastor und Pollux halten, die, nach dem Volksglauben, auf diese Art den Sterblichen zu erscheinen pflegten, und deren Erscheinung man für heilbringend und glückbedeutend hielt, und sich vorzüglich freute, daß das Wohl des Römischen Staates ihnen so angelegen war? denn es schien gleichsam, als hätten sie mit unglaublicher Geschwindigkeit den Weg von dem Schlachtfelde nach Rom zurückgelegt, um nur die frohe Bothschaft zu bringen, weßwegen sie auch mit Schweiß und Staub bedeckt, ankamen.

Nun errichtete man auch dem Kastor und Pollux auf dem Römischen Forum einen kleinen Tempel, und die Ritter betrachteten sie, als ihre besonderen Schutzgötter, deren Beystand ihnen im Tref-

fen Muth einflößte, und welchen sie sich gleichsam näher dünkten, weil diese Schutzgötter auch selbst Ritter waren. Zuweilen glaubte man sie an der Spitze des Treffens zu erblicken, wo sie dem Heere Muth einflößten, und es durfte nur einer diese Erscheinung gehabt haben, so wünschten die übrigen sich Glück dazu, und fochten mit erneuerter Tapferkeit.

An dem Feste des Kastor und Pollux hielten nun auch die Römischen Ritter in ihrem schönsten Waffenschmuck, und mit allen ihren Ehrenzeichen, einen öffentlichen Aufzug, der bey dem Tempel der Ehre vor dem Kapenischen Thore anhub, und auf dem Kapitolium sich endigte.

Vor dem Zuge wurde den Göttern ein Opfer dargebracht; dann mußten die Ritter sich alle nach ihren Stämmen und Abtheilungen ordnen, und gerüstet zu Pferde erscheinen, als wenn sie eben aus der Schlacht zurückkehrten. Ein jeder trug ein mit Purpurstreifen besetztes Kleid, welches Trabea hieß, und einen Kranz von Oelzweigen auf dem Haupte.

Der Ritterstand zeigte sich bey diesem Aufzuge in seinem höchsten Glanze, und die Idee vom Kastor und Pollux, woran diese Ceremonie sich knüpfte, war doch schön, sie mochte nun einen Ursprung haben, welchen sie wollte. Dieser Tempel mit den Gottheiten war ein allgemein angenommenes festes Symbol, das Muth und Tapferkeit, und jede rit-

terliche Uibung bezeichnete, und wobey man sich diese Dinge lebhafter dachte, als bey den bloßen Worten, womit man sie benannte.

Eben das fand auch bey dem Tempel der Ehre Statt, von welchem der Zug der Ritter seinen Anfang nahm, welcher zugleich mit dem Tempel der Tugend, von dem Konsul Marcellus, den Göttern gelobt, und dergestalt mit dem letztern verbunden war, daß man nicht anders in den Tempel der Ehre als durch den Tempel der Tugend gelangen konnte. Was waren dieß anders als schöne Symbole, die das mit mächtigem Eindruck und Würde bezeichneten, was das Wort nur benennen kann. Dem Göttlichen, was Ehre und Tugend haben, wurden diese Tempel geweiht, deren Anblick, schon edle Gesinnungen, wenn sie auch tief schlummerten, zu erwecken im Stand war.

Vor der Porta St. Sebastiano, nicht weit von den Ruinen vom Cirkus des Karakalla, zeigt man noch jetzt den Fleck, wo einst die Tempel der Ehre und der Tugend standen.

Am 23sten Julius.

## Die Neptunalien.

In der Strada Giulia in Rom, nicht weit vom Ufer der Tiber, zeigt man noch jetzt den Ort, wo ein Tempel des Neptun stand, auf dessen Rui-

nen die kleine Kirche S. Biagio erbaut ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß in dieser Gegend auf dem Marsfelde die Neptunalien mit Opfern und Spielen von dem Römischen Volke gefeyert wurden.

---

# Von den Festen im August.

---

Am 1ten August.

## Das Fest der Hoffnung.

Bey dem Forum Olitorium, wo die grünen Waaren verkauft wurden, war der Hoffnung ein Tempel errichtet, dessen Einweihungsfest am ersten August gefeyert wurde. Dieser Tempel war mehr als einmahl vom Blitz getroffen und gänzlich eingeäschert worden. Man baute ihn aber beständig wieder auf, und ließ ein so bezeichnendes Gebäude nicht untergehen.

In den ersten Tagen des August war auch eine Art von Feyer oder Ferien, dem Augustus zu Ehren, weil er um die Zeit aus Spanien siegreich nach Rom zurückgekehrt war; und noch jetzt wünscht sich das Volk in Rom im Anfange des

August mit dem Ausdruck fer agosto, oder buon fer agosto, Glück; Aufwärter und Bediente fordern sich mit diesem Ausdruck das Trinkgeld, welches sie um diese Zeit zu erhalten pflegen. Sonderbar genug wäre es, wenn der korrumpirte Ausdruck fer agosto sich noch von den Ferien des August herschriebe, wie einige dieser Meinung sind.

Am 5ten August.

## Das Salusfest.

Die Göttin Salus, oder allgemeine Wohlfahrt, die man sich als ein für sich bestehendes Wesen dachte, hatte auf dem Quirinalischen Hügel einen Tempel, welcher an diesem Tage eingeweiht war.

In so fern man unter Salus zugleich das körperliche Wohlseyn oder die Gesundheit mit begreift, scheint diese noch jetzt auf dem Quirinalischen Hügel vorzüglich ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben.

So wie man auf einem breiten gepflasterten Wege, von der Tiberseite Roms, den sanften Hügel hinaufsteigt, athmet man eine reinere Luft ein; die Aussicht rund umher wird freyer, und von dem schönen Platze vor dem päbstlichen Sommerpallaste, blickt man auf den Janikulus hinüber.

Auch hieß jener breite Weg vor Zeiten von

dem Tempel der Salus, zu welchem er hinaufführte, clivus salutis, der Wohlfahrts oder Friedenssteig; und noch jetzt ist es einer der angenehmsten Spaziergänge, die man in der Stadt selber machen kann, diese reizende Anhöhe hinauf zu steigen, zu welcher Natur und Kunst unwiderstehlich einladen.

Denn oben auf dem Hügel erblickt man, auf den beyden Seiten eines Obelisks in kolossalischer Größe, die Bildsäulen des Kastor und Pollux, welche beyde ihre Pferde halten, oder nach anderer Meinung eine doppelte Darstellung des jungen Alexander, wie er den Bucephalus bändigt.

Die außerordentliche Schönheit dieser Werke, war Ursach, daß man sie keinen andern als den größten Meistern, das eine dem Phidias, das andere dem Praxiteles, zuzuschreiben wagte.

Von diesen beyden Stücken führt jetzt der Quirinalische Berg den Nahmen monte cavallo oder der Pferdehügel. Oben auf dem freyen Platze, und bey der weiten offnen Aussicht machen die Statüen schon von fern den reizendsten Effekt, den man sich denken kann, und wenn man sich ihnen nähert, hält es schwer, von der Betrachtung des Ganzen und der einzelnen Schönheiten dieses erhabenen Kunstwerkes, das so lange der Zeit getrotzt hat, sich wieder loszureißen.

Am 13ten August.

## Das Fest der Diana.

In einer Entfernung von einigen Meilen von Rom, bey der kleinen Stadt Aricia, hatte Diana einen heiligen Hain, in welchem sie mit vorzüglicher Andacht verehrt wurde.

Dieser Hain der Diana hat sich gewissermaßen noch bis jetzt erhalten; er gehört nähmlich dem Hause Ghigi in Rom, ist mit einer hohen Mauer umgeben, und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen erhält niemand den Zutritt in dieß Heiligthum.

Die Landschaftsmaler erhalten zuweilen die Vergünstigung, hier Baumparthien zu kopiren, dergleichen sich außer diesem Umfange wohl schwerlich noch irgendwo finden möchten. Wenigstens zeigt die Gestalt der Bäume von einem erstaunlichen Alterthume. Die Strenge des Besitzers, womit er den Zutritt zu diesem Hause versagt hat, ist daher sehr lobenswerth: weil sonst vielleicht schon manche frevelnde Hand, diese Art von Denkmahl aus dem Alterthume entstellt oder beschädigt haben würde.

Bey der Feyer des Festes der Diana nun, eilten die römischen Weiber, welche ein Gelübde gethan hatten und der Erfüllung ihres Wunsches theilhaftig geworden waren, die Stirn umkränzt, mit brennenden Fackeln, in den Aricinischen Hain, um der mächtigen Diana ihren Dank zu bringen.

Da diese Göttin nun selbst vorzüglich die Jagd und die Wälder liebte, so wurde sie auch von den Jägern als ihre Schutzgöttin verehrt; und diese kamen mit Fackeln, die wie Aehren gestaltet waren, in ihren heiligen Hain, und brachten zugleich ihre Hunde mit, die sie, mit weißen Binden ausgeschmückt, der Göttin vorstellten, und die Kranken darunter ihrem Schutz empfahlen.

Die Göttin Diana selbst war gütig gegen ihre abgelebten wohlverdienten Hunde, bekränzte sie selbst, und ließ sie von der Jagd ruhen; an ihrem Feste aber, glaubte man, ruhe Diana selbst, und alle ihre Hunde. Die Jäger legten daher auch ihre Waffen und Jagdgeräth zum Zeichen der festlichen Ruhe, mitten im Walde auf dem grünen Rasen nieder.

Am 17ten August.

## Die Portumnalien.

Melicertes, der Sohn der griechischen Juno, welcher unter dem Nahmen Portumnus oder der Vorsteher der Hafen, von den Römern als eine Meergottheit verehrt wurde, hatte bey der Aemilischen Brücke, welche nachher Pons Milvius, und jetzt Ponte Molle heißt, außerhalb der Stadt, wo eine Art von Hafen an der Tiber war, einen

kleinen Tempel, dessen Einweihungsfest jährlich gefeyert wurde.

Jetzt müßte der Tempel des Portomnus, wenn die alten Zeiten wieder abgebildet werden sollten, innerhalb der Stadt, bey dem sogenannten Hafen von Ripetta stehen, wo man auf einer beträchtlichen Anzahl schöner breiter Stufen, von der Straße bis zur Tiber herunter steigt, und wo alle die Barken landen, welche mit Waaren, die zum gewöhnlichen Lebensunterhalt dienen, aus den gebirgigten Gegenden, die Tiber herunter kommen. Hier ist zugleich die Uiberfahrt zu dem jenseitigen Ufer, wo man vor der Engelsburg vorbey über eine Wiese nach St. Peter und dem Vatikanischen Hügel geht. Der Hafen von Ripetta selbst mit einer schönen Einfassung und Stufen, macht von allen Seiten einen malerischen Anblick.

Am 18ten August.

## Die Konsualien.

Bey diesem Feste blickte das römische Volk einmahl wieder in die Geschichte seines ersten Ursprungs zurück, wo man, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, ein Asyl für Flüchtlinge errichten mußte, und da nachher ein Mangel an Weibern war, sich vergeblich in den benachbarten Staaten, bey den Vätern um die Töchter bewarb,

indem man sich zugleich der bittern, spottenden, Antwort aussetzte: ob die Römer nicht auch ein Asyl für Weiber errichten wollten.

Dieß zwang nun die Römer, zur List ihre Zuflucht zu nehmen, und Romulus, der seinen Plan zum Raube der Sabinischen Jungfrauen schon längst bey sich selbst entworfen hatte, knüpfte demohngeachtet seinen eignen Muth, oder den Muth des Volks bey dieser Sache, an die Idee von einer Gottheit an, die er sich gewissermaßen selbst erst schuf, und welchen er Konsus, oder den Gott geheimer Anschläge nannte, worunter man sich aber den Jupiter, den Neptun, oder irgend eine höhere Gottheit denken konnte, die jetzt nur unter dem Nahmen Konsus, die geheimen Anschläge der Römer begünstigen sollte.

Es hieß also, man habe im großen Cirkus einen in die Erde vergrabnen Altar gefunden, welcher dem Konsus geweihet sey, dem man nun Opfer darbringen und ihm zu Ehren feyerliche Spiele veranstalten wolle. — Diesen Spielen, welche selbst die Konsualien hießen, mit beyzuwohnen, wurden also die Bewohner der benachbarten Städte mit ihren Familien eingeladen. Und da die Neugierde eine große Menge von Fremden versammlet hatte, so mußte man auf einmahl mitten unter den Spielen, der Gott Konsus, dem sie gefeyert wurden, auch seinem Geschäfte vorstehen, und den Rö=

nern zu der Ausführung ihres listigen Anschlages Entschlossenheit und Muth einflößen.

Die Töchter der Sabiner wurden geraubt; betrübt und auf Rache sinnend kehrten die verwaisten Aeltern zurück. Rom mußte wegen dieses Raubes nachher noch blutige Kriege führen, bis endlich die Weiber selber, sich in ihr Schicksal fügend, den Streit zwischen ihren Männern und Vätern schlichteten, und die erbitterten Gemüther sich versöhnten.

Zum Andenken des Raubes der Sabinerinnen, wurden nun immer noch jährlich mit den Spielen im Cirkus die Konsualien gefeyert. Und wenn diese Spiele geendigt waren, wurde der Altar des Konsus, bis zum künftigen Jahre bedeutungsvoll wieder eingegraben, um jene geheime und verborgen gehaltene Staatslist des Romulus zu bezeichnen, die unter dem Schutz des Konsus gelungen war, und auf deren Ausführung, selbst die Fortpflanzung oder das Daseyn des Römischen Volks, nach der alten Uiberlieferung, sich gründete.

So romantisch nun die alte römische Geschichte klingt, und mit so vielen Dichtungen sie auch verwebt seyn mochte, so konnte doch eben die Uiberlieferung von dergleichen Begebenheiten ihrer Wirkung auf die Einbildungskraft nicht verfehlen. Mit dem Fortgange der Zeit wurde den Römern ihre Geschichte immer theurer, und das Volk würde jene alten Sagen vom Evander und seiner Mutter Karmenta, von der wunderbaren Erhaltung des

Romulus und Remus, u. s. w. um vieles nicht haben vermissen wollen.

Am 21sten August.

## Die zweyten Vinalien.

Die ersten Vinalien wurden im Aprill gefeyert, wenn man die angefüllten Weinfässer zuerst eröffnete, und aus jedem einen Becher voll, dem Jupiter ausgoß, welchem eigentlich aller Wein, von Alters her, gelobt war.

Jetzt, da sich nun die Zeit der Weinlese näherte, und man die Fässer auf das künftige Jahr wieder zu füllen dachte, erbath man sich aufs neue vom Jupiter, dem der Wein geheiligt war, Segen und Gedeihen. Der Priester des Jupiter nähmlich eröffnete selbst die Weinlese, einige Zeit vorher, ehe sie wirklich anging, auf eine feyerliche Weise, indem er, während daß dem Jupiter ein Lamm geopfert wurde, die ersten Trauben abschnitt.

Und nach dieser Ceremonie durfte nun erst der vorjährige Wein zum Verkauf vom Lande in die Stadt gefahren werden, weil der Wein vom künftigen Jahre nun dem Jupiter schon geheiligt, und man in Ansehung des alten gleichsam von seinem Gelübde frey war.

An eben diesem Tage, war auch der Venus, unter deren Schutz die Gärten standen, ein Tempel geweiht, und die Gärtner feyerten diesen Tag.

Der

Der Begriff von Fortpflanzung im ganz buchstäblichen Sinne scheint die Veranlassung gewesen zu seyn, daß man dem Schutz der Venus auch die Gärten empfahl, und von ihrem wohlthätigen Einfluß Gedeihen für die Pflanzen hoffte.

Am 23sten August.

## Die Vulkanalien.

Bey der Verehrung des Vulkan schien es, als wolle man das Element des Feuers selbst, in so fern es schadend und zerstörend ist, unmittelbar zu versöhnen und zu besänftigen suchen, indem man ein röthliches Kalb, ein wildes Schwein, u. s. w. in die Flammen warf, und der schädlichen verzehrenden Gluht das Leben von Thieren aufopferte, damit sie gleichsam ihren Hunger an diesen stillen, und das Uibrige, was dem Menschen lieb ist, seine Wohnungen, seine Güter, und ihn selbst verschonen möchte.

Die häufigen Feuersbrünste in Rom, wogegen freylich noch wenige Einrichtungen gemacht waren, und welche daher wüthend um sich griffen, machten dieß Fest dem Volke noch angelegentlicher. In dem Cirkus wurden Spiele dem Vulkan zu Ehren angestellt; auch sollen die Römer damahls schon eine Art Feuerwerke, durch künstlich dazu verfertigte Maschinen hervorgebracht, und an den Vulkanalien abgebrannt haben. Wenn die Vulkanalien vor-

bey waren, so fing man auch schon an, ein wenig wieder bey Licht zu arbeiten, gleichsam als ob man nun, auch in dieser Rücksicht, weniger Feuersgefahr zu befürchten habe.

Am 24sten August.

## Die Eröffnung der unterirdischen Welt.

Unter Mundus oder Welt dachte man sich die Erde, die Wölbung des Himmels, und die unterirdischen Wohnungen. Auch dieser Begriff wurde personifizirt, und man zeigt noch jetzt an dem Aufgange nach dem alten Tibur eine große Höhlung in einem Felsen, wovon behauptet wird, daß es in alten Zeiten ein Tempel der Welt gewesen sey.

Man mag nun die Gestalt der Welt durch einen gewölbten Tempel mit einer unterirdischen Vertiefung, oder durch irgend ein Modell oder Kasten, der so gestaltet war, abgebildet haben: so ist gewiß, daß man dreymahl im Jahre, nähmlich im August den Tag nach den Vulkanalien, den vierten October, und den achten November, die sogenannte Eröffnung der unterirdischen Welt dadurch feyerte, daß man das verborgene Heiligthum, welches das ganze Jahr über verschlossen war, an diesen Tagen eröffnete.

Weil nun dieß Heiligthum dem Pluto und der Proserpina, den Göttern der unterirdischen Manen geweiht war, so scheint es, als habe man diese

durch die Abbildung einer freywilligen Eröffnung des Zuganges zur Oberwelt, gleichsam versöhnen und besänftigen wollen.

Oder vielmehr man opferte den schadenden und unglückbringenden Wesen, gleichsam einige Tage im Jahre auf, um sich das ganze übrige Jahr dadurch zu erkaufen; denn an den drey Tagen im Jahre, wo Mundus patens war, oder die Eröffnung des Unterirdischen dargestellt wurde, vermied man, sich mit dem Feinde in ein Treffen einzulassen; man hielt keine Volksversammlungen oder Komitien; man warb kein Kriegsheer an, und verwaltete überhaupt, außer den allernothwendigsten, keine öffentliche Geschäfte. An diesen Tagen segelte kein Schiff ab, kein Marsch wurde angetreten, kein Ehebündniß wurde geschlossen; kurz, alles wurde vermieden, was man vorzüglich mit glücklichen Vorbedeutungen anzufangen wünschte. — Denn da man sich das Reich des Pluto, den Schlund der unterirdischen Welt in diesen Tagen, als eröffnet dachte, und also die Scheidewand zwischen Leben und Tod, zwischen der Oberwelt und Unterwelt, während dieser Zeit gleichsam aufgehoben war, so konnte nun auch alles aus dem Abgrunde aufsteigende Unheil, gleich pestilenzialischen Dünsten, sich ungehindert ausbreiten; bis nach Verlauf dieser Zeit denn alles wieder in sein Gleis kam, das furchtbare Heiligthum des Pluto und der Proserpina wie-

der verschlossen wurde, und alle Geschäfte nun wieder ihren ordentlichen Gang gingen.

Man sieht, wie dergleichen Feste gleichsam ein Ableiter für den Aberglauben des Volks waren, das sich doch nun nicht das ganze Jahr über, sondern nur drey Tage im Jahre, vor den unterirdischen Einflüssen fürchtete, und sich dann wieder sicher glaubte; eben so wie bey den Lemurien im May, wo man durch eine kleine unschädliche Ceremonie in einer Nacht, von der Furcht vor Spuk im Hause, das ganze Jahr über, sich befreyte.

Der Oeffnungen, wo die unterirdische Welt eine Kommunikation mit der Oberwelt hatte, gab es in der Einbildung der Alten viele; wie wir denn bemerkt haben, daß sogar in einem Tempel des Mars vor dem Kapenischen Thore, eine solche Oeffnung war, worüber ein Stein lag, und wo die Manen nach dem Volksglauben beständig, einen Aus- und Eingang hatten.

Wenn irgend etwas an die Idee von Mundus patens oder offenstehender unterirdischer Welt, erinnert, so ist es noch jetzt die Menge von Leichen, die man im Monath August, in Rom zu Grabe tragen sieht. Alle die pestilenzialischen Dünste aus dem offnen Schlunde des Erebus scheinen um diese Zeit emporgestiegen zu seyn, um das Reich des Pluto zu vermehren.

Der fürchterliche Leichenpomp, womit die Todten hier beerdiget werden, erweckt noch mehr das

Bild von einer unterirdischen Welt. Denn die durch weiße oder graue Hemden bis auf die Augen vermummten und verlarvten Begleiter, welche paarweise am hellen Tage, oder am Abend in der Dämmerung mit brennenden Wachslichtern in der Hand, der Leiche folgen, übertreffen alles, was sich die Phantasie von Gespenstern und Erscheinungen aus der Unterwelt nur irgend vormalen kann. Es ist, als wenn der Stein von jener Oeffnung hinweggewälzt wäre, und nun auf einmahl ein ganzes Heer von Manen die Straßen der Stadt überschwemmt hätte, um den Lebenden durch ihren Anblick Grauen und Entsetzen einzujagen.

Am 25sten August.

## Die Opekonsiven.

Ops war die Vermählte des Saturnus, und man dachte sich unter ihr die Erde, die den Samen zur Erzeugung aller Pflanzen in sich aufnimmt und zur Reife bringt, in welcher letztern Rücksicht man sie Ops Konsiva, und das Fest das ihr gefeyert wurde, die Opekonsiven nannte.

Dieß Fest wurde nicht öffentlich, sondern in der Behausung des Opferkönigs, in einem geheiligten Gemach gefeyert, wo niemand, als der Opferkönig selbst, und die Vestalinnen zugegen seyn durften. Denn die Ops Konsiva wurde so wie die Bo-

na Dea, Vesta, Ceres, u. s. w. zu den geheimnißvollen Gottheiten gezählt, deren Verehrung ebenfalls sich vor dem Blicke des Volks in ein heiliges Dunkel hüllte.

---

## Von den Festen im September.

---

Am 13ten September.

### Die Einschlagung des Nagels in die Wand vom Tempel des Jupiters.

Diese Ceremonie schrieb sich aus den ältesten Zeiten her, und gründete sich auf ein geschriebenes Gesetz: daß die höchste obrigkeitliche Person in Rom, an den Iden des Septembers, in die Wand des Tempels, der dem höchsten Jupiter gewidmet war, auf der rechten Seite, da wo er an das Heiligthum der Minerva stößt, einen Nagel einschlagen solle.

Man deutete dieß dahin aus: daß, da in jenen alten Zeiten der Gebrauch der Buchstaben und Zahlen nur noch wenig bekannt und eingeführt war, durch dieß jährliche Einschlagen eines Nagels die Anzahl der Jahre habe bezeichnet werden sollen;

und daß es an dem Tempel des Jupiter, da wo er an den Minerventempel stößt, habe geschehen müssen, weil man der Minerva selbst die Erfindung der Zahlen zuschrieb.

Auch die Etrurier schlugen in den Tempel einer ihrer Göttinnen jährlich einen Nagel ein, um auf die Weise die Zahl der Jahre zu bemerken. Es scheint auch, als habe bey den Römern die erste obrigkeitliche Person im Staate, diese Ceremonie in den ältesten Zeiten deßwegen verrichten müssen, um dieser Jahresrechnung, welche damahls vielleicht die einzige war, desto mehr Würde und Glauben zu geben.

Da man nun aber längst schon Kalender und Jahrzahl hatte, wurde dennoch diese alte Ceremonie bey den Römern gewissenhaft beybehalten, und mußte sogar von einem Römischen Diktator, welcher besonders dazu gewählt wurde, verrichtet werden: weil sonst der Buchstabe des Gesetzes nicht genau hätte befolgt werden können, indem die beyden Konsuls einander gleich waren, und keiner von ihnen die höchste Würde im Staate begleitete.

Wenn man erwägt, was für einen großen Einfluß die Ehrfurcht für das Alte in die ganze Denkungsart der Römer hatte, und wie sehr sich das Volk dadurch an sich selber knüpfte, indem eine lange Reihe aufeinanderfolgender Generationen sich um so fester an einander schlossen; so wird man diesem Volke jenen unschädlichen gottesdienstlichen Ge-

brauch auch nicht verargen, wodurch es gleichsam die patriarchalischen Sitten seiner Väter zu ehren suchte, indem so wie bey jenen, die Hand der ersten obrigkeitlichen Person, in die Wand des heiligsten Tempels in Rom, noch jährlich einen Nagel schlug.

### Am 22sten September.

## Der Geburtstag des Augustus.

So wie der Geburtstag des Cäsar, wurde auch der des Augustus mit öffentlichen Spielen gefeyert, und als ein ordentlicher Festtag im Kalender mit angesetzt. Die Römischen Ritter feyerten frywillig und einstimmig das Geburtsfest des Augustus zwey Tage lang. Die Gottheit war nun einmahl vom Himmel herabgestiegen, und man mußte sie auf alle Weise zu verehren und sich um ihre Gunst zu bewerben suchen.

Man ließ die Götter im Himmel schalten, und wandte seine Aufmerksamkeit lieber auf diejenigen, welche auf Erden die reelle Macht besaßen, und die guten Gaben der Götter nach ihrem Wohlgefallen an die andern Sterblichen austheilen konnten, deren Schicksale sie zwar nicht entgehen, aber doch auf Tempel und Altäre, wem etwa daran lag, nach ihrem Tode sich Rechnung machen konnten; wie denn der Kaiser Vespasian, der an der rothen

Ruhr sterben mußte, da sein Ende herannahte, sich sehr naiv ausdrückte: ich merke, daß ich nun bald ein Gott werde!

Am 30sten September.

## Die Meditrinalien.

Wenn die Weinlese anging, pflegte man von dem alten Weine und von dem ersten ausgepreßten Most feyerlich zu kosten, und auch den Göttern davon auf ihren Altar auszugießen, wobey man die Worte sagte: ich trinke den alten und neuen Wein, der alte und neue Krankheit heilt.

Nun dachte man sich auch eine Art von Gottheit, welche durch den Wein die Krankheit heilet, und von dieser Heilung den Nahmen Meditrina führte. Dieser Göttin Meditrina zu Ehren wurden also die Meditrinalien gefeyert, wobey man sich vorzüglich der wohlthätigen und heilsamen Wirkung des Traubensaftes bey mäßigem Gebrauch, dankbar erinnerte.

# Von den Festen im October.

## Am 12ten October.

## Die Augustalien.

Dieß war nun wiederum eine Art von wirklichem Feste, das man dem August zu Ehren feyerte, seitdem er nach seinen vollbrachten Feldzügen in Sicilien, Griechenland, Asien, Syrien, u. s. w. siegreich nach Rom zurückgekehrt war; man hatte noch viel mehr zu seiner Ehre beschlossen, wovon er nichts weiter annahm, als daß der Fortuna Redux, oder zurückführenden Glücksgöttin ein Altar errichtet, und der Tag seiner Zurückkunft, unter dem Nahmen der Augustalien, zu den festlichen Tagen im Jahre gezählt werden solle.

Wenn man nicht auf die Person sondern auf den Gegenstand, und auf die erstaunliche Macht sieht, die sich damahls in einer Person vereinigte, so war der Tag der Rückkunft des Augustus von einem Zuge, wo er die Welt, die ihm nun unterworfen war, gleichsam gemustert hatte, immer merkwürdig genug, um in dem Almanach der Römer, sey es auch in welcher Rücksicht es wolle, bezeichnet zu werden.

Am 15ten October.

## Die Fontinalien.

An diesem Feste bekränzte man die Brunnen, und warf Kränze in die Quellen, die von den Alten vorzüglich heilig gehalten, und unter dem Bilde wohlthätiger Wesen mit Opfer und Gebeth verehrt wurden.

Der Quell Juturna in Rom, und der Quell Egeria vor dem Kapenischen Thore waren den Römern vorzüglich heilig. Bey dem letztern befand sich ein heiliger Hain, und er war zugleich den Musen geweiht; das Thal wo er entsprang, nannte man das Thal der Nymphe Egeria, die nach der alten Volkssage, dem Könige Numa hier in nächtlicher Stille die Rathschlüsse der Götter eröffnete, welche er nachher dem Volke wieder vortrug, und ihnen als Götteraussprüchen desto leichter die Kraft der Gesetze gab.

Ein Römischer Dichter aus den spätern Zeiten beklagt es, daß man diesen alten heiligen Quell durch künstliche Verzierungen entstellt und entweiht habe. Wie viel schöner, sagt er, und der Gottheit würdiger wäre es, wenn statt dieses fremden Marmorrandes noch so wie ehemahls der grüne Rasen die klare Fluth einfaßte, und diese Höhlungen nicht künstliche Grotten wären.

Diese Beschreibung paßt noch jetzt auf den Quell Egeria. Man sieht noch zum Theil den al-

ten Marmorrand, die künstliche Grotte, die Nischen, in welchen die Bildsäulen der Musen standen, wovon noch einige vorhanden sind, die man nun anderwärts aufgestellt hat. Auch eine verstümmelte Bildsäule der Nymphe Egeria befindet sich noch hier, und das Wasser dieses Quelles wird noch jetzt für vorzüglich gesund gehalten.

Der Quell entspringt unter einem Hügel, auf welchem eine kleine Kirche Nahmens St. Urbano steht, von der man glaubt, daß sie auf den Ruinen eines Tempels des Bacchus erbaut sey. Wenigstens sieht man hier noch vier schöne antike Säulen von Korinthischer Ordnung, welche einen Portikus unterstützen.

Der Quell Egeria ist hier zwischen den häufigen kleinen Hügeln gleichsam versteckt; die Gegend ist öde und unbebaut, und hat daher wieder ein so einsames und romantisches Ansehen, wie sie vielleicht zu den Zeiten des Numa mag gehabt haben.

Am 15ten October.

## Die Opferung des Pferdes.

An den Iden des Octobers wurde auch jährlich dem Mars, auf dem ihm geweihten Felde ein Pferd geopfert.

Dieß Pferd mußte vor einem zweyspännigen

Wagen, mit dem man den Sieg erhalten, zur rechten Seite gezogen haben.

Der Kopf des Pferdes ward öffentlich angenagelt, und aus dem Schweif ließ man das Blut auf den Altar träufeln. Die Meinungen über den Grund dieser Opferung waren getheilt. Zuweilen opferte man nähmlich den Göttern die ihnen verhaßten Thiere, und zuweilen diejenigen, welche ihnen besonders lieb waren, als z. B. der Ceres eine der Göttin verhaßte ackerumwühlende Sau, und der Venus, ihren Liebling, die sanfte Taube.

So betrachtete man nun auch das Pferd, dessen man sich anfänglich bloß zum kriegerischen Gebrauch bediente, als ein dem Mars geweihtes Thier, an welchem diese Gottheit einen vorzüglichen Wohlgefallen fände, und dessen Darbringung ihr also nicht anders als angenehm seyn könne; was nun aber den Göttern dargebracht wurde, mußte sterben, und zerstört werden; dieß war der unzertrennliche Begriff, den man mit dem Opfer verband; so wie man zuweilen dasjenige, was einem Todten am liebsten gewesen war, mit auf den Scheiterhaufen zu werfen pflegte, und es einen Raub der Flamme werden ließ.

Das Irdische und Grobe was man darbrachte, konnte gleichsam nicht anders als durch die verzehrende Flamme aufgelöst, in das Geistige der Götter übergehen, euen nach jener alten Vorstel-

lungsart der bloße Opferrauch schon eben das war, was uns die Nahrung ist.

Daß man nun aber das Pferd, welches dem Mars geopfert wurde, nicht nur tödtete, sondern es gleichsam mit einer Art von Wuth zerstückte, veranlaßte noch eine andere Deutung dieses alten Gebrauchs, welcher nach dieser Deutung auf nichts weniger, als das große hölzerne Trojanische Pferd Bezug haben sollte.

Die Römer leiteten nähmlich selbst durch den Aeneas ihren Ursprung von den Trojanen her, und übten nun noch gleichsam Rache an einem wirklichen Pferde aus, weil dessen hölzerne Figur ihren Voraltern einst so viel Unheil gebracht hatte. Dieß war eine alte Volksdeutung, worauf sich auch der Umstand zu gründen scheint, daß die Bewohner der Via sakra oder des heiligen Weges, und die Bewohner der sogenannten Suburra sich um den Kopf des Pferdes stritten, welche von beyden ihn in ihrer Gegend öffentlich annageln sollten.

Noch eine dritte Deutung war, daß man dem Mars ein Pferd aufopferte, weil es zur Flucht behülflich sey, die man, dem Kriegsgott zu Ehren, durch den Tod des Pferdes gleichsam bestrafe; und dadurch ein warnendes Beyspiel gebe, nie in der Flucht sein Heil zu suchen.

Aus diesen mancherley Deutungen erhellet die erstaunliche Anhänglichkeit der Römer an die alten Gebräuche, die sie immer noch gewissenhaft beobach-

teten, ob sie gleich schon längst nicht mehr wußten, was die erste Veranlassung dazu gewesen war. Der gottesdienstliche Gebrauch selbst blieb immer die Hauptsache, die Deutung desselben war nur etwas Zufälliges, und gleichsam bloß ein Gegenstand der Neugier.

Am 19ten October.

## Das Waffenfest.

Unter dem Klange der kriegerischen Tuba, opferte man bewaffnet, und die Rüstung sollte durch diese Ceremonie gleichsam aufs neue geweihet werden.

Der tapfere Krieger faßte noch mehr Zutrauen zu seinen guten Waffen, indem er sie den Göttern in ihre besondre Obhuth und zu ihrem besondern Schutze empfahl. Denn keine Sorge für rigend eine Geräthschaft war, nach der damahligen Vorstellungsart, den Göttern zu geringe.

# Von den Festen im November.

## Am 13ten November.

## Die Götterspeisung.

Nach einem alten Kalender war vorzüglich auf diesen Tag eine ganz besondere Art von Verehrung der Götter ausgesetzt, die man ihnen aber auch zu jeder andern Zeit zum öftern erwies.

Jupiter und die übrigen Götter wurden nähmlich ordentlich zu einem Gastmahl eingeladen; man richtete in ihren Tempeln die Tafel an, und stellte nach der Gewohnheit der Alten, wo die Männer liegend, die Frauen aber sitzend aßen, Betten für die Götter, und für die Göttinnen Stühle hin.

Die Anordnung und Bestimmung dieser Göttermahlzeiten, war einem Kollegium aufgetragen, das aus sieben Männern bestand, welche von diesem priesterlichen Amte Epulonen hießen.

Kajus Cestius, zu dessen Andenken die Pyramide errichtet wurde, die sich bis jetzt in Rom noch unzerstört erhalten hat, gehörte, wie man aus der Innschrift sieht, zu diesem Kollegium der Epulonen, deren Amt wohl freylich mit keinem geringen Ansehen verknüpft seyn mußte, da man sie für

wür-

würdig hielt, die Götter selbst in deren Tempeln zu bewirthen, und Tafel für sie abzuordnen.

Am 15ten November.

## Die Volksspiele.

Diese Spiele, welche von den dazu bestimmten obrigkeitlichen Personen für das Volk veranstaltet, und drey Tage hindurch mit allerley Abwechselungen im Cirkus gefeyert werden mußten, waren dem Andenken der ersten Erringung der Freyheit, nach der Verjagung des Tarquinius Superbus gewidmet.

Und überhaupt feyerte das Volk hierdurch gleichsam triumphirend alle seine errungenen Freyheiten und Vorrechte, wodurch es gegen die Unterdrückungen der Vornehmern und Mächtigern gesichert, oder vielmehr selbst vornehm und mächtig war, und ehe unterdrücken, als unterdrückt werden konnte.

# Von den Festen im December.

## Am 5ten December.

### Die ländlichen Faunalien.

Schon im Februar wurde dem Faunus zu Ehren, dem ein Tempel auf der Tiberinsel in Rom geweiht war, in der Stadt ein Fest gefeyert, welches bey den Landleuten auf die Nonen des Decembers fiel, wo sie sich in Wäldern, und auf Wiesen versammelten, und auf dem Altar des Faunus ein Böckchen opferten und Wein ausgossen, wobey sie auch das Lastvieh von aller Arbeit ruhen und gleichsam an dem Feste Theil nehmen ließen, welches von einem Römischen Dichter sehr reizend beschrieben wird:

„Die Nonen des Decembers kehren wieder; ein Böckchen wird geschlachtet; den Bechern fehlt es nicht an Wein."

„Von neuem Weihrauch duften auf den Wiesen die Altäre. Der Wald reicht seine grünen Zweige dar."

„Muthwillig scherzt die Heerde im weichen Grase; das ganze Dorf, von Arbeit frey, hat, nebst dem müßigen Stier, sich auf die Wiesen hinge„lagert."

„Für seine Arbeit rächt sich nun der Pflüger, und freuet sich, den Boden, der ihm so viel Mühe bringt, mit tanzendem Fuße zu stampfen.“

Durch das Opfer, was man dem Faunus und den Faunen oder Waldgöttern darbrachte, suchte man nun diese Wesen, vor denen man sich im Grunde fürchtete, zu versöhnen, und zu bewirken, daß man nicht etwa einen Faun zu Gesichte bekommen möchte, welches, wie man glaubte, nie ungestraft geschehen konnte.

Jemehr man sich nun hüthen mußte, diese Wesen der Einbildungskraft ja nicht zu Gesicht zu bekommen, um desto lebhafter wirkte die Phantasie, um die Gestalt derselben furchtbar auszumalen; so daß es eine eigne Krankheit gab, wo man sich im Traume von den Faunen gequält glaubte, welches vielleicht derselbe Zufall seyn mochte, den wir das Alpdrücken nennen.

Besonders suchte man auch die Faunen durch Opfer und Gebethe zu bewegen, daß sie den Kindern keinen Schaden zufügen, und sie durch fürchterliche Erscheinungen im Schlafe nicht schrecken möchten; gleichsam als wenn man sich unter den Faunen etwas Aehnliches mit unserm sogenannten Knecht Ruprecht gedacht hätte, womit das Volk noch zu unseren Zeiten, kurz vor Weihnachten die Kinder zu bedrohen und zu schrecken pflegt, und sie durch Angst und Zagen, für die Freude die ihnen

die Christgeschenke machen sollen, vorher erst büßen läßt.

Nur dachte man sich, nach den Begriffen jener Volksreligion keine Wesen so schlimm, die nicht durch Opfer und Gebethe zu versöhnen wären. Dadurch verschwand dann wieder die Furcht, man faßte wieder neues Zutrauen, und blieb mit der ganzen Götterwelt immer im guten Vernehmen.

Am 19ten December.

## Die Saturnalien.

Saturnus, welcher, nach der mythologischen Dichtung, seine eigenen Kinder verschlang, war ein Sohn des Uranus, und bildete in der Phantasie der Alten die graue unbekannte Vorzeit ab, welche die rollenden Jahre in Vergessenheit begraben, und ihre Zahl verschlungen hat.

Man dichtete daher auch vom Saturnus, daß er vom Jupiter, den er selbst erzeugt hatte, seines alten Reichs entsetzt, und genöthigt worden sey, die Flucht zu nehmen, worauf er dann Italien zu seinem Zufluchtsort gewählt, und sich in einem schönen mit Bergen rundumgebenen Erdstriche in diesem Lande verborgen habe, welcher Erdstrich, weil in ihm sich ein Gott verbarg, nachher den Nahmen Latium führte.

Hier wurde nun Saturnus von dem uralten

Könige Janus aufgenommen, der seinen Wohnsitz auf dem Hügel jenseits der Tiber hatte, welcher noch jetzt von ihm den Nahmen Janikulus führt, und mit den Klöstern und Gärten, die auf seiner Anhöhe liegen, einen sonderbaren romantischen Anblick macht.

Auch macht noch jetzt die Aussicht auf die mit Bergen rund umher eingeschloßene einsame Gegend von Rom, jenen uralten Begriff der Römer, wie der Nahme Latium entstanden sey, in der Einbildungskraft wieder rege.

Die Gegend stellt sich nähmlich so von der übrigen Welt abgesondert, zur Ruhe einladend still und einsam dem Auge dar, daß sie gleichsam wie für eine wohlthätige Macht gebildet scheinen mußte, welche, da sie über das Ganze nicht mehr herrschen konnte, sich hier eine glückliche Welt im Kleinen schuf, und das goldene Zeitalter auf diese stillen Fluren brachte.

Janus theilte nun, nach der alten Sage, bey der Ankunft des Saturnus mit ihm die Oberherrschaft, und dieser bauete auf den Hügeln des nachmahligen Roms die alte Stadt Saturnia. — Man sieht, die Fabel ist hier nicht bloß allegorisch und kein bloßes Spiel der Einbildungskraft, sondern sucht sich gleichsam an die verlorne Geschichte wieder anzuknüpfen. Die Götter sind einmahl Könige und Herrscher gewesen, und ihre Nahmen sind in der dunklen Geschichte mit aufgezeichnet.

Unter der Regierung des Saturnus und Janus dachte man sich nun freylich die alleråltesten Zeiten, welche gar keine Spur in der Geschichte zurückgelassen haben, und wo die Phantasie sich also am leichtesten ein goldenes Zeitalter schaffen konnte, worin sich noch nichts Grausames und Furchtbares ereignete, das in der Geschichte am ersten aufgezeichnet zu werden pflegt, und wodurch diese für die Menschen erst ein vorzügliches Interesse erhålt.

Die Jahre, dachte man sich, rollten friedlich dahin und sanken in Vergessenheit, ohne irgend eine Spur von blutigen Kriegen, zerstörten Stådten, und unterjochten Völkern zurück zu lassen, durch welche Dinge man sonst die Epochen in der Geschichte zu bezeichnen pflegt. Der Zeit war noch kein blutiges Merkmahl aufgedrückt, darum verschwand sie leicht und leise aus dem Andenken der Menschen, denen jeder Augenblick eine Fülle heitren ungetrübten Lebensgenußes und reiner unverbitterter Freuden war.

Die Könige regierten patriarchalisch; es hatte sich noch kein Staat gebildet, und der Gleichheit und Freyheit der Menschen Fessel angelegt. Und weil es also noch keine Unterdrückung und keine Empörung gab, so war es natürlich, daß die Geschichte von diesen Zeiten schwieg, die so leer von allen dem waren, was man große Ereigniße nennt.

So ungern man sich nun, da man einmahl die Begriffe von den großen Dingen und Ereignißen

hatte, in ein solches goldnes Zeitalter, wo noch gar nichts war, das Aufsehen machte, wirklich zurück versetzt haben würde: so angenehm war doch die Vorstellung von einer solchen Unschuldwelt in der Phantasie, die nichts aufzuopfern brauchte, um sich ganz in solche Zeiten zu versetzen.

Und da man ohngeachtet aller Vortheile, die aus der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen zu einem Staate erwachsen, doch wiederum nothwendig das Drückende der Ungleichheit der Stände fühlen mußte, wodurch diese Vortheile erkauft werden müssen; was Wunder, daß man einmahl im ganzen Jahr für diesen Druck sich wieder schadlos zu halten suchte, und einen allgemeinen Freudentag für alle Stände ansetzte, der manchen einzelnen Kummer des Jahres wieder übertragen half.

Dieser Gebrauch scheint sich aus uralten Zeiten herzuschreiben, wo man in dem neugebildeten Staate, der alten Freyheit und Gleichheit noch ihre Rechte lassen mußte. Das Volk mußte sich ihrer wenigstens einmahl im Jahre bedienen dürfen, um alsdann freywillig wieder darauf Verzicht zu thun, bis es nach und nach den Zwang einer ordentlichen Staatsverfassung jener Zügellosigkeit vorzuziehen gewöhnt wurde.

Auf diesen Ursprung der Saturnalien scheint auch der Umstand mit anzuspielen, daß der Bildsäule des Saturns das ganze Jahr über die Füße gebunden waren, und nur bey der Feyer der Sa-

turnalien die Fesseln an denselben gelöst wurden, worauf alsdann unmittelbar jener alte Zustand der Freyheit und Gleichheit unter den Menschen, dem Scheine nach wieder begann, und weil er nicht wirklich mehr Statt finden konnte, wenigstens noch als ein Spiel gefeyert wurde.

Die verschiedenen Abbildungen des Saturnus sind vorzüglich bedeutend, um das Alte, Entschwundene, die ganz unbekannte Vorzeit zu bezeichnen, wovon durch Uiberlieferung keine Spur auf uns gekommen ist, und in Rücksicht deren wir wie Kinder zu betrachten sind, die von dem gestrigen Tage nichts wissen. — In sofern Saturnus diese ganz in Nebel zurückgetretene Vorzeit abbildet, die nun gleichsam abgestorben, ihrer alten Würde entsetzt ist, wurde er als ein eisgrauer Mann gebückt und traurig dargestellt, das Haupt mit einem eisenfarbnen Schleyer bedeckt.

Eine vorzüglich schöne Abbildung des Saturnus aber ist diejenige, wo man ihn mit einem Blumenkranze in der linken, und mit einer Sense in der rechten Hand darstellt.

Es läßt sich kein schöneres Bild der Vergänglichkeit denken, als der Blumenkranz, mit dem Nebenbegriff von seiner kurzen Dauer, und das zerstörende Werkzeug in der Hand des unerbittlichen Greisen. — Es ist die Sense, welche den ungehemmten Schritt, der immerfortwürkenden Zerstörung im All der Natur bezeichnet; es ist der Blu-

menkranz, der auf die immerwährende Verjüngung deutet.

Eine angenehme Vorstellung der Alten vom Saturnus war auch die, wo er zuerst als Gast den Tiberstrom hinaufschifft, um das goldene Zeitalter nach Latium zu bringen.

So wurde er zuweilen auf einem Schiffe sitzend abgebildet, in der Rechten die Sense, und in der Linken eine Schlange, die an ihrem Schweife nagt, und auf der Dinge ewigen Kreislauf deutet.

Fürchterlich hingegen bildet er die alles verschlingende Zeit ab, indem er mit der Sense in der Rechten und dem Kinde in der Linken da steht, das er im Begriff ist, zu verschlingen. Hier ist das alte Chaos, welches nach der Vorstellungsart der Alten, seine eigenen Erzeugungen verschlang, und gleichsam seiner Herrschaft erst entsetzt werden mußte, wenn das Schöne sich entwickeln und bilden sollte; welches Chaos aber auch, nach eben dieser Vorstellungsart, den Samen alles Schönen in sich enthielt, und Segen über die Fluren brachte, indem es den zarten Keim im Schoße der Nacht sich entwickeln ließ, und wie der Schlaf das Wachen, die neuen Bildungen vorbereitete.

Diese Ideenverbindung milderte wiederum das Fürchterliche in der Vorstellung von dem alles Verzehrenden, und ist ganz in dem Geiste der Alten, welche sich Leben und Tod, und Zerstörung und

Bildung immer nahe an einander grenzend dachten, und wohl wußten, daß jede Zerstörung ein Keim zu neuer Bildung wird.

Einer der ältesten Tempel des Saturnus stand auf dem Römischen Forum, wo jetzt die Kirche St. Adriano steht, und man glaubt, daß die vordere Wand an dieser Kirche, welche von allen Zierrathen entblößt ist, noch von dem alten Tempel sey, von welchem auch die große bronzene Thüre noch vorhanden ist, die man von hier nach St. Laterano gebracht hat, wo sie eine der Hauptzierden dieses neuen Tempels ist.

In diesem alten Tempel des Saturnus auf dem Römischen Forum, wurde zugleich von Alters her der öffentliche Schatz aufbewahrt, wozu man den Grund anführte, daß der Schatz unter der Aufsicht des Saturnus am sichersten sey, weil man zu den Zeiten seiner Herrschaft noch von keinem Diebstahl wußte, und es auch überhaupt noch kein Privateigenthum gab, sondern eine durchgängige Gemeinschaft der Güter herrschte.

Auch müsse Saturnus das Geld beschützen, das vorzüglich aus dem Uiberfluß und dem Verkauf der Früchte erworben wurde, deren sorgfältigen Anbau er zuerst die Menschen gelehrt habe, so daß also das Geld, welches hieraus wieder erwüchse, eigentlich ihn zum Urheber habe, und daher vorzüglich unter seiner Aufsicht stände.

Die fremden Gesandten, welche nach Rom geschickt wurden, begaben sich in diesen Tempel, um den Vorstehern des öffentlichen Schatzes ihre Nahmen anzuzeigen; weil Saturnus, der selbst als ein Gast hieher gekommen war, auch die Fremden gerne gastfreundlich aufnehmen wollte, und die Gesandten in den ältern Zeiten wahrscheinlich aus dem öffentlichen Schatz ein Geschenk erhielten, wovon, da dieß nicht mehr geschahe, doch die Ceremonie noch beybehalten wurde.

In diesem Tempel wurden auch die Urkunden von alten Kontrakten, und die Nahmen aller Römischen Bürger auf Pergament geschrieben, erhalten und aufbewahrt.

Am neunzehnten December des Morgens früh wurden in dem Tempel des Saturnus eine Menge Wachslichter angezündet, mit welcher Ceremonie dieß Fest deßwegen anhub, weil man statt der Menschenopfer, die in den rohen Zeiten, dem seine eignen Kinder verschlingenden Saturnus dargebracht wurden, ihn durch diese Anzündung der Kerzen in seinem Tempel zu versöhnen suchte.

Die alte Sage war nähmlich, daß Herkules, da er auf seinen Zügen nach Italien kam, zuerst den Gebrauch der Menschenopfer abgeschafft, und die Einwohner belehrt habe, daß die Götter an grausamen Opfern keinen Wohlgefallen fänden, und daß der mißverstandene eigentliche Sinn des alten Götterausspruches sey, dem Saturnus nicht Men-

schenleben, sondern brennende Kerzen, an seinem Feste darzubringen.

Sobald nun, nach dem alten Gebrauch, das wollene Band, welches die Füße der Bildsäule des Saturnus umschlang, gelöst und abgenommen war, war auch auf einmahl aller Zwang und Unterschied der Stände verschwunden.

Die Sklaven waren jetzt frey, und gingen im purpurbesetzten Rocke, oder in der weißen Toga, wie ihre Herren gekleidet; zum Zeichen der Freyheit trugen sie den Hut, den sie sonst nicht eher als bis nach ihrer wirklichen Freylassung tragen durften.

Die Herren warteten den Dienern bey der Mahlzeit auf; überall herrschte Scherz und Freyheit; der Senat versammlete sich an diesen Tagen nicht; die Gerichte feyerten; alle Prozesse ruhten; in den Schulen waren Ferien; keine Lebensstrafe ward vollzogen; kein Krieg ward angekündigt; man sandte sich einander Geschenke zu, um alte Freundschaft zu erneuern, und die allgemeine Geselligkeit zu befördern; wo man sich auf den Straßen einander begegnete, rief man aus, Jo Saturnalia! und bona Saturnalia! G l ü c k z u d e n S a t u r n a l i e n! Auch war noch ein besondrer schöner Zug bey diesem Feste, daß man einigen Gefangnen die Freyheit gab, welche dann ihre Fesseln dem Saturnus in seinem Tempel weihten.

Zu der Feyer der Saturnalien war eigentlich erst nur ein Tag bestimmt, bis man dieß frohe Fest nach und nach bis zu drey, dann bis zu fünf, und endlich unter den Kaisern bis zu sieben Tagen verlängerte, wovon die beyden letzten, so wie unser Weihnachtsfest, vorzüglich den Kindern zur Lust bestimmt waren, die sich um diese Zeit mit allerley kleinen Spielen beschäftigten, woran die Alten Theil nahmen.

An diesen beyden letzten Tagen pflegte man sich allerley kleine Geschenke, besonders kleine Götterbilder aus Gold, Silber, und andern Materien zuzusenden. Von diesen kleinen Götterbildern, welche Sigilla hießen, wurden die beyden letzten Tage der Saturnalien auch die Sigillarien genannt, und der Platz in Rom, wo man dergleichen Sachen, die man sich an den Saturnalien zu schenken pflegte, besonders feil hatte, hieß vicus Sigillarius, oder die Sigillariengasse.

Wem an den Saturnalien ein Geschenk überbracht wurde, mußte nach dem eingeführten Gebrauch, dasselbe mit einem Gegengeschenke erwiedern. Man pflegte auf eine Tafel zu schreiben, was und wieviel man von jeder Art von Geschenken übersende, damit die Uiberbringer nicht in Verdacht kommen möchten.

Ein Römischer Dichter aus den spätern Zeiten hat durch eine Anzahl witziger Epigrammen, die

auf die Nachwelt gekommen sind, den Saturnalien ein bleibendes Denkmahl gestiftet.

Auf eine sehr naive Art bittet er sich von einem begüterten Freunde eine Sommertoga aus, indem er ihm im Winter an den Saturnalien Gefrornes zuschickte:

Dieser verschloßne gekochte Schnee, bewickelt mit leichten
Binsen, sey dir hiermit am Saturnusfeste verehrt!
Zürnest du, daß ich ein Sommergeschenk im December dir sende:
So beschenke mich wieder mit einer geschorenen Toga.

Martial — Ramler.

Die Sommertoga war nähmlich glatt geschoren, so wie man im Gegentheil die Wintertoga, damit sie desto besser wärmte, rauh und wollicht ließ. — Was man sich für Kleinigkeiten an den Saturnalien zuzuschicken pflegte, siehet man aus einem anderen Epigramm des angeführten Dichters, wo er sich beklagte, daß sein reicher Freund, ihm alle die Kleinigkeiten wieder zuschicke, die er selbst von andern während der ganzen Saturnalien erhalten haben mochte, als:

Zwölf dreyblättrige kleine Schreibtafeln;
Sieben Zahnstocher;
Schwamm und ein Becher von Thon;
Eine Metze Bohnen;
Ein Körbchen Oliven;
Ein Krug voll Mostsyrup;
Zwey Töpfe voll Feigen von der schlechtesten Gattung.

Acht große starke Sklaven brachten dem Dichter diese Geschenke, die alle zusammengenommen kaum einen Thaler werth seyn mochten. Der Dichter beklagte die viele Mühe, die das Uiberbringen dieser Geschenke den Leuten gemacht habe, und schreibt an seinen reichen Freund:

Wie weit bequemer, wie sonder Arbeit und Mühe
Hätte mir gute fünf Pfund Silber ein Knabe gebracht!

Martial — Ramler.

Auch Päckchen Weihrauch, Pfeffer, Servietten mit Purpurstreifen, Wachskerzen, pflegte man sich an den Saturnalien einander zum Geschenk zu machen, wodurch eigentlich mehr der gute Wille des Gebers bezeichnet werden sollte, als daß man auf den Werth dieser Geschenke hätte sehen dürfen, die im Grunde nur eine bloße Ceremonie waren,

wodurch das Andenken an die alten Freunde erneuert, oder vielmehr allgemeine Geselligkeit und wechselseitiges gutes Vernehmen befördert werden.

Daß aber demungeachtet zuweilen auch auf diese Geschenke gerechnet wurde, siehet man ebenfalls aus dem Epigrammen des angeführten Dichters, der seinem Freunde, einem Advokaten, wünscht: daß seine Klienten an dem Saturnusfeste ihm nicht etwa kleine dreyblättrige Schreibtäfelchen, oder Servietten mit Purpurstreifen, oder kleine Pakete Weihrauch; sondern alte silberne Becher und Schüsseln mit erhabener Arbeit, von ächtem Gehalt und Gewicht, zum Geschenk übersenden möchten; und der Dichter wünscht sich selber in dem angeführten Epigramm, daß sein reicher Freund, ihm statt der Kleinigkeiten, die acht Sklaven ihm brachten, lieber durch einen kleinen Knaben fünf Pfund Silber hätte schicken sollen. Auch beklagt er sich über einen andern reichen Freund, daß dessen Geschenk alle Jahr kleiner würde:

Vier Pfund Silber hast du mitten im kalten December
Vor zehn Jahren, Paulin, mir zum Geschenke gesandt:
Als ich auf mehrere hoffte, (denn steigen oder doch still stehn

Mü-

Müßen Geschenke) da kam etwa die Hälfte noch an;
Schlechter ging es im dritten und vierten Jahre. Nur ein Pfund
Brachte das fünfte, doch bloß eins nach leichtem Gewichte,
Bis zur achtunzigen Schale sank es im sechsten herunter.
Nachmahls ward ein halbpfündiges Mäßchen daraus.
Ein sehr leichtes Züngelchen sandte das achte: vom neunten
Weis' ich ein Löffelchen auf: Nadeln sind schwerer, als dieß.
Traun! Das zehnte Jahr hat nichts zu senden mehr übrig.
Kehre wieder Paulin zu den vier Pfunden zurück.

Martial — Ramler.

Schriftsteller pflegten ihren Freunden an den Saturnalien mit ihren Werken ein Geschenk zu machen, wie dieß denn auch unser Dichter that, der sein Geschenk immer mit einer artigen Wendung in ein Paar Zeilen begleitet; so schickte er z. B. sein Buch an einen der Römischen Advokaten, deren Thüren, wenn sie ihren Klienten eine Sache vor Gericht gewonnen hatten, mit Palmen besteckt wurden, und fügte seinem Geschenke unter andern folgende Zeilen hinzu:

So sey die doppelte Thür immer von Palmen dir grün,
Als du, nun der December dir kurze Muße gewährt,
Meinen Scherzen dein Ohr leihst, dein prüfendes Ohr —

Martial — Ramler.

An den Varro, einen tragischen Dichter, schickte Martial ebenfalls seine kleinen Sinngedichte, mit einer schmeichelnden und bescheidenen Wendung:

Varro, laß den Kothurn des Sophokles jetzt, u. s. w.
Nimm ein Büchlein an, in diesem beräucherten Monath
Nicht zu verachten; ein Werk für den December gemacht.
Lies es, mein Varro, wofern nicht Saturnaliennüsse
Zu verspielen, dir jetzt mehr als mein Büchlein behagt.

Martial — Ramler.

Der Ausdruck Saturnaliennüsse bezieht sich auf die Gewohnheit, daß man an den Saturnalien im Brettspiel um Nüsse spielte, weil man sich gleichsam in jene Unschuldswelt zurück

versetzen wollte, wo noch keine Habsucht und Gewinnsucht Statt fand.

In dem Brettspiel der Alten nannte man die Felder Städte, und die Steine von zwey verschiedenen Farben, nannte man Räuber, welche in zwey Haufen gegeneinander anrückten, und wer nun aus dem feindlichen Haufen ohne Begleitung, so daß er umringt werden konnte, ergriffen wurde, den zog man als einen Gefangnen aus dem Treffen; so wünscht Martial seinem Freunde an den Saturnalien, daß es ihm oft gelingen möge, seinen Gegner im Brettspiel mit dem Räuber einzuschließen, welches, nach unserer Art des Ausdrucks beym Schachspiel, übersetzt ist:

So geling' es im Brette dir, des Spielers
Einen Buben mit zweyen einzusperren.

Martial — Ramler.

Was nun die Freyheit anbetrifft, welcher diese Tage über die Sklaven genossen, so ist es ein schöner Zug von dem sanften, menschenfreundlichen Plinius, wenn er seinem Freunde schreibt: ich habe mich während der Feyer der Saturnalien, in den entferntesten Theil meines Landhauses zurückgezogen, weil ich auf die Weise meinen Leuten in ihren Spielen, und sie mir in meinem Studiren, nicht hinderlich sind.

Martial hingegen bedrohet in den Saturnalien seine Sklaven in einem Epigramm:

Spielen dürft ihr, ihr Knechte, aber laßt es auch beym Spielen; denn nur fünf Tage lang verschließe ich dieß strafende Werkzeug!

Der Hut, den die Sklaven an den Saturnalien trugen, wurde auch von den freyen Römern nur an diesem Feste getragen; denn er war mehr ein bloßes Zeichen, als daß man sich seiner zum Gebrauch bedient hätte. Die Römer, Freye sowohl als Sklaven, gingen entweder mit bloßem Haupte, oder sie bedeckten es mit dem Kleide. Man sieht daher auch keine Bildsäulen der alten Römer mit Hüten auf den Köpfen.

Weil nun aber, wenn ein Sklave freygelassen wurde, der Hut, womit er sich von der Stunde an bedecken durfte, das Zeichen seiner Freyheit war, so bediente man sich in den Saturnalien allgemein der Hüte, weil der Unterschied zwischen Sklaven und Freyen diese Tage über ganz aufgehoben seyn, und durchgängig Freyheit und Gleichheit herrschen sollte.

Die Sklaven durften daher auch an diesem Feste ihren Herren freymüthig sagen, was sie an ihnen zu tadeln fanden, und worüber sie unzufrieden mit ihnen waren, ohne daß der Herr sich dadurch für beleidigt halten durfte.

Ein liebenswürdiger Römischer Dichter benutzt diesen Umstand, um sich von seinem Sklaven alle

seine Fehler und Schwachheiten vorhalten zu lassen, und sich von ihm beweisen zu lassen, daß er selbst, als Sklave seiner Leidenschaften, sich in einer weit ärgern Dienstbarkeit wie jener befinde.

„O du vielfacher Sklave! läßt sich der Dichter von seinem Knechte anreden, der du, deinen Begierden unterthan, wie ein zaghaftes wildes Thier, das einmahl schon seine Fesseln zerbrochen hat und entflohen ist, doch immer wieder in die alten Ketten schlagen lässest!"

„Du willst mein Herr seyn, du, den eine dreyfache Freylassung nicht von der sklavischen Furcht befreyet!"

„Da man den einen Mitknecht nennt, der unter den Befehlen eines andern Knechtes steht: wie kann ich mich anders, als deinen Mitknecht nennen, da du, der du mir befiehlst, wiederum andern, als ein bewegliches Stück Holz, zum Werkzeuge dienst!"

„Ist der etwa kein Knecht, der seinem Gaumen fröhnt? Fliehst du nicht vor dir selbst, wie ein flüchtiger Sklave? Suchst du nicht durch Wein und Schlaf von der quälenden Sorge dich zu befreyen? Vergebens! denn dicht auf den Fersen steht sie hinter dir, und verfolgt dich unaufhörlich!"

Diese bitteren Vorwürfe kann denn am Ende der Dichter nicht länger von seinem Sklaven dulden: Wer gibt mir einen Stein? ruft er aus: der Mensch ist toll, oder er macht Verse! Mir aus

den Augen hinweg! oder du sollst mir durch dreyfache Arbeit für deinen Frevel büßen!

Kein Schluß konnte launigter seyn, als dieser, wo der Dichter durch den Zorn und Eifer, worin er geräth, am Ende noch selbst die Wahrheit der Vorwürfe des Knechts beweist, der ihn einen Sklaven schalt, den jede Leidenschaft schnell beherrsche.

Der Gebrauch, daß die Knechte einmahl im Jahre von ihren Herren bedient wurden, war, so wie überhaupt eine Art von Saturnalien, auch schon in den ältesten Zeiten in Griechenland eingeführt, wo man vorzüglich in Athen, dem Saturnus, der bey den Griechen Chronos hieß, Opfer darbrachte, und das Fest, das ihm zu Ehren gefeyert wurde, die Chronien nannte.

Bey den Römern hieß Saturnus auch der Rebenpflanzer, weil er, nach der alten Sage, die Bewohner dieses Landes zuerst den Weinbau lehrte, und also ihm zu Ehren wohl ein frohes Fest gefeyert werden konnte.

Ein solches Fest, wie die Saturnalien waren, scheint aber auch mehr aus dem eigentlichen Bedürfniß der Menschen, als aus einer bloßen Gewohnheit, sich gebildet zu haben; denn fast in allen Ländern von Europa findet sich noch eine Spur von jener Neigung, sich gleichsam einmahl zur Veränderung in einen Zustand der Freyheit und Gleichheit wieder zu versetzen; wozu man denn vorzüglich der Maskeraden sich bedienet, und eine gewisse Zeit

im Jahre zu dieser Lustbarkeit bestimmt hat, die nach einer sonderbaren Wortabstammung, den Nahmen Karneval führt.

Wenn nun dieß Karneval irgendwo die alten Saturnalien, gleichsam in einem neuen Kostume, lebhaft wieder vors Auge bringt, so ist es in Rom selbst, wo noch weit mehr von den alten Gebräuchen, bey den neuen Ceremonien durchschimmert, als man beym ersten Anblick glauben sollte.

Von dem Karneval, oder den neuen Saturnalien der Römer, wollen wir einen Erzähler hören, dessen Beschreibung hievon so vollkommen und meisterhaft ist, daß auch der Augenzeuge sich nur auf dieselbe beziehen kann; wir wollen besonders einige treffende Züge herausheben, wodurch das neue Römische Karneval mit den alten Saturnalien in Vergleichung kömmt.

„Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben, alles nähert sich einander; jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freyheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten:"

„Die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände müssen als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten, kommen einem jeden, wie es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturini (Fuhrleute, die in Italien eine eigene Menschenclasse ausmachen,) biethen ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen

Zudringlichkeit an. Mit schnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf; packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an; droht einem jeden mit einem Proceß; macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specifikation seiner Schulden."

„Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Dokumente; und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge."

„Junge Männer, geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, liebkosen den begegnenden Männern, thun gemein und vertraut mit den Weibern, als mit ihres Gleichen, oder treiben sonst, was ihnen Laune, Witz, oder Unart eingeben."

„Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust, als Unwillen."

„Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich

in Frauenskleidern sehen zu lassen: so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittertracht oft höchst reizend zu seyn."

„Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare, (die losgebunden herabhängen) werden vorzüglich erfordert; dann eine ganz weiße Gesichtsmaske; ein irrdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthigen Gebehrden unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Allmosen, Zuckerwerk, Nüße, und was man ihnen sonst Artiges geben mag."

„Es kommen offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwey Damen sitzen erhöht gegen einander über, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein. Kutscher und Bedienten sind maskirt, und man hat die Pferde mit Flor und Blumen geputzt."

„Oft steht ein schöner weißer mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen. An dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet."

„Selbst ernsthafte Personen, welche ohnmaskirt in dem Wagen sitzen, erlauben ihrem Kutscher und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher

wählen meistentheils nur Frauentracht, und in diesen Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu nehmen."

"Diese sitzen dann gewöhnlich an seiner Seite. Eben so machen es die Bedienten, und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen. Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind, alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich."

"Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinellen thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm einen Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrey auf einem verzierten Wägelchen die Straße hinauf."

"Alle Pulcinellen springen herbey, so wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen sich mit Geschrey und Schwenken der Hüte Platz."

"Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volks, in kurzen Wämsen mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren."

"Eine von den Frauen scheint hochschwanger,

sie gehen freundlich auf und nieder. Auf einmahl entzweyen sich die Männer. Es entsteht ein lebhafter Wortwechsel; die Frauen mischen sich hinein; der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe gegen einander; man zieht den einen da, den andern dorthin; die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Parthey zu besänftigen. So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bey jedem Anlaß mit den Ideen vom Amaziren."

„An dem letzten Abend des Karnevals wird es kaum in dem engen und hohen Korso düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüster sich bewegen, und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist."

„Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschdeckels mit Kerzchen, offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen."

„Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer Sia amazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederhohlen."

„Sia amazzato, chi non porta moccolo! Er=

mordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und Ausblasen, und ein unbändiges Geschrey: Sia amazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge."

„Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, sein eigenes anzustecken, und bey dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll sia amazzato von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinne; desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschungen um einer Kleinigkeit willen, in Kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann. Sia amazatzo! wird diesen Abend zum Losungsworte, zum Freudengeschrey, zum Refrän aller Scherze, Neckereyen und Komplimente."

„Man begegne nun jemanden im Hause, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beysammen, aus einem Fenster aus benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöschen."

„Alle Stände und Abter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher; niemand vermag sich endlich mehr in dem engen Korso, von dem Platze, wo er steht oder sitzt zu rühren. Es

scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen; daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten."

"Und doch, weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erhohlung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden der Straße nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung."

"Das Volk eilt nun, sich bey einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbothenem Fleische bis Mitternacht zu ergötzen; die feinere Welt, nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende."

Aus Göthens
Beschreibuug des römischen Karnevals.

---

So wie nun noch jetzt in Rom an den Tagen nach dem Karneval eine Art von Todtenstille herrscht, und am Aschermittwoch nun der Anfang gemacht wird, durch Fasten und Bethen die Sünden und Ausschweifungen, deren man sich während des Karnevals schuldig gemacht zu haben glaubt, wie-

der abzubüßen; so zog auf ähnliche Weise in dem alten Rom die überspannte Lust während der Saturnalien, bey dem Aufhören derselben, eine Art von Niedergeschlagenheit und Betrübniß nach sich, indem man nun auf einmahl zu dem alltäglichen Leben, dessen angenehme Unterbrechung nur eine so kurze Zeit gedauert hatte, wieder zurückkehren mußte.

Die Ferien waren nun vorbey; der Knabe durfte nicht mehr um Nüsse spielen; der Zechbruder in den Schenken nicht ungestraft mehr würfeln; denn wenn der klappernde Becher ihn verrieth, so wurde er vor Gericht gezogen und bestraft. Auf die Weise schildert der schon zum öftern angeführte Römische Dichter mit vieler Naivität, das Aufhören der Saturnalien, in einem Epigramm, worin er einer Freundin Vorwürfe macht, daß sie ihm gar nichts geschenkt habe, und sie bedrohet, er werde in den Märzkalenden, oder am ersten März, wo die Frauen eine Art von Saturnalien feyerten, und man seinen Freundinnen Geschenke machte, ihr ein Gleiches vergelten; er drückt dieß in folgenden Zeilen aus:

Schon verläßt mit betrübtem Blick der Jüngling,
Vom Schullehrer gerufen, seine Nüsse;
Schon vom klappernden Becher schlimm verrathen,
Steht der Spieler, gezogen aus der Zeche,
Vor dem Richter, und fleht ihn um Verzeihung;

Kurz, die Feste Saturnus sind ausgefeyert.
Und du sandtest mir, wie du doch sonst pflegtest,
Galla! weder Geschenke, noch Geschenkchen.
Gut! Es mag mein December so dahingehn:
Aber, Galla, die Märzkalenden, Eure
Saturnalien werden nun erscheinen:
Dann erstatt' ich dir wieder, was du schenktest.

Martial — Ramler.

Auf den ersten März fielen nähmlich die Matronalien, oder das eigentliche Fest der Frauen, deren Verdienste um den Römischen Staat an diesem Feste vorzüglich in Erinnerung gebracht wurden. Unter diese Verdienste rechnete man zuerst die für den Staat so wohlthätige Vermittelung der geraubten Sabinerinnen, in dem Kriege zwischen ihren Männern und Vätern, weßwegen sie denn auch an dem ersten März dem Kriegsgott selbst ein Opfer darbringen durften.

Hiebey erbathen sie sich die Gunst des Mars für ihre Söhne, welche er für die Ilia hegte, indem er den Romulus, seinen mit ihr erzeugten Sohn zu der höchsten Stufe des Glücks erhub. Bey diesem Opfer fand auch noch die Nebenidee von der Fruchtbarkeit der Erde um diese Jahrszeit, Statt, wobey die Matronen selber Fruchtbarkeit, und eine glückliche und gesunde Nachkommenschaft von den Göttern sich erflehten. Auch der Juno, welche unter der Benennung Lucina, den Ge-

bährerinnen Beystand leisten sollte, war an diesem Tage auf dem Esquilinischen Hügel ein Tempel geweiht; daß also sich alles vereinigte, um den ersten März für die Matronen zu einem vorzüglich festlichen Tage zu machen.

Noch eine besondere Feyer der Saturnalien aber, im December, bestand darin: daß man sich zu einer Art von sokratischem Mahle versammlete, wobey nach einem schönen Gesetze, die Zahl der Gäste auf die Weise bestimmt wurde, daß sie nie unter der Zahl der Grazien seyn, und nie die Zahl der Musen überschreiten durfte.

Derjenige, welcher das Gastmahl ausrichtete, hatte das Vorrecht, die aufzulösende Frage den Gästen vorzulegen. Auf die Auflösung der Frage wurde ein kleiner Preis gesetzt, welchen man, wenn keiner ihn erhielt, dem Saturnus weihte.

## Die Opalien.

Während der Saturnalien wurden auch die Opalien, der Ops, welche die Vermählte des Saturnus war, zu Ehren gefeyert. Diesem uralten Götterpaar, der Ops und dem Saturnus schrieb man die Erfindung des Anbaues der Erde zu, und dachte sich unter beyden auch wiederum die fruchtbringende Erde selber, indem man sich unter dem Saturnus die besamende Kraft, und unter der Ops den Schooß der Erde vorstellte, in sofern der-

selbe

selbe durch den Anbau fruchtbar gemacht wird, so daß man sich auch sogar den Nahmen Ops von Werk oder opus abgeleitet dachte.

Indem man diesen Göttern Gelübde darbrachte, berührte man die Erde, zum Zeichen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche aus dem Anbau des Feldes für die Menschen erwachsen sind.

In Griechenland soll der König Cekrops, im attischen Gebieth, wo man am eifrigsten den Ackerbau betrieb und zu vervollkommnen suchte, dem Saturnus und der Ops, oder demjenigen, was man sich unter diesen Wesen dachte, den ersten Altar errichtet, und ein Gesetz gegeben haben, daß die Hausväter, nachdem sie Getreide und Früchte in die Scheuren gesammlet, mit ihren Knechten, mit denen sie Arbeit und Mühe getragen hatten, nun auch gemeinschaftlich speisen sollten, weil die Gottheit ein Wohlgefallen daran fände, wenn man die Knechte für ihre Arbeit ehre.

Am 21sten December.

## Die Angeronalien.

Die Sorgen und Bekümmernisse, welche das Gemüth beängstigen, personifizirte man sich zu einer Gottheit, welche Angerona hieß, und, wie man glaubte, die Macht besaß, dergleichen Beängstigungen zu verursachen, und auch wiederum da-

von zu befreyen, weßwegen man sich mit Gebethen und Opfern an sie wandte, damit sie dergleichen Bekümmernisse des Gemüths sowohl, als auch insbesondere eine körperliche Krankheit, welche Angina hieß, und einst bey dem Römischen Volke epidemisch um sich griff, gnädig von den Bittenden abwenden möge.

## Die Kompitalien.

Um diese Zeiten wurden auch, obgleich nicht immer, die Kompitalien gefeyert, wo man den Schutzgöttern der Heerstraßen besonders Opfer brachte. Dieß Fest hatte seinen Nahmen von den kleinen hölzernen Kapellen, oder Opferhütten, welche auf den Plätzen, wo sie die Wege durchschnitten, errichtet waren, und, so wie die Kreuzwege selber, Kompita hießen.

Diese Kompita waren auf allen Seiten offen, so daß sie einen freyen Durchgang verstatteten, und in ihrer Mitte stand ein den Laren geweihter Altar; wobey man in den ältesten Zeiten der Mania oder der Mutter der Laren, grausame Opfer brachte, indem man sich vorstellte, daß, um das Leben der Kinder, nach welchen die Mania unaufhörlich trachte, zu erhalten, die freywillige Aufopferung einiger von denselben nothwendig sey, wodurch das Leben der übrigen gleichsam erkauft werden müsse.

Der grausame Tarquinius Superbus führte diesen längst abgeschafften Gebrauch wieder ein, der aber auch sogleich nach der Verjagung dieses Tyrannen, wieder abgestellt, und mit einer sehr unschuldigen Ceremonie vertauscht wurde, welche darin bestand, daß man der Mania Zwiebeln oder Mohnköpfe zum Opfer darbrachte, um einem alten Ausspruche des Orakels Genüge zu leisten, daß man Köpfe um Köpfe zum Opfer darbringen solle, welches freylich eigentlich so viel hieß, daß die grausame Gottheit, die man versöhnen wollte, Leben um Leben fordere; nun aber, da man sich diese Gottheit leutseliger und milder dachte, erlaubte man sich, den alten Orakelspruch auf Zwiebeln und Mohnköpfe auszudeuten.

Um aber noch ein übriges zu thun, wurden auch, nach der Zahl der Kinder, von Wolle ausgestopfte kleine Menschenbilder vor der Hausthür aufgehangen, um dadurch die Mania zu befriedigen, und der Gefahr, welche den Familien durch Krankheit und Sterben drohte, vorzubeugen. Nach der Zahl der Knechte und Mägde, wurden ebenfalls Knäuel oder Bälle zur Aussöhnung dargebracht, damit ihnen kein Unfall begegnen möchte, auch war das Gesinde an diesem Feste von aller Arbeit frey.

---

## Septimontium, oder das Fest der sieben Hügel.

Seitdem der siebente Hügel in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen war, wurde dieß Fest gefeyert, und auf jedem der sieben Hügel Roms ein Opfer dargebracht; gleichsam als ob beym Schluß des Jahres der Rückblick noch einmahl auf dem Wohnplatz selbst geheftet werden sollte, der ein Volk umschloß, welches immer an Macht zunehmend, von diesen sieben Hügeln zuletzt die Welt beherrschte.

Am 28sten December.

## Die Larentinalien.

Die Veranlassung zu diesem Feste war sonderbar genug; es wurde nähmlich der Akka Larentia oder Laurentia zu Ehren gefeyert, welche als eine Art von Römischer Lais, durch den Wucher mit ihren Reizen, sich ein damahls fast unermeßliches Vermögen erworben hatte, wovon sie nach ihrem Tode das Römische Volk zum Erben einsetzte.

Diese Großmuth deckte nun bey ihr jeden Fehltritt im Leben zu, worüber das dankbare Römische Volk einen Schleyer hüllte, und ihr Gedächtniß durch ein eignes Fest gefeyert, das von ihr die Benennung der Larentinalien führte.

Sie wurde nähmlich beym Velabrum, in der Gegend, wo Romulus und Remus gefunden waren, und wo jetzt die Kirche St. Georgio im Velabro steht, begraben, und jährlich wurde ihren Manen ein Opfer gebracht, wobey man zugleich den Jupiter, in so fern er das Leben gibt und nimmt, verehrte.

Nach einem alten Volksmährchen gelangte Akka Larentia durch einen sehr sonderbaren Zufall zu ihren großen Glücksgütern: Herkules und sein Tempelwächter würfelten nähmlich einstmahls aus Langerweile, wer von beyden dem andern eine gute Abendmahlzeit, und auf die Nacht eine Beyschläferin verschaffen solle; Herkules gewann, und der Tempelwächter mußte die Wette zahlen.

Dieser schaffte also ein Abendessen für den Herkules, und lud die bekannte Akka Larentia auf die Nacht in dessen Tempel ein. Da nun Herkules es vorzüglich in seiner Gewalt hatte, reich zu machen, so ließ er auch die Akka Larentia nicht leer ausgehen, sondern rieth ihr, daß sie ja an dem folgenden Tage, von der Gelegenheit, die sich ihr darbiethen würde, Gebrauch machen solle.

Nun war sie kaum aus dem Tempel wieder zu Hause angelangt, als ihr der reiche Karuzius seine Hand anboth, die sie, auf den Rath des Herkules, nicht ausschlug, und auch sehr bald, durch den Tod des Karuzius zum Besitz aller seiner Reich-

thümer gelangte, wovon sie denn eben das Römische Volk zum Erben ernannte.

Einige hielten auch diese Akka Larentia selbst für die Pflegemutter des Romulus und Remus, welche eben diesen Nahmen führte, und auch nicht in dem Rufe der Enthaltsamkeit stand; diese sollte denn nach dem Tode ihres Mannes, des Faustulus, sich ebenfalls mit einem gewissen reichen Karuzius vermählt, zuletzt ihr ganzes Vermögen dem Römischen Volke zum Erbtheil vermacht, und Romulus deßwegen ihr zu Ehren, und auch aus Dankbarkeit für die von ihr genoßne Pflege, die Larentinalien gestiftet haben.

---

# Von den Festen, die zu keiner gewissen Zeit im Jahre gefeyert wurden.

## Das Latiarische Bundesfest.

Schon vom Tarquinius Superbus wurde, nachdem er die Hetrurier überwunden, und mit den Lateinern ein Bündniß geschlossen hatte, dieß Bundesfest gestiftet, welches von den Bewohnern Latiums das latiarische hieß.

Damit nun dieß Bündniß immer daure, schlug Tarquinius vor, einen den Römern, Lateinern, Volskern und Hernikern gemeinschaftlichen Tempel zu errichten, bey welchem man sich jährlich einmahl zu einem festlichen Schmause versammlen, und jede besondere Völkerschaft an dem Opfer Theil nehmen solle.

Der Vorschlag ward einstimmig genehmigt und auf einem Fleck, welcher beynahe den Mittelpunct zwischen diesen aneinandergrenzenden Völkerschaften ausmachte, der Versammlungsplatz bestimmt.

Dieß war nähmlich die Spitze eines hohen Berges, welcher auf die alte Stadt Alba herabsahe, und damahls Mons Albanus, jetzt Monte Cavo heißt.

Hier wurde nun seitdem dem Jupiter Latialis, oder dem Jupiter, der Latium schützt,

jährlich ein Fest gefeyert, wozu einige der zu dem Bündniß gehörigen Völkerschaften Lämmer, einige Käse, andre Milch, und noch andre Kuchen darbrachten, nachdem der Beytrag zu dem Feste für jedes Volk einmahl bestimmt war, und jedes auch an dem Opferschmause verhältnißmäßig Theil nahm.

Ein Stier aber wurde im Nahmen aller geopfert, wobey jedoch die Römer beym Opfer die Aufsicht hatten. Das zu dem Opferschmause bestimmte Fleisch des Stiers ward dann gehörig unter alle vertheilt. Durch welche Ceremonie man jedesmahl das Bündniß gewissermaßen aufs neue knüpfte, oder doch während derselben allen Haß beylegte.

Die Konsuln durften nicht eher zu Felde ziehen, bis sie erst das Latiarische Bundesfest angesagt, und es auf dem Albanischen Berge, mit den deputirten Magistratspersonen der Bundesgenossen gefeyert hatten.

Man hielt es für ein Unglückszeichen, wenn irgend eine Ceremonie bey dieser Feyer vergessen, oder irgend jemand bey der Austheilung des Fleisches übergangen war; weßwegen man denn hiebey die größte Sorgfalt beobachtete, und wenn demohngeachtet sich ein Versehen ereignete, das ganze Fest noch einmahl wiederhohlte.

Daß die Konsuln, vor Verrichtung dieser Ceremonie nicht zu Felde ziehen durften, gründete sich auf die Vorstellung: daß bey einem solchen

Friedensfeste jeder kriegerische Anschein müsse vermieden werden, und also die Konsuln auch noch nicht in ihrer Gewalt als Feldherrn dabey erscheinen durften.

Während der kurzen Abwesenheit der höchsten obrigkeitlichen Personen bey der Feyer des Bundesfestes, wurde nun in Rom aus den Patriciern ein Oberhaupt der Stadt gewählt, dessen Würde von der Veranlassung zu derselben auch den Nahmen führte: denn man nannte ihn nur das Oberhaupt der Stadt, wegen der Feyer des Latiarischen Bundesfestes.

Die drey Tage, an welchen dieß Fest gefeyert wurde, bezeichneten sehr merkwürdige Epochen in der römischen Geschichte. Tarquinius Superbus hatte dazu nur einen Tag bestimmt; der zweyte wurde vom Volke hinzugefügt, da es den Tyrannen verjagte, und die Freyheit ihm zu Theil ward; der dritte kam hinzu, als, nach einem gefährlichen Bürgerzwiste, das Volk sich mit dem Senat aussöhnte.

Auf dem Gipfel des Albanischen Berges, welcher jetzt Monte Cavo heißt, steht auf demselben Fleck, wo dem Jupiter Latialis ein Tempel errichtet war, die Wohnung einer Art Ordensgeistlichen; diese heißen Passionari, und ihr Ordenszeichen ist ein Todtenkopf.

Ein Theil der alten gepflasterten Straße, welche zum Tempel des Jupiter führte, hat sich bis

jetzt erhalten; auch siehet man sonst noch Uiberbleibsel von Kapitälen und Gesimsen.

Der Fleck aber, wo der Tempel des Jupiter stand, macht jetzt einen traurigen Anblick. Außer einem kleinen Krautgarten ist der Umfang um das Haus mit wildem Gesträuch bewachsen. Die Geistlichen scheinen selber mit ihrem Aufenthalt unzufrieden; der weiße Todenkopf auf ihrer schwarzen Kleidung vermehrt das düstre Ansehen, und alles scheint wie verlassen zu stehen, und zu trauren, indeß der Wind fast unaufhörlich um die öde Wohnung saußt.

Man ist in einer Art von Beklemmung, indem man in dieß melancholische Gebäude tritt, wovon man sich aber bald wieder erhohlt, wenn man von dem Gipfel des Berges der freyen Aussicht genießt, und nun vor sich in der Ferne das Meer, die Stadt Rom mit ihrem selbst in dieser Entfernung noch erstaunlichen Umfange, die ganze Ebne von Rom, und die Tüskulanischen Hügel, mit den beyden Seen von Albano und Nemi zu seinen Füßen siehet, und alle die Gegenden beynahe mit einem Blick umfaßt, deren Bewohner ehmahls auf diesem Fleck ihr Opfer darbrachten, und ihr fest geschloßnes Bündniß auf diesem Gipfel feyerten, wo sie gleichsam über alle ihre besondern Zwistigkeiten erhaben, die Grenzen der Erdstriche, die sie bewohnten, und um die so viel Blut vergossen war, friedlich nebeneinander in diesem heitern Gesichtskreise, liegen sahen.

Gewiß konnte zu einem solchen Feste kein beßrer Platz als dieser gewählt werden, um die Gemüther zu erheben, und gleichsam die Seele sanfter und zur Versöhnlichkeit zu stimmen, woran man freylich bey der Wahl dieses Platzes wohl schwerlich mag gedacht haben, was aber doch wenigstens von dieser Wahl eine natürliche Folge war.

Denn da es jetzt noch unsre ganze Theilnehmung erweckt, in diesem Umfange jeden Fleck zu bemerken, der uns durch die Geschichte merkwürdig geworden ist, so mußte eine solche Ansicht für jene Völker selbst noch weit mehr Interesse haben, deren Vereinigungspunct gerade auf diesem Fleck war, wo der Tempel des Jupiter die verbündeten Erdstriche übersahe, und den Bewohnern derselben von allen Seiten zum heiligen Merkzeichen diente.

## Die Ambarvalien, oder der Umgang um die Felder.

Die Alten scheinen in der feyerlichen Umgehung desjenigen, was sie durch Opfer heiligen und besonders in ihre Gebethe und Wünsche einschließen wollten, etwas vorzüglich Bedeutendes gefunden zu haben, welches vielleicht eben darin lag, daß man durch diese Umgehung eine Sache aus dem Zusammenhange der übrigen Dinge gleichsam herauszuheben, und sie jetzt zum besondern Augenmerk zu machen suchte, worauf die seegnende Ob-

huth der Götter durch Gebeth und Opfer gelenkt, und jede Einweihung, die etwa darauf haftete, zu gleicher Zeit hinweggetilgt werden sollte.

Das Opfer wurde nähmlich um die Felder (arva) umhergeführt, woraus der Nahme Ambarvalien entstanden ist. Man opferte bey diesem Feste ein Schwein, ein Schaaf, und einen Stier oder auch nur ein Kalb, weßwegen man dieß Opfer selbst auch Suovetaurilien nannte, indem man die dreyerley Arten der Opferthiere, woraus es bestand, in eine Benennung zusammenfaßte.

Sowohl nach vollendeter Aussaat, als wenn das Getreide, und die Früchte reif waren, wurde dieß Fest gefeyert, indem man die bekränzten Opferthiere dreymahl um die Felder führte, und die alten Gebräuche dabey beobachtete, welche von einem römischen Dichter in folgender Darstellung sehr reizend geschildert sind:

„Wir heiligen das Getreide, und die Felder, es störe niemand unsre Feyer!“

„An diesem festlichen Tage ruhe die Erde, es ruhen die Pflüger und die mühevolle Arbeit höre nun auf!“

„Löst von dem Joch die Bande! und laßt mit bekränztem Haupte den Stier an der vollen Krippe stehn!“

„Ein jeder komme zum Feste mit reinen Kleidern, und schöpfe mit reinen Händen Wasser aus dem Quell!“

„Ihr Götter unsrer Väter; wir entsündigen den Acker und den Pflüger; laßt Schaden und Unglück ferne von unsren Hütten seyn! verleiht, daß nicht die Ernte unsre Hoffnung täusche, und nicht der Wolf unsren Heerden schade!“

„Nun soll auch auf dem Heerde des Landmanns die Flamme lodern, und glückbedeutende Spiele sollen die Knechte spielen!“

Ob es nun gleich öffentliche Ambarvalien gab, so feyerte doch auch ein jeder Hausvater, der etwas Ackerland besaß, dieß Fest für sich allein mit seinem Hause und Gesinde, indem er ein Lamm, ein junges Schwein, und ein Kalb, welche noch an der Mutter sogen, zum Opfer darbrachte, wobey ihm seine Kinder und Gesinde mit Jauchzen folgten, und einer mit Eichenlaub bekränzt, den Chor anführte, welcher der Ceres, als der Erfinderin des Ackerbaues, ein Loblied sang.

Auf die Weise wurden die Opferthiere dreymahl um den Acker herumgeführt; und der Hausvater mußte dabey folgenden Gebethsformel sprechen:

„Vater Mars ich bitte dich, du wollest mir, meinem Hause, und meinem Gesinde gnädig seyn, weßwegen ich um meinen Acker, um mein Land, und um meine liegende Gründe, dieß Opfer führen lasse, damit du Krankheit, Unglück und Schaden abwenden und verhüthen, hingegen Früchte und Getreide, und den Weinstock gedeihen, und wachsen und reifen lassen, den Hirten und die Heerde

bewahren, und mir, meinem Hause und Gesinde Gesundheit und Kräfte verleihen mögest! Dazu laß dir dieß Opfer von säugenden Thieren wohlgefallen!"

Nach diesem Gebethe goß man Wein und Milch, wovon man ein wenig gekostet hatte, auf dem Altar aus, worauf dann das Opfer vollzogen wurde.

Vor der Ernte wurde der Ceres besonders ein Schwein geopfert. Dabey fand folgende Vorschrift Statt:

„Ehe du das Schwein der Ceres opferst, sollst du dem Janus Kuchen übereinander legen, und sprechen: Vater Janus, ich flehe zu dir, weil ich dir diese Kuchen zusammenlege, so wollest du mir, und meinen Kindern, und meinem Hause und Gesinde gnädig seyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen lassen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Dann sollst du dem Jupiter die Opferkuchen darlegen, und sprechen: Jupiter, ich flehe zu dir, so wie ich diese Kuchen dir aufeinander lege, wollest du mir und meinem Hause gnädig seyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen lassen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Hierauf sollst du dem Janus Wein ausgießen, und sprechen: Vater Janus, so wie ich die

Kuchen dir aufgehäuft, und mir deinen gnädigen Schutz erflehet habe, so laß auch zur Erhörung meiner Bitte, diesen Wein, den ich darbringe, dir wohlgefällig seyn!"

Verfolg der Vorschrift:

„Darauf sollst du auch dem Jupiter Wein ausgießen, und sprechen: Jupiter, laß den Kuchen und den Wein, den ich darbringe, dir wohlgefallen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Nun sollst du das Schwein der Ceres opfern, und wenn die Eingeweide zerlegt sind, sollst du mit Darlegung der Kuchen und Ausgießung des Weins, die Anrufungen an den Janus und Jupiter, die du vor dem Opfer thatest, wiederhohlen; dann der Ceres Wein ausgießen, und die zerlegten Eingeweide auf ihrem Altar opfern."

Daß man bey dem Weine, den man ausgoß, immer wohlbedächtig hinzusetzte: den ich darbringe, geschahe deßwegen, damit nicht etwa durch eine Unvorsichtigkeit in der Anrufung, aller Wein, den man im Keller liegen hatte, der Gottheit verfallen seyn möchte, wodurch er alsdann allem menschlichen Gebrauch wäre entnommen wor-

den, und man auf den Genuß desselben hätte Verzicht thun müssen.

## Die öffentlichen Ambarvalien.

Zu der Feyer der öffentlichen Ambarvalien waren besondere Priester bestimmt, deren Ursprung sich aus den ältesten Zeiten herschrieb. Es waren ihrer Zwölfe an der Zahl, welche eine Krone von Kornähren, und eine weiße Binde trugen, ihre Würde auch Lebenslang behielten.

Man nannte sie die Arvalischen Brüder (Fratres avales) und gründete diese Benennung auf eine alte Volkssage, daß Akka Larentia, die Pflegemutter des Romulus selber zwölf Söhne gehabt, und da einer davon gestorben war, den Romulus unter die Zahl ihrer Söhne mit aufgenommen habe, welche dann jährlich an einem dazu angesetzten Tage, mit Aehren bekränzt, den feyerlichen Umgang um die Felder hielten, und deßwegen die arvalischen Brüder hießen. Romulus habe in der Folge diesen Priesterorden beybehalten, und durch seinen Beytritt zu demselben ihm eine vorzügliche Würde gegeben.

Der feyerliche Umgang, welchen diese Priester mit einem trächtigen Schweine, das mit Krone und Binde geschmückt, zum Opfer bestimmt war, hielten, beschränkte sich auf das alte Gebieth von Rom,

das

das sich anfänglich ungefähr eine teutsche Meile weit um die Stadt erstreckte.

Auf dieser alten Grenze nun wurde das Opfer dreymahl um die Stadt herumgeführt, wobey man noch immer, da Rom schon Meere und entfernte Länder in seinem Gebiethe umfaßte, dieser alten Grenze Sicherheit, so wie den Feldern Fruchtbarkeit, von den Göttern erbath.

Die ganze Ceremonie aus dem patriarchalischen Hirtenleben der ersten friedsamen Bewohner des Palatinischen Berges wurde noch immer beybehalten, ohne durch die Triumphe und Siege der Römer verdrängt zu werden.

## Die Amburbien.

Diese Feyer führte ihren Nahmen davon, daß man den feyerlichen Umgang mit dem Opfer nicht um die Felder, sondern um die Stadt (urbs) hielt.

Dieß geschahe, so oft man glaubte, daß der Stadt ein Unglück drohe, dem man durch diese gottesdienstliche Handlung vorzubeugen hoffte, oder so oft auch ein wirkliches Unglück, als Pest oder Theurung die Stadt und das Land betraf, oder ein unglücklicher Krieg entstand.

In allen diesen Fällen mußte die Stadt selber erst mit den Göttern ausgesöhnt, und gleichsam entsündigt werden.

Es waren daher auch bey diesen Amburbien die Oberpriester, die Vestalischen Jungfrauen, die Auguren, die Oberpriester u. s. w. zugegen.

Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit der mancherley Arten von Prozessionen in den römischkatholischen Ländern mit den feyerlichen Umgängen der alten Römer.

Man stellte diese Prozessionen ebenfalls an, um die Gottheit zu versöhnen, um bey Dürre und Mißwachs Regen und Fruchtbarkeit vom Himmel zu erflehen. Und eine solche Prozession auf freyem Felde, wozu die Einwohner aus den Dorfschaften sich versammlen, gibt noch jetzt gewissermaßen ein Bild von den Ambarvalien der Alten, nur daß hier alles mehr oder weniger ein düsteres und trauriges Ansehen hat, welches bey jenen festlichen Aufzügen, die man mit einer Art von unschuldigem Zutrauen zu der Gottheit hielt, nicht statt fand. Denn selbst in der höchsten Noth und Gefahr, waren es nicht Büßungen und Kasteyungen, sondern frohe Spiele wodurch man die Gottheit zu versöhnen, und sich selber neuen Muth wieder einzuflößen suchte.

## Der Aufzug mit dem Hunde und der Gans.

Weil bey der Belagerung des Kapitols die Gänse durch ihr Schnattern den nächtlichen Einbruch der Gallier in die Festung verrathen hatten, und also Roms Retter geworden waren, indeß die trägen

Hunde schliefen, so wurde nun jährlich eine Gans mit kostbarem Schmuck umgeben, auf einen prächtigen Tragstuhl sitzend, und ein Hund, den man ans Kreuz geschlagen hatte, im feyerlichen Pomp umhergetragen. Denn da man sich die Gänse damahls noch von keiner Gottheit inspirirt dachte, so trug man kein Bedenken, ihnen unmittelbar seine Danbarkeit zu bezeigen.

---

# Von den Festen, die nach Verlauf einer bestimmten Anzahl Jahre wiederhohlt wurden.

---

## Das allgemeine Sühnopfer, womit ein Lustrum beschlossen wurde.

Man nannte eigentlich jede neue Weihung oder Entsündigung durch Opfer eine Lustration, welcher Ausdruck also eine Art von Sühnopfer oder Tilgung alter Schuld bezeichnete.

Weil nun das ganze Römische Volk alle fünf Jahre nicht nur gezählt, und nach dem Vermögen eines jeden Einzelnen geschätzt, sondern auch durch ein feyerliches Opfer mit den Göttern aufs neue wieder ausgesöhnt, und von der Schuld, die et-

wa auf ihn haften konnte, befreyet wurde; so nannte man diesen fünfjährigen Zeitraum selbst ein Lustrum.

Wenn nähmlich die Zählung und Schätzung des Volks vorüber war, so wurde ein Altar von Rasen auf dem Marsfelde errichtet, wo sich am folgenden Tage in aller Frühe das Römische Volk in seiner völligen Waffenrüstung versammlete.

Dann wurden die bekränzten Opferthiere, ein Schwein, ein Widder, und ein Stier, von den Opferpriestern dreymahl um das bewaffnete Volk herumgeführt, worauf dann der Censor, eine der ersten obrigkeitlichen Personen, sich an den Opferaltar stellte, und bey dem Opfer das feyerliche Gebeth verrichtete, welches er, um kein Wort darin zu verfehlen, einem, der es ihm vorlas, nachsprechen mußte.

Das Gebeth enthielt die Worte, daß die unsterblichen Götter doch die Macht und Herrschaft der Römer immer vermehren und erweitern wollten! Zuletzt aber, da die Römische Macht beynahe den Erdkreis unterjocht hatte, trug man doch Bedenken, die Götter noch immer um die Vermehrung und Erweiterung derselben anzuflehen; man änderte also das Gebeth, und wünschte nur bescheiden, daß die Götter die Römische Macht immer erhalten möchten.

Durch die Volkszählung und Volksschätzung, und durch das Sühnopfer und Gebeth war man nun auf fünf Jahre lang mit dem Religiösen und Politischen wieder in Ordnung; so daß man das Lustrum gewissermaßen als ein politisches Jahr betrachten kann, das der Staat sich selber setzte, um auf die Veränderungen aufmerksam zu seyn, welche in einem Jahre nicht genug merklich werden, wie z. B. die Verbesserung oder Verschlimmerung der Vermögensumstände eines jeden einzelnen Bürgers, die allemahl bey der öffentlichen Schätzung zur Sprache kommen mußte, und worauf also nun der Staat selber sein Augenmerk richten konnte. Dieß größere politische Jahr war es also, dessen Schluß durch das allgemeine Sühnopfer bezeichnet wurde.

## Die Sekularischen Spiele.

Diese hundertjährige Feyer war unter allen Festen der Römer in mehrerm Betracht das größte und glänzendste. Die Vorstellung von dem beschränkten einzelnen Menschenleben, verlor sich hier in den großen Begriff der Fortdauer eines Staates der von seiner ersten Entstehung an, immer mächtiger und blühender wurde, und nun von einem Jahrhundert zum andern auf seine wachsende Größe gleichsam triumphirend zurückblickte.

Man feyerte dieß Fest für die Wohlfahrt des ganzen Staats, auf den Ausspruch der Sibylli-

nischen Bücher, die man bey jeder Noth und Gefahr zu Rathe zog.

Diese Bücher waren nähmlich nach dem Volksglauben, vermittelst göttlicher Eingebung geschrieben. Ihre Urheberinnen, die Sibyllen, waren wie die wahrsagende Priesterin in dem Tempel zu Delphos, von der Gottheit unmittelbar begeistert. Man zählte ihrer mehrere, deren Geschichte und Daseyn in mancherley Fabeln gehüllt ist.

Merkwürdig ist es, daß diese Sibyllen, nach den römischkatholischen Religionsbegriffen zu der Zahl der biblischen Propheten mit gerechnet werden, und zwar aus dem Grunde, weil sich unter ihren Weissagungen auch solche gefunden haben sollen, in welchen die Zukunft des Messias, eben so wie durch die biblischen Prophezeihungen, vorher verkündigt wurde.

Man siehet selbst in der päpstlichen Kapelle in Rom, welche die Sixtinische heißt, die Sibyllen, deren man sechs oder zehn annahm, in vertraulicher Eintracht, jedesmahl eine Sibylle mit einem Propheten abwechselnd, von dem Pinsel des berühmten Michel Angelo dargestellt.

Und überhaupt ist eine Sibylle noch jetzt in Rom ein religiöser Gegenstand, dessen Abbildung die Andacht in den Kirchen auf keine Weise anstößig findet. Auch ist eine von hohen Eingebungen beseelte schreibende Sibylle an sich ein malerischer Gegen-

stand, der auch von mehreren großen Künstlern meisterhaft ausgeführt ist.

Von der Sibille von Kuma sagt die Dichtung, daß, da sie den Apollo um die Unsterblichkeit, nicht aber zugleich um eine immerwährende Jugend gebethen habe, sie zwar ihres Wunsches gewährt sey, zuletzt aber, von Altar ganz verzehrt, nichts als die Stimme übrig behalten habe, womit sie noch immer Orakelsprüche ertheilte.

Aus der Vorstellung von dem hohen Werthe der sibyllinischen Bücher, den man recht ins Licht setzen wollte, schrieb sich vermuthlich das Mährchen her, wie die Kumäische Sibylle dem Könige Tarquinius Priskus einst erschienen sey, und ihm neun Bücher für dreyhundert Goldstücke zum Verkauf angeboten habe, wovon sie, als er ihr das Geld nicht zahlen wollte, sogleich drey Bücher in die Flamme auf dem Heerde warf, und nun für die übrigen sechs eben so viel, als für die neune verlangte; da sie aufs neue abschlägige Antwort erhielt, verbrannte sie wiederum drey, und forderte nun für die noch übrigen drey nicht minder als für die neune, worauf denn der König in sich schlug, und ihr dreyhundert Goldstücke für die übrigen drey Bücher zahlte.

Dem sey nun wie ihm wolle; genug, die sibyllinischen Bücher waren einmahl da, und wurden in einem unterirdischen Gewölbe unter dem Kapitolium heilig aufbewahrt; die Sorge für ihre Auf-

bewahrung aber wurde in den Zeiten der Republik erst zehn, dann funfzehn Männern anvertraut, welche nur allein in den heiligen Büchern, die in griechischer Sprache verfaßt waren, lesen durften, und so oft es der Senat befahl, darin nachsehen mußten, wie etwa bey großen Unglücksfällen, die den ganzen Staat betrafen, die erzürnten Götter zu versöhnen wären.

So mußten nun auch diese Funfzehnmänner einst bey einer großen Noth die sibyllinischen Bücher zu Rathe ziehen, worin sie denn den Ausspruch fanden, daß für die Wohlfahrt des Staats, und Noth und Unglück abzuwenden, alle Jahrhunderte ein Fest gefeyert werden müßte, wobey man sowohl die Götter der Unterwelt als die himmlischen Götter mit Gebeth und Opfern, aber auch durch allerley frohe Spiele, müsse zu versöhnen suchen.

Ob nun gleich die sibyllinischen Bücher zugleich mit dem Kapitolium, worin sie aufbewahrt wurden, verbrannten, und ihr Verlust, weil man keine Abschrift davon nehmen durfte, eigentlich nicht zu ersetzen war, so wurde demohngeachtet nachher vieles zusammengetragen, was man für Aussprüche der Sibyllen ausgab; und da man bey den sekularischen Spielen sich vorzüglich genau an die Vorschrift der sibyllinischen Bücher hielt, woraus man noch einzelne Verse wußte, so konnte sich diese Vorschrift wohl einigermaßen aus dem Gedächtniß ersetzen lassen; wenigstens trägt eine solche, die uns

noch aufbewahrt ist, ganz das Gepräge orakelmäßiger Aussprüche, wir wollen also auf jeden Fall die alte Sibylle selber hören, wie sie in diesem prophetischen Gesange redend eingeführt wird:

## Das Orakel der Sibylle.

„Wenn nun ein Kreislauf von so viel Jahren vollendet ist, als das menschliche Leben bey seiner längsten Dauer erreicht, so sey deß eingedenk, o Rom, sey dessen eingedenk, und vergiß dieser Worte keines!"

„Daß du auf heiligem Felde, am Wasser der Tiber opferst, da wo sie am engsten strömt!"

„Sobald die Nacht hernieder sinkt, und die Sonne ihren Glanz verbirgt, sollst du den alleslenkenden Parzen hier schwarze Lämmer und Ziegen opfern!"

„Dann sollst du die Gottheiten, die den Schwangern beystehen und den Gebährerinnen Hülfe leisten, mit Opfern versöhnen, wie sichs ziemt!"

„Der fruchtbaren Erde werde eine schwarze Sau zum Opfer dargebracht!"

„Weiße Stiere aber soll bey Tage und nicht bey Nacht das Opferbeil an Jupiters Altar fällen! Denn den himmlischen Göttern ist es Brauch, am Tage zu opfern."

„Deßwegen sey auch der Juno eine unbefleckte Kuh geweiht. Und Phöbus Apollo, der Lenker

des Sonnenwagens, Latonens Sohn, empfange ein gleiches Opfer!"

"Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilde jede für sich ein besonderes Chor! Auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beyde sich des süßen Lebens freuen!"

"Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft ist, soll knieend am Altar der Juno zu der Göttin flehen, daß sie den Weibern und auch den Männern hold sey!"

"Ein jeder aber bringe aus seinem Hause die Erstlinge der Früchte dar, und alles, woran die seligen Götter ein Wohlgefallen finden!"

"Bey Tage und bey Nacht sollst du dich häufig zu den Altären der Götter nahen! doch soll bey diesem allen der feyerliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn!"

"Sey dessen eingedenk, o Rom, so bleibst du immer mächtig; was dich umgibt, wird sich vor deinem Scepter beugen."

Vorzüglich charakteristisch ist die Stelle: Doch soll bey diesem allen der feyerliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn! — es war angenehm, dasjenige, wozu man schon von selbst einen natürlichen Hang hatte, sich nun auch durch Orakelsprüche befehlen zu lassen, und auf die Weise

durch die Ergötzlichkeiten, denen man sich überließ, einen doppelten Endzweck auf einmahl zu erreichen, indem man sich selbst vergnügte, und zugleich den Befehlen der Götter gewissenhaft gehorchte.

Die Funfzehnmänner fanden daher auch in den sibyllinischen Büchern fast bey jedem Anlaß irgend einen Orakelspruch, der nicht anders gedeutet werden konnte, als daß man durch neueingeführte oder angesetzte Spiele und Ergötzlichkeiten, die dem Volke selbst angenehm waren, auch die Götter wieder müsse zu versöhnen suchen, die gleichsam keine freundliche Miene wieder annehmen würden, wenn man selbst eine finstere Miene machte, sondern die man nur durch eine gewisse heitere und frohe Gemüthsstimmung sich am beßten wieder geneigt machen könne.

Was Wunder also, daß das römische Volk jede Gelegenheit ergriff, sich im Glück den Göttern dankbar zu erweisen, und im Unglück um ihre Hülfe anzuflehen, welches beydes durch Feste geschahe, die selbst mit frohem Lebensgenuß verknüpft waren, und wobey also die Menschen immer, wenigstens nicht minder als die Götter, ihre Rechnung fanden.

Die erste Veranlassung nun zu den sekularischen Spielen war ein sonderbares Ereigniß, welches, nach der Volkssage, in den ältesten Zeiten Roms, mit einem gewissen Valesius, einem reichen Rö-

mer, der auf dem Lande wohnte, sich zugetragen haben sollte.

Dieser Valesius hatte nähmlich zwey Söhne und eine Tochter, welche an der Pest, die damahls in der Stadt und auf dem Lande herrschte, darnieder lagen, und bey denen alle Hoffnung zur Rettung schon verschwunden war, als der bekümmerte Vater, da er für die lechzenden Kranken warmes Wasser vom Heerde nahm, seinen Hausgott um Hülfe und Rettung für seine Kinder anflehte.

Nun, hieß es ferner, habe er eine Stimme vernommen, daß seine Kinder gesund werden würden, wenn er sogleich mit ihnen den Tiberstrom hinunterschiffte, und sie nach Terent brächte, wo er sie vom Altar des Pluto und der Proserpina mit warmen Wasser laben müsse.

Valesius erschrack über diesen Ausspruch, weil der Ort, wohin er seiner Meinung nach schiffen sollte, weit entfernt, und die Schifffahrt dahin gefährlich war. Demohngeachtet aber säumte er nicht, den Befehl der Gottheit zu befolgen, und fest entschlossen, für seine Kinder alles zu wagen, schiffte er sich auf dem Tiberstrom mit denselben ein, und richtete seinen Lauf nach Ostia, um von dort in See zu gehen.

Zufälligerweise aber landete er die erste Nacht, um auszuruhen, bey dem Marsfelde an. Und da er den Kranken warmes Wasser reichen wollte,

im Schiffe aber kein Feuer war, so rief der Steuermann ihm zu, er sähe Rauch auf dem Lande, und Valesius möchte nur in Terent aussteigen, um selber dahin zu gehen.

Dieser Ort am Ufer der Tiber nähmlich, wo der Strom ein sehr enges Bette hatte, hieß eben von (terere) dem Nagen des Flußes an dem Erdreich oder dem Wegspülen davon, Terentum; und Valesius war also nach dem Buchstaben des Orakels nun schon da, wohin er erst reisen wollte.

Froh über dieses gute Zeichen schöpfte er einen Becher mit Wasser, und trug ihn dahin, wo der Rauch von der Erde aufstieg, setzte ihn auf die Feuerstelle, blies so gut er konnte, die Funken wieder an, und brachte das warme Wasser seinen Kindern, welche darauf in einen tiefen Schlaf fielen, woraus sie gesund erwachten.

Während diesem wohlthätigen Schlafe hatte den Kindern von schwarzen Schaafen geträumt, die man dem Pluto und der Proserpina opfern, aber auch von frohen nächtlichen Spielen, die man aus Dankbarkeit gegen die Götter hier feyern müsse.

Valesius eilte nun in die Stadt, um sogleich einen Altar anzuschaffen, den er auf dem Fleck, wo er den Rauch aufsteigen sahe und das Wasser für seine Kinder gewärmt hatte, dem Pluto und der Proserpina errichten wollte, und zu dessen Gründung er in seiner Abwesenheit die Erde ausgraben ließ.

Als nun die Arbeiter zwanzig Fuß tief gegraben hatten, stießen sie auf einen Altar, der, nach seiner Inschrift, dem Pluto und der Proserpina gewidmet war. — Sobald Valesius dieß erfuhr, brachte er an dem gefundenen Altare schwarze Schaafe und Ziegen den unterirdischen Göttern zum Opfer dar, und feyerte drey ganze Nächte hindurch mit festlichen Spielen und Göttermahlen die Genesung seiner Kinder.

Diese Spiele müssen damahls viel Aufsehen gemacht, und der reiche Valesius ansehnliche Kosten darauf verwandt haben, weil sich das Andenken daran so lange bey dem römischen Volke erhielt, das auch dem Walesius von diesen Spielen einen eignen Zunahmen gab, und ihn von der Zeit an Manius Valerius Terentinus nannte; Manius vermuthlich deßwegen, weil er die Manen oder unterirdischen Gottheiten zu versöhnen suchte; Terentinus von dem Orte, der ihm durch die Weissagung seines Schutzgottes und durch die Genesung seiner Kinder so wichtig geworden war, und der nun überhaupt bey den Römern, durch den ausgegrabnen Altar der unterirdischen Götter, einen hohen Grad von Heiligkeit erhielt.

Wie nun dieser Altar zuerst so tief in die Erde vergraben sey, davon trug man sich mit folgender alten Sage: daß einst die Römer schon in den Waffen waren, um gegen die Albaner, mit denen sie Krieg führten, anzurücken; plötzlich aber

habe jemand in furchtbarer Gestalt und mit einem schwarzen Fell bekleidet sich sehen lassen, und ausgerufen, ihm sey von den unterirdischen Göttern anbefohlen, den Römern zu sagen, daß sie dem Pluto und der Proserpina erst ein Opfer bringen sollten, ehe sie den Angriff thäten, worauf die schreckliche Erscheinung verschwunden sey, und die Römer nun so schnell wie möglich den unterirdischen Göttern einen Altar errichtet hätten, welchen sie nach vollbrachtem Opfer zwanzig Fuß tief in die Erde vergruben, damit das Glück, das auf diesem Altar haften sollte, nicht etwa einem fremden Volke, welches ihn einst finden und darauf opfern könnte, zu Theil würde, sondern immer, wie ein verborgner Schatz, bey dem römischen Volke bliebe.

Und eben dieser Altar, sagte man nun weiter, sey es gewesen, den Valesius auf eine so wunderbare Art gefunden, und gleich eine so wohlthätige Würkung davon erfahren habe, deren man sich denn auch wieder erinnerte, als gleich im ersten Jahre nach Aufhebung der Königlichen Gewalt, in Rom eine Pest entstand.

Der Konsul Valerius Publikula nähmlich, dessen Familie selbst von jenem Valesius, dem Finder des unterirdischen Altars, ihren Ursprung herleitete, kam auf den Gedanken, dem Pluto und der Proserpina an diesem Altar für die Wohlfahrt des Römischen Volks einen schwarzen Ochsen und eine schwar-

ze Kuh zu opfern, und nächtliche Spiele anzustellen, weil es ihm vielleicht gelingen möchte, eben so wie sein Ahnherr damahls seine Kinder, auch jetzt das ganze Römische Volk, von der Noth die es drückte, vermittelst dieser Opfer und Spiele, zu befreyen.

Er errichtete also einen Altar mit der Inschrift:

„Publius Valerius Publikula hat das Feuer auf dem Marsfelde dem Vater Pluto und der Proserpina geweihet, und für die Befreyung des Römischen Volks (von der um sich greifenden schädlichen Pest,) dem Vater Pluto und der Proserpina zu Ehren festliche Spiele angestellt."

Da es sich nun gerade fügte, daß, nachdem dieß alles geschehen war, das Römische Volk auch wirklich von der Pest befreyet wurde; so erhielt diese ganze Sache dadurch einen Grad von Heiligkeit und Würde, wovon der Eindruck in der Folge unauslöschlich blieb, und gerade dasjenige war, woran sich die Volkserinnerung bey dem Rückblick auf die vergangnen Zeiten, am stärksten festhalten konnte, weil in allen menschlichen Dingen die Abwendung der Noth und die Befreyung von Unglück immer das erste, die Verbesserung des Glückszustandes hingegen nur das zweyte Bedürfniß ist.

Die Sorge für die Veranstaltung der sekularischen Spiele war nun dem Priesterkollegium der Funfzehnmänner übertragen, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und sich

ge=

genau an die Vorschrift derselben in Ansehung der Feyer dieses Festes halten mußten; wo aber freylich die Aussprüche der Sibylle dunkel waren, da hatte dieser Priesterorden auch die Macht, sie auszudeuten, und den übrigen Sterblichen den Willen der Götter zu erklären.

Da aber diese Ausdeutung sich nur auf unschuldige Gebräuche, auf Feste und Spiele, die man den Göttern zu Ehren anstellte, erstrecken durfte, so konnten die Funfzehnmänner ihre Macht, den Willen der Götter zu erklären, eben nicht mißbrauchen. Vielmehr stimmte ihre Erklärung des Willens der Götter, welche Scherz und Freude den Sterblichen selbst zur Pflicht machten, sehr gut mit dem Willen der Menschen überein.

Diese Funfzehnmänner mußten nun, wenn die Zeit herannahte, zuerst das Jahr bestimmen, in welches die Feyer dieses großen Festes fiel. Sie mußten die Jahrbücher darüber zu Rathe ziehen. Demohngeachtet aber nahm man nur ohngefähr einen Zwischenraum von hundert Jahren von der einen Feyer dieses Festes bis zur andern an, weil man sich unter Sekulum eigentlich die längste Dauer des menschlichen Lebensalters dachte, und diese sich auch über hundert Jahre erstrecken kann; weßwegen die Bestimmung des Jahres zu dieser hundertjährigen Feyer immer noch sehr willkürlich blieb.

Daß sich diese Feyer aber eigentlich nach dem höchsten Menschenalter richten sollte, scheint auch

der Ausruf zu beweisen, womit die sekularischen Spiele, wenn das Jahr zu der Feyer derselben einmahl bestimmt war, in der Stadt, und im ganzen Lande verkündigt, und jedermann dazu eingeladen wurde, als zu Spielen, die man noch nie gesehen hätte, und auch nie wieder sehen würde.

Man setzte also schon gewiß voraus, daß diese Spiele nicht eher würden wieder gefeyert werden, als bis von der ganzen gegenwärtigen Zeitgenossenschaft wahrscheinlich keiner mehr übrig wäre, gesetzt, daß er auch das höchste Ziel der Dauer des menschlichen Lebens erreichen sollte. Weßwegen sich denn auch jener Ausruf sehr lächerlich ausnahm, als der Kaiser Klaudius die sekularischen Spiele viel zu früh, zu eier Zeit anstellte, wo noch viele Menschen lebten, welche der vorigen Feyer dieses Festes unter dem Kaiser Augustus selbst mit beygewohnt hatten; aber der Kaiser wollte nun einmahl ein hundertjähriges Fest feyern lassen, und die Zeit mußte sich schon nach seinem Willen bequemen.

Wenn nun die sekularischen Spiele öffentlich angekündigt waren, welches im April um die Erntezeit geschahe, so wurde das Volk durch eine Art von Aussöhnung oder Lustration erst dazu vorbereitet.

Die Funfzehnmänner saßen nähmlich einige Tage vorher schon vor dem Kapitolium auf Gerüsten, und gaben dem Volke die Sühne, indem

sie unter dasselbe geweihte brennbare Sachen, Fackeln, Schwefel, und Harz, austheilten, womit ein jeder nun sich selbst und seine Wohnung und Eigenthum, aufs neue heiligen und entsündigen konnte.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde die blaue Schwefelflamme als ein sicheres Mittel betrachtet, wodurch z. B. die Verunreinigung eines Hauses durch Todte, hinweggeweihet wurde.

Das Volk mußte aber völlig entsündigt und geheiligt bey einem Feste erscheinen, wodurch es sich vorzüglich den Göttern wohlgefällig zeigen, und sich die Gunst derselben zu eigen machen wollte.

Zu der Weihung oder Sühne gehörte nun aber auch vorzüglich die Besprengung mit Wasser, welche Ceremonie, wie damahls, auch noch jetzt, in der römischkatholischen Kirche überall Statt findet, und sich, eben so wie bey den Palilien der Alten, auch auf die Thiere erstreckt, wovon in diesem Buche bey der Beschreibung der Palilien selber schon ausführlich gehandelt ist.

Bey den Alten geschahe die entsündigende Besprengung mit einem Lorbeer oder Olivenzweige; so findet man sie auch auf alten Denkmählern abgebildet; und selbst in der einfachen Darstellung dieser Ceremonie, liegt etwas Malerisches und Schönes.

Diese Entsündigung aber bey den Alten erstreckte sich nicht auf das, was wir uns, nach moralischen Begriffen, unter auszusöhnenden Vergehun-

gen denken, wozu nähmlich jede Ausschweifung in dem Genuß irgend eines Vergnügens, oder überhaupt schon jede unmäßige Befriedigung irgend einer Leidenschaft mitgerechnet wird.

Noch weniger fand bey ihnen unser moralisch-religiöser Begriff von Sünde Statt, in so fern man dasjenige, was wir im religiösen moralischen Sinne böse Begierden nennen, darunter versteht, oder mit dazu rechnet. Sie hatten von dieser Art Sünden gar keinen Begriff.

Sünde war bey ihnen, wenn man z. B. bey irgend einem Opfer oder gottesdienstlichem Gebrauch etwas versehen, oder irgend eine Aufmerksamkeit, die man den Göttern bey ihrer Verehrung schuldig zu seyn glaubte, aus der Acht gelassen hatte; wenn ein Hirt sich einbildete einen Satyr oder Faun, oder gar den Pan gesehen zu haben, den kein Sterblicher ungestraft zu Gesicht bekommen durfte, oder wenn er aus einem heiligen Haine, einen Zweig vom Baume gebrochen hatte, um kranke Schaafe damit gesund zu machen, und nun diese Vergehung gegen die Gottheit, welcher der Hain geweiht war, bis zur Aussöhnung seiner Schuld ihm schwer auf dem Herzen lag; so wie das Römische Kriegsvolk einstmahls, da es an dem, den Göttern gelobten Spiele, durch einen feindlichen Uiberfall unterbrochen wurde, sich bey seiner Zurückkunft freute, daß ein alter Gaukelspieler, während ihrer Abwesenheit in einem fort getanzt hatte, wodurch die Spiele

gleichsam fortgesetzt, und ihr Gewissen also, wegen der Unterbrechung derselben, von einer großen Last befreyet war, weßwegen sie denn auch ausriefen: alles steht gut, denn der Alte tanzt!

Dergleichen ganz unmittelbare Vergehungen gegen die Götter selbst, die mit dem moralischen Leben in gar keiner Beziehung standen, waren es eigentlich, womit die Alten nur den Begriff von Sünde verknüpften, und eine Art von Aussöhnung oder Entsündigung bey denselben für nothwendig hielten; weßwegen denn auch der Meineid, als ein unmittelbares Vergehen gegen die Götter selbst, wie eine Sünde oder auszusöhnendes Vergehen betrachtet wurde, wobey man sich denn aber, wie dieß die Kauflente an ihrem Feste thaten, an den Merkur wandte, bey welchem die Aussöhnung für dieß Verbrechen am leichtesten war, und den man geradezu bath, er möchte jeden Meineid, dessen man sich etwa schuldig gemacht, die Winde verwehen lassen!

Hingegen war man so weit entfernt, Wollust, Habsucht, und Ehrsucht, mit den Handlungen, welche daraus entspringen, zu den auszusöhnenden Vergehungen zu rechnen, daß man vielmehr geradezu die Götter selbst anflehte, zu der Befriedigung aller dieser Leidenschaften hülfreiche Hand zu leisten; und z. B. zu der Erreichung seiner Wünsche im Genuß der Wollust, den Beystand der Venus, zur Befriedigung seiner Habsucht und Be-

gier nach Schätzen, die Hülfe des Herkules sich erbath.

Eine jede Leidenschaft wurde nähmlich an sich so wenig für gottlos und profan gehalten, daß man sie vielmehr selbst zu einer Gottheit personificirte, und daher z. B. in Ansehung der Venus nicht sowohl irgend eine Ausschweifung in der Wollust für ein auszusöhnendes Vergehen halten durfte, als vielmehr befürchten mußte, durch eine zu große Enthaltsamkeit diese Göttin zu erzürnen.

Bey der Diana hingegen, war es umgekehrt; nur hatte ebenfalls bey dieser Göttin die Enthaltsamkeit nicht als Tugend, sondern weil sie selbst dazu geneigt war, ihren Werth; und da nun das Interesse der Götter überhaupt, mit der herrschenden Leidenschaft und Lieblingsneigung eines jeden, sich nothwendig sehr durchkreuzen mußte, so war es fast nicht anders möglich, als das man immer bey irgend einer Gottheit auf eine oder die andere Weise anstieß, man mochte welche man wollte, zum vorzüglichen Gegenstande seiner Verehrung wählen.

Alle solche Vergehungen aber, deren man sich bewußt oder unbewußt gegen die Götter schuldig gemacht haben mochte, wurden denn durch die feyerliche Sühne auf einmahl ausgetilgt, und das gute Vernehmen mit den Göttern auf einmahl wieder hergestellt.

Wenn nun die Funfzehnmänner genug Fakeln, Schwefel und Harz als vorbereitende Ver-

söhnungsmittel unter das Volk ausgetheilt hatten; so begann die zweyte Vorbereitung zum Feste.

Das Volk versammlete sich nähmlich bey dem Tempel der Diana auf dem Aventinischen Berge, und brachte Waizen, Gerste, und Bohnen, als die Erstlinge der Ernte dar, welche hier zusammengehäuft, und für die Sänger und Tänzer aufbewahrt wurden, unter welche man dergleichen Sachen als Belohnungen und Preise bey den Spielen austheilte.

Diese Art von Belohnung der Sänger und Schauspieler schrieb sich aus den ältesten Zeiten her; denn schon bey den Griechen bezahlte man den Sängern ihre Mühe mit einem Kranze vom wilden Olivenbaume, oder vom Fichtenbaume, oder auch nur mit Aepfeln; so besoldete nun auch das Römische Volk, bey den sekularischen Spielen, seine Theatersänger in Natura mit Waizen, Gerste, und Bohnen.

Wenn nun alle Vorbereitungen zu dem Feste geendigt waren, so hub die Feyer desselben in der Nacht an, wo zuerst den Höllengöttern nach dem Ausspruch der Sibylle, die gehörigen Opfer dargebracht werden mußten.

Man baute nähmlich drey Altäre auf dem Marsfelde, an dem Ufer der Tiber; oder vielmehr man grub erst die Erde aus, und senkte die Altäre hinein, so daß sie tiefer, als die Oberfläche des Bodens waren, woraus denn ein unterirdischer Heerd ent=

stand, der zu dem Boden einer Grube diente, in welche man das Blut der Opferthiere hinunterströmen ließ.

Denn nur den himmlischen Göttern errichtete man erhabene Altäre, welchen daher auch eigentlich wegen ihrer Höhe nur die Benennung von Altären zukömmt. Den Erdgöttern baute man niedrige Altäre, die fast mit dem Boden gleich waren; den unterirdischen Göttern senkte man ihre Altäre in die Erde; sie mußten tiefer, als die Oberfläche des Bodens selber seyn.

Bey den Opfern, die man den unterirdischen Göttern brachte, fand gerade das Umgekehrte von den Gebräuchen Statt, womit man den himmlischen Göttern zu opfern pflegte.

Den himmlischen Göttern opferte man bey Tage, den unterirdischen bey Nacht. Die Altäre, oder vielmehr die Gruben der unterirdischen Götter zierte man nicht mit weißen sondern mit schwarzen Binden, und mit Zweigen von der dunklen, traurigen Cypresse.

Die Opferthiere, die man den unterirdischen Göttern schlachten wollte, mußten schwarz seyn, und wurden auch mit schwarzen Binden geschmückt; der Wein, den man zwischen die Hörner derselben goß, wurde nicht, wie bey den obern Göttern auf der rechten, sondern auf der linken Seite des Thieres ausgegossen.

Wenn man den himmlischen Göttern Opfer darbrachte, so wurde dem Opferthiere das Haupt in die Höhe gehalten. Stand hingegen das Opferthier an der Grube, um den unterirdischen Göttern geschlachtet zu werden, so beugte man ihm den Kopf tief bis zur Erde nieder; das Blut fing man in weiten Schalen auf und goß es in die Grube auf dem unterirdischen Altar aus, wobey man geheimnißvolle Worte mit dumpfem Murmeln sprach, und zuweilen klagende Töne ausstieß; auch wurden zuletzt die Opfergefäße selber zerschlagen oder mit verbrannt. Es durfte von dem nichts übrig bleiben, was den schadenden und zerstörenden Wesen schon durch den Gebrauch bey diesem Opfer anheim gefallen war.

Auf die Weise nun wurden bey den sekularischen Spielen gleich in der ersten Nacht dem Pluto und der Proserpina drey Lämmer geschlachtet, und auf den mit ihrem Blute besprengten Altären verbrannt, worauf man die größern Opfer, dem Pluto einen schwarzen Ochsen, und von schwarzen und unfruchtbaren Kühen der Proserpina darbrachte, wozu man die unfruchtbaren wählte, um die Wesen, welche grausam den Keim des Lebens vernichten, durch ein ihnen selber wohlgefälliges Opfer, zu versöhnen.

Wenn Pluto und Proserpina nun versöhnt waren, so brachte man den Parzen, die den Schicksalsfaden spinnen, schwarze Ziegen nnd Lämmer zum

Opfer dar, und bath, daß nun das künftige Schicksal, worüber der Schluß der Parzen unwiederruflich war, doch so bestimmt seyn möchte, wie man es wünschte; statt daß man sich freylich die Stimmung seiner eignen Wünsche nach dem unwiederruflichen Schicksale eigentlich hätte erflehen müssen, wenn man anders nicht auch schon damahls zu der schon tief ausgedachten Erklärungsart seine Zuflucht nahm: daß bey der Vorsehung oder Vorherbestimmung des Künftigen, selbst das Gebeth, wodurch das Vorherbestimmte oder Vorhergesehene doch eigentlich erst bewürkt wird, auch mit zu dem Vorherbestimmten, und Vorhergesehenen gerechnet werden müsse.

Wenigstens hielt man sich desto fester an die Prophezeihungen, in so fern man glaubte, daß dieselben sich doch ursprünglich von den Parzen oder den Schicksalsgöttinnen selber herschreiben müßten, bey denen alles, was sie vorher sahen und vorhersagten, auch schon unwiederruflich beschlossen war, und also in Ansehung seiner gewissen Erfüllung keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Man rechnete die Parzen zu den geheimnißvollen Wesen, und in den mythologischen Dichtungen heißen sie Kinder der Nacht. Ob sie gleich die Schicksale der Götter und Menschen lenkten, so werden sie doch, nach den mythologischen Begriffen, zuweilen dem Jupiter, und zuweilen dem Pluto wieder untergeordnet. In dieser Vorstel-

lungsart fand kein metaphysischer Begriff vom Fatum Statt; die Phantasie individualisirte sich die Wesen, welche das Schicksal lenkten, und führte sie nach Gefallen mit in der Reihe der übrigen Göttergestalten auf.

Bey den sekularischen Spielen nun flehte man die Parzen insbesondere an, daß das neue Sekulum eben so glücklich und heilbringend wie das alte, für Rom und seine Wohlfahrt seyn, und daß für die Prophezeihung von Roms unwandelbarem Glück der Gott der Grenzen immer haften möge!

Nun wurde den geburtshelfenden Göttinnen oder Ilithyen geopfert, unter welchen man sich nicht nur eine Tochter der Juno, die eigentlich den Nahmen Ilithya führte, sondern auch die Diana und noch mehrere Göttinnen dachte, welche von den Gebährerinnen um Hülfe angerufen wurden, wozu den auch die Prosa und Postvorta gehörten, von denen die erstere von der ordentlichen Geburt des Kindes mit dem Kopfe voran, und die andere von der verkehrten Geburt mit den Füßen voran, den Nahmen führte.

Man flehte also die Postvorta an, daß sie die verkehrte und schwere Geburt verhindern, und die Prosa, daß sie die natürliche und leichte Geburt befördern möge. Die Anrufung der Gebährerinnen hatte nun Gottheiten zum Gegenstande, die sich um das Geburtsgeschäft ausschließend bekümmerten, und deren ganzes Wesen, nur auf dieß

einzige Geschäft Bezug hatte; man stellte aber auch hier die schadende und die wohlthätige Gottheit sogleich zusammen, und suchte die eine nicht minder, als die andere, durch Opfer zu versöhnen.

Diana fing, nach der mythologischen Dichtung, ihr Geschäft, den Gebährerinnen beyzustehen, schon sehr früh an. Latona, welche mit dem Apollo und der Diana schwanger ging, wurde nähmlich zuerst von der Diana entbunden, die nun auch gleich ihrer eignen Mutter, bey der Geburt des Apollo, schon selber wieder beystand; sich aber auch nach diesem Geschäfte vom Jupiter die Vergünstigung einer beständigen Jungfrauschaft erbath, gleichsam, als wären die Freuden der Liebe, ihr durch dieß erste Geschäft in ihrem Leben, auf immer verleidet worden.

Ob sie nun gleich selber auf allen Genuß der Liebe Verzicht that, so machte sie sich doch nachher immer ein Hauptgeschäft daraus, den Gebährerinnen beyzustehen, und die Dichtungen führen die Göttin selber redend ein, wie sie sagt:

„Auf den Bergen sey mein Aufenthalt; in den Städten nur dann, wenn die Gebährerinnen zu mir um Hülfe flehen; denn dieß Geschäft haben schon bey meiner Geburt die Parzen mir zugetheilt!“ Da man nun bey der Feyer eines Festes, das nach einem Menschenalter von der längsten Dauer, und nach Erlöschung der ganzen gegenwärtigen Generation, erst wiederhohlt wurde, vorzüglich die Nach-

kommenschaft mit in seine Wünsche schloß, so war es natürlich, daß man vor allen Dingen auch auf diese lange Zeit die Ilithyen, oder geburtshelfenden Gottheiten, dem Staate, dessen Erhaltung und immer blühende Fortdauer man wünschte, geneigt zu machen, und zu versöhnen suchte.

Zuletzt wurde auch der Tellus oder fruchtschwangern Erde selber, um sich Segen und Fülle aus ihrem Schooße, auf die Zukunft zu erbitten, eine trächtige Sau geschlachtet, und hiemit endigten sich die nächtlichen Opfer, wobey man aber gleich vom Anfang an, der Vorschrift der Sibylle, daß mit feyerlichen Ernst stets froher Scherz vermischt sey, sorgfältig eingedenk war, und nicht säumte, bey den nächtlichen Opfern auch zugleich die nächtlichen Spiele zu feyern.

Man machte nähmlich Freudenfeuer, und sang dabey festliche Lieder. Auch zündete man den Göttern zu Ehren viele Lichter an, welches zugleich eine Anspielung auf die Ceres, die Mutter der Proserpina war, wie sie mit ihrer Fackel die Nacht erleuchtete, um ihre verlorne Tochter zu suchen.

Nach der Darstellung eines römischen Dichters aus den spätern Zeiten, veranstaltete man bey nächtlichen Spielen sogar schon eine Art Feuerwerke, wobey man Feuerräder, Lauffeuer, u. s. w. an dazu bereiteten bunten Gerüsten anzubringen wußte.

Man wachte aber eigentlich die Nächte durch aus Pflicht den Göttern zu Ehren und suchte sich bey diesen Nachtwachen durch allerley Spiele und Ergötzlichkeiten munter zu erhalten, woran man sich durch die feyerlichen und geheimnißvollen Opfer, die den Höllengöttern gebracht wurden, nicht hindern ließ. Um Ausschweifungen vorzubeugen, durften bey der Feyer dieses Festes unter dem Augustus, auf den Befehl desselben junge Personen von beyderley Geschlecht, den nächtlichen Spielen nicht beywohnen, außer in der Gesellschaft ihrer ältern Anverwandten.

Am nächsten Tage nun verfügte man sich auf das Kapitol, wo dem Jupiter weiße Stiere mit vergoldeten Hörnern, und der Juno weiße Kühe, für die Wohlfahrt des Staats geopfert wurden, wobey man nun um die Gewährung alles Guten, so wie bey den nächtlichen Opfern um die Abwendung alles Bösen, die Götter anflehte.

Dann wurde auch dem Apollo und der Diana geopfert, und diesem Götterpaare zu Ehren Spiele angestellt, worin denn ein gewisser Stephanio, der eine neue Art von Tanz erfand, zweymahl in den sekularischen Spielen tanzte, die einmahl vom Augustus, und nachher freylich vorzeitig vom Kaiser Klaudius wieder gefeyert wurden.

Außer den ordentlichen Schauspielen, die man aufführte, wurden auch im Cirkus Wettrennen angestellt, und es gab nicht leicht eine Art von Spie-

len, die man bey dieser Veranlassung nicht wiederhohlt hätte.

Ein Dichter aus den spätesten römischen Zeiten, macht folgende Beschreibung von den sekularischen Spielen, die zu seiner Zeit noch einmahl von Philippus Arabes und dessen Sohn gefeyert wurden:

„Speise und Trank vergißt das Volk, welches die Nächte durchwacht, bey dem Anblick der mannigfaltigen und immer neuen Spiele, die es mit Staunen ansieht."

„Es hört sich nimmer satt, und sieht sich nimmer satt, und wird der Abwechselung nicht überdrüßig."

„Denn hier sieht es einen Prometheus, der aus Thon den Menschen bildet; dort eine Deukalionische Sündfluth, und die neue Schöpfung der Menschen aus Kieselsteinen."

„Hier ist einer, der Troja noch einmahl wieder einnimmt, indem er von den Eyern der Leda die Erzählung anhebt. Jener stellt den Untergang von Theben, durch den Zwist der Brüder dar."

„Die Fabel redet, handelt, lebt; und was nur irgend einmahl da war, das steht hier wieder auf; und das, was niemahls da war, kömmt ebenfalls zum Vorschein."

„Mit der furchtbaren Larve strengt der Schauspieler seine Kräfte an, daß seine Gebährden zu den Worten, und seine Worte zu den Gebährden passen."

„Was irgend im Kriege und Frieden in allen Jahrhunderten sich Großes ereignet hat, das stellt die Tragödie hier auf einmahl wieder dar.“

Bey allen diesen Ergötzlichkeiten und Spielen aber vergaß man auch wieder der Götter nicht, sondern bewirthete sie selbst in ihren Tempeln an Tischen, um welche man Betten zum Lager für die Götter, und Stühle zu Sitzen für die Göttinnen stellte, und ihnen reichlich Speisen auftrug, welche Ceremonie, wie wir schon bemerkt haben, Lektisternium hieß.

Die Sibylle hatte nähmlich auch befohlen, daß man mit Lobgesängen im Hause der Götter verweilen solle, welches sich denn eben auf die Lektisternien bezog, wo man, während daß die Götter zu Tafel saßen, ihnen zu Ehren auch festliche Lieder anstimmte.

Man pflegte bey den Lektisternien die Götter paarweise an die Tische zu setzen, so daß z. B. Jupiter mit der Juno, Neptun mit der Minerva, Mars mit der Venus, Apollo mit der Diana, Vulkan mit der Vesta, Merkur mit der Ceres, als zusammenspeisend dargestellt wurden.

So wie nun aber bey den Alten die Männer nicht zu Tische saßen, sondern auf Betten zu Tische lagen, die Frauen hingegen neben den Männern saßen, so wurde dieser Unterschied auch bey den Göttern und Göttinnen genau beobachtet; und ein Römischer Schriftsteller aus den spätern Zeiten be=

beklagt es, daß dieser wohlanständige Gebrauch nur noch in den Tempeln der Götter Statt finde, und aus den Privathäusern schon verbannt sey, wo Männer und Frauen wider allen Wohlstand, auf Betten zusammen zu Tische lägen.

Auf den alten Monumenten findet man oft diese häusliche Scene abgebildet; der Mann ist liegend, sich auf Kissen lehnend, die Frau aber neben ihm am Tisch sitzend dargestellt.

Die Betten für die Götter bey den Lektisternien wurden von den Römischen Senatoren zuweilen selbst gelegt. Für die Speisen der Götter aber mußten die Epulonen sorgen, deren Amt im Vorhergehenden schon beschrieben ist.

Anfänglich waren diese Mahlzeiten, die man für die Götter veranstaltete, frugal und einfach; man setzte ihnen auf hölzernen Tischen Gemüse, Kuchen, und die Erstlinge von Früchten vor. Nachher erstreckte sich der zunehmende Luxus auch auf diese Göttermahlzeiten, welche man mit einem ungeheuren Aufwande veranstaltete, weil denn doch die Götter, welche man bewirthen wollte, wenigstens eben so reichlich mit Speisen versorgt werden mußten, als man sich selbst bedachte.

Ein Kirchenvater, welcher noch in jenen Zeiten lebte, spottet hierüber sehr beissend, indem er sagt: morgen ist Jupiters Gastmahl, morgen sitzt Jupiter zu Tische, er braucht viel Speise, weil er schon ein Jahr gefastet hat. Der Spott dieses Kir-

chenvaters bezieht sich nähmlich auf ein Lektisternium, das dem Jupiter alle Jahre einmahl veranstaltet wurde.

Ein anderer Kirchenvater witzelt über diesen Gebrauch, indem er besonders den Umstand als lächerlich darstellt, daß die übrigen Götter an der Tafel des Jupiters schmarotzten. Uiberhaupt hatten die ersten Christen vor den Lektisternien den größten Abscheu, so daß sie lieber den Martyrertod erwählten, als an der Feyer dieser Göttermahlzeiten Theil nahmen.

Außer den öffentlichen Lektisternien nun gab es auch noch andre, welche in den Häusern gefeyert wurden, indem in der Stadt auf allen Straßen die Hausthüren offen standen, und sogleich bey dem Eingange für die Vorbeygehenden der Tisch gedeckt war, zu welchem man Bekannte und Unbekannte einlud. Man machte es sich bey dieser Feyer zugleich zur Pflicht, mit seinem Feinde gütig und sanft zu reden, alles Streites und Zankes sich sorgfältig zu enthalten, auch den Gebundenen an diesem Tage ihre Bande zu lösen: weil man, durch alle diese Aeußerungen einer wohlthätigen und menschenfreundlichen Gesinnung, auch den Göttern wohlgefällig zu seyn und ihren Zorn wieder zu versöhnen glaubte.

Es war nähmlich eine schöne Idee bey den Alten, daß die Götter zuweilen selbst unter der Gestalt von Unbekannten und Fremden erschienen wä-

ren, um die Gesinnung der Sterblichen zu prüfen und zu erfahren, ob sie das heilige Gastrecht übten oder nicht; weßwegen man sich denn auch die gastfreundliche Aufnahme der Fremden und Unbekannten gleichsam als eine Bewirthung der Götter selber dachte, wodurch ein jeder in seinem Hause die Lektisternien feyerte.

Diese Vorstellungsart der Alten ist selbst den christlichen Religionsbegriffen sehr angemessen, wo es ausdrücklich heißt: was ihr der Geringsten einem, der eurer Hülfe bedürftig war, gethan habt, das habt ihr mir gethan, — und wo man noch jetzt nichts Anstößiges darin findet, mit dem zutraulichen Tischgebethe, Komm, und sey unser Gast! die Gottheit bey der Mahlzeit, einzuladen.

Während den Lektisternien, oder Göttermahlen, mußten die Frauen sich in dem Tempel der Juno versammlen, und diese Göttin mit gebogenem Knie um die Wohlfahrt und Erhaltung des Staats anflehen, nach dem schon angeführten Ausspruche der Sibylle:

„Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft ist, soll knieend am Altar der Juno zu der Göttin flehen, daß sie den Weibern und auch den Männern hold sey!“

Juno war nähmlich die große Hochzeitsstifterin bey den Alten. So wie sie unter den Göttinnen als die Vermählte des Jupiters vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden

den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte; wovon sie auch den Nahmen Juno Juga, oder die jochende Juno führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war.

Wenn der Bräutigam die Neuvermählte in sein Haus führte, so flehte diese die Juno an, daß ihr Eingang glücklich seyn möge; wenn die Pfosten des Hauses gesalbet wurden, so erbath sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück; und indem sie den jungfräulichen Gürtel ablegte, empfahl sie sich in den Schutz der Juno.

Das Glück, was nun eine jede für sich von der Juno erbethen hatte, mußte, in so fern hiervon das Glück des ganzen Staats abhing, bey der öffentlichen Feyer, von allen für alle gemeinschaftlich erbethen werden.

Juno wurde auch als eine der hohen schützenden Gottheiten Roms zugleich mit dem Jupiter und der Minerva auf dem Kapitolium verehrt, und hatte überdem noch einen Tempel auf dem Aventinischen Berge, der ihr unter dem Nahmen Juno Regina oder Juno die Königin geweiht war, in welchem die Matronen ihr auch eine eherne Bildsäule errichtet hatten. In diesem Tempel versammleten sich also die Frauen, um ihre Bitten vor den Thron der Juno zu bringen.

Ferner wurden bey der Feyer der sekularischen Spiele dem Genius gemeinschaftlich Opfer

dargebracht. Ein jeder dachte sich nähmlich unter seinem Genius seinen besondern Schutzgeist, der ihn von seiner Geburt an bis ans Grab begleitete, und über alle seine Schicksale wachte; auf die Weise hatte nun auch jedes Volk seinen Genius oder Schutzgeist, unter dessen besondern Obhuth seine Schicksale standen. Diesem Genius suchte man nun für die blühende Fortdauer des Staats, so wie ein jeder dem seinigen, für die Fortdauer des Lebens, seine Dankbarkeit und Verehrung zu beweisen.

So wie ein jeder an seinem Geburtstage seinem Genius opferte, feyerte hier das ganze römische Volk die Zahl der Jahrhunderte, welche seit seiner Entstehung unter mancherley abwechselnden Schicksalen verflossen waren.

Man bildete den Genius als einen schönen Jüngling ab, der einen Kranz von Blumen auf dem Haupte trug. Die Schutzgöttin der Frauen war die Juno, in so fern sie, von einer jeden als ihre besondere Juno angerufen wurde, und als eine solche ihr Wesen gleichsam vervielfältigen oder vereinzeln mußte; wo sie denn nicht mehr die eigentliche himmlische Göttin Juno, sondern der Schutzgeist einer einzelnen weiblichen Person war, die sie von der Geburt bis ans Grab, so wie der Genius die Männer, durch das Leben begleitete. Juno, als der weibliche Schutzgeist, wurde unter der Gestalt einer Jungfrau mit einem Purpurmantel bekleidet abgebildet.

Die Frauen trugen daher auch ein purpurnes Oberkleid, wenn sie ihrer Juno oder ihrem Schutzgeist opferten; die Männer zogen weiße Kleider an, wenn sie dem Genius ihr Opfer brachten, Männer und Frauen aber schmückten sich vorzüglich zu dieser Feyer.

Dem Genius wurde ein Altar von grünem Rasen errichtet, den man mit Blumen umkränzte. Ihm war der Platanus-Baum geheiligt, unter dessen sich weit verbreitendem Schatten man am gemächlichsten dem frohen Lebensgenuß, bey Wein und Kuß, sich überlassen konnte.

Und dieses hieß nun seinem Genius einmahl zu Gefallen leben; dem zu Liebe von der Strenge gegen sich selber einmahl etwas nachlassen, und gleichsam aus Pflicht sich gütlich thun.

Im Grunde war es das Leben und Daseyn selber, welches man unter dem Bilde des Genius verehrte, den man, um die blühende Fortdauer zu bezeichnen, jugendlich und mit einem Blumenkranze geschmückt, darstellte.

Was man also seinem Genius that, das that man für die Fortdauer seines eignen Lebens, indem man von der immerwährenden Thätigkeit einmahl abließ, und nun auf einige Stunden bloß lebte, um zu leben, oder des Lebens einmahl zu genießen.

Die Opfer, welche man dem Genius darbrachte, bestanden, nach der ältesten Weise, aus Mehl und Salz, das man in die Flamme auf den Altar

warf; auch Kuchen wurden ihm dargebracht, Wein vor ihm ausgegossen, und Weihrauch vor ihm angezündet; so wie ein römischer Dichter singt:

Gib mir den Weihrauch, Knabe, ihn auf die Gluht zu werfen,
Und den Wein, daß ich ihn in die zischende Flamme gieße!

Man schmückte nun den Genius mit Blumen, und salbte seine Locken; wovon ein anderer römischer Dichter singt:

Der Genius sey selbst zugegen, und seiner Verehrung Zeuge!
Mit Blumen sey sein heiliges Haar umkränzt;
Von köstlichen Balsam träuflen seine Schläfe;
Er sey von Kuchen gesättigt, und von Wein berauscht!

Nachdem man nun dem Genius geopfert hatte, bewirthete man sich gastfreundlich untereinander, und selbst diese Bewirthung war gleichsam eine Fortsetzung von der vorhergegangenen Verehrung der Gottheit, die das Leben schützt. Und so wie man durch diesen frohen Genuß dem Genius zu Gefallen lebte, so betrog man hingegen, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck, seinen Genius, wenn

man aus übertriebener Kargheit und Sparsamkeit sich etwas von diesem Genuß entzog.

Auch diese schöne Idee der Alten von einem schützenden Genius hat sich nicht verloren, sondern ist nachher in den Begriff von Schutzengeln übergegangen.

Nun mußte bey der sekularischen Feyer noch folgende Vorschrift in dem Orakel der Sibylle beobachtet und genau befolgt werden:

„Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilden jede für sich ein besonderes Chor; auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beyde sich des süßen Lebens freuen!“

Nachdem man nähmlich den ersten Tag der sekularischen Spiele vorzüglich auf dem Kampus Martius am Ufer der Tiber, und den zweyten auf dem Kapitol gefeyert hatte, so wurde nun am dritten in dem Tempel des Apollo auf dem Palatinischen Berge, der große Festgesang, nach der Vorschrift der Sibylle, von Knaben und Mädchen angestimmt.

Dieser Festgesang, der bey der hundertjährigen Feyer gesungen wurde, mußte freylich dem Inhalte nach immer derselbe seyn; dem Ausdruck aber und der Sprache nach wurde er, zu den Zeiten wo die Dichtkunst blühte, neu bearbeitet, wel-

ches besonders bey der Feyer der sekularischen Spiele, unter dem Augustus, von einem der vortrefflichsten und berühmtesten römischen Dichter geschahe, der in diesem sekularischen Gesange ein Meisterstück von Schönheit und Erhabenheit der Gedanken geliefert, und wobey er doch keinen Umstand übergangen hat, der bey der Feyer dieses Festes in Betrachtung kam.

Die ausgewählte Zahl der Knaben bestand, so wie die Zahl der Mädchen aus dreymahl neun. Der Chor der Knaben und der Mädchen hub einstimmig den Gesang an:

Phöbus, und du Diana, Königin der Wälder;
Ihr des Himmels glänzende Zierden;
Von Sterblichen nimmer genug verehrt;
Verleihet, was wir bitten,
In der heiligen Zeit,
Wo nach der Sibylle Orakelspruch,
Unbefleckte Jungfrauen und blühende Knaben
Den Göttern, welche die sieben Hügel schützen,
Das Lied anstimmen sollen.

Nun sang der Chor der Knaben allein: er sollte nähmlich die Götter um die Vermehrung der Römischen Macht anflehn; weil diese aber zu den Zeiten des Augustus fast schon unbegrenzt war, so ging dieß Gebeth in eine Art von bewundernder

Betrachtung über, woraus eine der schönsten und erhabensten Stellen in diesem Gedicht entstand:

Alleserleuchtende Sonne, die du auf deinem strahlenden Wagen
Den Tag hervorrufst, und wieder in Dunkel verhüllst,
Immer neu und doch unverändert am Himmel gebohren,
Du müssest auf deiner glänzenden Laufbahn
Nichts Größres sehen, als Rom! —

Nun erflehte das Chor der Mädchen von den Göttern dasjenige, worauf die Wohlfahrt des Staats sich gründete, seine Bevölkerung und Vermehrung; wozu die Götter den Ehen Glück, und den Müttern eine glückliche Entbindung gewähren sollten.

Sie richteten aber ihr Gebeth insbesondere an die Ilithya, die den Schwangern beysteht; und weil der Begriff von den Gottheiten, die dieß Geschäft verrichteten, sehr schwankend war, vorzüglich aber Diana selber unter diesen verschiedenen Benennungen verstanden wurde, so wurden auch hier mehrere Nahmen der Gottheit auf einmahl genannt, wie man dieß immer that, um sich in der Anrufung nicht etwa eines Versehens schuldig zu machen.

Zugleich wurde ein Gesetz, wodurch die Ehen und die Bevölkerung des Staats befördert werden

sollten, mit in dieß Gebeth geschlossen, und der Gottheit in ihren besondern Schutz empfohlen.

Beyde Chöre vereinigten sich nun wieder, und flehten die Götter an:

„Daß wenn nun wiederum ein Jahrhundert verflossen sey, auch diese Spiele drey heitere Tage, und drey schöne Nächte hindurch, eben so froh wie jetzt möchten gefeyert werden!"

„Daß die Wahrsagung der Parzen untrüglich seyn, und der Gott der Grenzen selber für ihre Erfüllung haften möge! Daß an den schon abgesponnenen Schicksalsfaden das Glück der künftigen Zeit sich knüpfe!"

„Daß die Erde Früchte und Heerden in ihrem Schooße säuge; daß Ceres mit einem vollen Kranz von Aehren prange! und daß des Himmels segnenden Tropfen, und die lauen Lüfte den zarten Keim ernähren!"

Nun sang der Chor der Knaben allein:

„Apollo sanft und gütig, wenn dein Pfeil im Köcher schlummert, höre die Bitte der Knaben!"

Und dann das Chor der Mädchen:

„Zweygehörnte Luna, Königin des Himmels, höre der Mädchen Bitte!"

Dann beyde Chöre:

„Ist Rom euer Werk ihr Götter; geschahe es auf euren Befehl, daß ein Haufen der Uibriggebliebenen von Troja, seine Hausgötter und seinen

Sitz vertauschte, und glücklich an den Küsten Italiens landete;"

„Jener Haufen, dem der fromme Aeneas mitten durch die Flammen von Troja einen Weg bahnte, um ihm einst mehr zu erkämpfen, als er verließ;"

„O ihr Götter, so verleiht auch edle Sitten der gelehrigen Jugend; dem Alter Ruhe; dem Romulischen Volke Macht und Stärke, und mit einer tapfern Nachkommenschaft immer neuen Glanz!" u. s. w.

„Sittsamkeit und alte Treue, edle Bescheidenheit, und jede entschwundene Tugend kehre wieder, und Uiberfluß kröne das Land!"

Zum Apollo flehte der Chor der Knaben:

„O du wahrsagender Phöbus mit dem blitzenden Bogen, dennoch sanften Liedern hold, der du mit heilender Kunst zerschellte Glieder stärkest;"

„Wenn du mit gnädigem Blick auf diese sieben Hügel, auf Rom und sein Gebieth, herniederschauest; so nimmt sein Glück ohn' Ende zu!"

Nun flehte das Chor der Mädchen die mächtige Diana noch einmahl um Erhörung aller dieser Bitten an:

„Die du den Aventinischen Hügel und den Algidus bewohnest, o Diana, neige dein Ohr zu dem Flehen der Prister, und zu den frommen Bitten der Knaben, die dir lobsingen."

Beyde Chöre sangen nun einstimmig:

„Man lehrte mich das Lob des Phöbus und Dianens Lob in vollen Chören singen; und mit der süßen Zuversicht, daß Jupiter und alle Götter meine Bitten hören, kehr' ich nun heim zu meiner Aeltern Hause!"

Ob nun gleich die eigentliche sekularische Feyer nur drey Tage und drey Nächte währte, so dauerten doch die Ergötzlichkeiten noch länger fort, wobey denn besonders allerley Gaukelspieler, die sich zu diesem Feste eingefunden hatten, das Volk zu belustigen suchten.

Zu diesen gehörten die Prästigiatoren, eine Art Taschenspieler, die schon ähnliche Künste, wie zu unsern Zeiten, trieben; indem sie abgebrochene Spitzen von Lanzen verschluckten; abgerichtete Hunde für Geld ihre Künste machen ließen; auf ein bloßes Wort eine Flamme hervorbrachten, und dergleichen. Die Gaukelkünste dieser Taschenspieler nannte das Volk Mirakel.

Die Petauristen sprangen durch Reifen, welche sie nicht berühren durften, und die man zuweilen vorher anzündet, um die Geschicklichkeit durch die Gefahr desto auffallender zu machen, wenn der Petaurist, ohne sich zu beschädigen, den Sprung that.

Auch ließen sich die Petauristen in einem Rade in der Luft herumdrehen, und hielten sich so lange daran fest, bis das Rad im schnellsten Schwun-

ge war, worauf sie plötzlich los ließen, und wenn sie noch so weit hinweggeschleudert wurden, dennoch immer wieder auf den Füßen standen.

Seiltänzer gab es ebenfalls, wovon einige auf so dünnen Leinen tanzten, die man in der Luft nicht bemerken konnte, weßwegen man denn auch diese sonderbaren Tänzer selbst Lufttänzer nannte.

Nach den Zeitberechnungen der Alterthumsforscher wurden die sekularischen Spiele unter dem Augustus zum fünften Mahle gefeyert, nachdem der eigentliche Zeitpunct dazu schon lange vorbey war.

Vier und sechzig Jahre nachher, als man seit der Erbauung Roms gerade achthundert Jahre zählte, feyerte der Kaiser Klaudius diese Spiele, gleichsam, als ob er die vorige Versäumniß wieder einhohlen, und dieß Fest nun desto früher wieder feyern wollte, je länger es das vorigemahl war aufgeschoben worden.

Der Kaiser Domitian feyerte die sekularischen Spiele zum siebenten, Antoninus Pius zum achten, Septimius Severus zum neunten, und der Kaiser Philippus Arabs mit seinem Sohne, der sein Mitregent war, zum zehnten Mahle, als man von der Erbauung Roms an, gerade tausend Jahre zählte.

Von diesen sekularischen Spielen nun, welche unter dem Philippus Arabs gefeyert wurden, schrieb sich, nach der Behauptung eines römisch-katholi=

schen Schriftstellers, die Indulgenz oder der hundertjährige Ablaß unter den Päbsten, auf folgende Weise her:

Philippus Arabs war nähmlich, wie die alte Kirchengeschichte sagt, mit seiner ganzen Familie zur christlichen Religion übergegangen, und hatte sich von dem damahligen sogenannten Pabste Fabianus taufen lassen.

Nun durfte aber der Kaiser, durch die Untersagung der sekularischen Spiele, es damahls nicht mit dem ganzen Volke verderben, und doch war die Zulassung der Feyer dieser heidnischen Spiele ein Vergehen, das nur durch einen ganz besondern und außerordentlichen Ablaß einigermaßen getilgt werden konnte, welche Art von Ablaß denn auch nur alle hundert Jahre einmahl, und zwar nur in solchem Falle, wo man sich gar nicht anders zu helfen wüßte, ertheilt werden sollte.

Indem nun Fabianus nicht nur dem Kaiser sondern auch seiner Familie und mehreren Bußfertigen eine Art von öffentlicher Absolution ertheilte, so setzte er diese Aussöhnung mit der Gottheit gleichsam an die Stelle der sekularischen Feyer, durch welche man auch die Gottheit, obgleich auf eine ganz andere Weise, zu versöhnen suchte.

Nach dem Geständniß römischkatholischer Schriftsteller selber, suchten die Bischöffe von Rom die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche allmählig in die

christlichen, welche mit denselben einige Aehnlichkeit hatten, zu verwandeln.

Die Februation z. B., eine Art Reinigung oder Entsündigung, welche in den Monath Februar fiel, und wobey man vorzüglich den Pluto, der auch Februus hieß, verehrte, wurde in das Fest der Reinigung der heiligen Jungfrau Maria verwandelt; und das Wasser, womit die Priester das Volk bey der Entsündigung besprengten, oder womit man sich selbst benetzte, erhielt in der christlichen Kirche den Nahmen des Weihwassers, so daß die Neubekehrten ihre alten Religionsgebräuche, nur in eine neue Form gekleidet, gewissermaßen wiederfanden.

Bey den alten Römern waren die Versöhnungsmittel mit der Gottheit an sich selbst so angenehm, daß man gar keine Indulgenz davon verlangte; bey den christlichen Römern oder römischkatholischen Christen hingegen, wo diese Versöhnungsmittel in Büßungen und Kasteyungen gesetzt wurden, suchte man nun freylich dasjenige, was man durch diese Veränderung verloren hatte, einigermaßen durch die Indulgenzen zu ersetzen, um wenigstens von Büßungen frey zu seyn, da man ohnedem auf alle die ehemahligen Vergnügungen, die nun für gottlos gehalten wurden, Verzicht thun mußte.

Merkwürdig ist noch folgende Vergleichung, welche ebenfalls ein römischkatholischer Schriftsteller

ler zwischen den christlichen und heidnischen Lektisternien oder Götterspeisungen anstellt.

Wie, sagt er, sollten wir, da jene Profanen ihre Götter zu Tische luden, und ihnen Speisen vorsetzten, nicht vielmehr den Leib und das Blut Christi als ein heiliges Lektisternium betrachten, wobey nicht mehr den Göttern Speisen aufgetragen werden, sondern der Gottmensch selber den Sterblichen zur Speise wird.

Alle fünf und zwanzig Jahr wird jetzt in Rom ein Jubeljahr gefeyert, und während desselben ist die sogenannte heilige Thüre in der Peterskirche eröffnet, welche nachher bis zum künftigen Jubeljahre wieder vermauert wird.

Man darf in diese Thüre, so lange sie eröffnet ist, wohl hinein aber nicht wieder aus derselben herausgehen; vielleicht aus dem Grunde, weil sie nur von dem Profanen zum Heiligen, nicht aber von dem Heiligen wieder zum Profanen führen soll.

Die Pilgrimme sammlen sorgfältig die alten Stücken Kalk und Stein von einer solchen eingeschlagenen Thüre, und bewahren es als ein Heiligthum. An der Mauer dieser Thüre sieht man jetzt ein Kreuz von vergoldeter Bronze, und die Einfassung ist von violettem Marmor.

Außer dieser heiligen Thüre gehen von der großen Halle vor der Peterskirche noch fünf Thüren in dieselbe, und die Flügel der mittelsten sind von Bron-

ze. Auch die heilige Thüre bekömmt während des Jubeljahres dergleichen Flügel von Bronze.

Daß durch den heiligen Eingang der Peterskirche das christliche Jubeljahr in Rom vorzüglich bezeichnet wird, ist nicht zu verwundern, da aller Glanz und alle Pracht des neuen Roms, in diesem ersten Tempel der römischkatholischen Christenheit gleichsam vereinigt ist, um das Auge zu blenden, und die Einbildungskraft zu täuschen, welche den Begriff von der Majestät des Gebäudes auf die Religion selber überträgt, der zu Ehren ein solches Gebäude errichtet und zu ihrem heiligsten Dienste geweihet ist.

---

# Von den Festen, welche man den Göttern außerordentlich feyerte oder gelobte, und von Gelübden, Opfern und Gebethen überhaupt.

## Das neuntägige Opferfest.

So tapfer die alten Römer waren, so leicht ließen sie sich doch durch jede auffallende Naturerscheinung schrecken, deren Ursach sie nicht begreifen konnten, und die sie unmittelbar der Würkung der Götter zuschrieben, deren Zorn, ihrer Meinung nach, durch dergleichen Wunderzeichen den Sterblichen verkündigt wurde.

Oft ließ man selbst durch unbedeutende Kleinigkeiten sich in Furcht setzen, und bey großer Noth und Gefahr, wo die Einbildungskraft alles Furchtbare vergrößerte, und sich selber dazu noch neue Schreckbilder schuf, wurde jedem Gerüchte, das sich von dergleichen Erscheinungen verbreitete, um desto leichter Glauben beygemessen.

Oft waren diese Erdichtungen kindisch, und desto übertriebener, je größer die Noth war, in welcher sich der Staat befand; wie dieß denn besonders in dem Karthaginensischen Kriege sich zum

öftern ereignete, wo man z. B. kein Bedenken trug, dem Gerücht von einem Wunderzeichen zu glauben, welches darin bestand, daß ein Ochse freywillig bis in das dritte Stockwerk eines Hauses hinauf gestiegen sey, und durch das Geschrey der Einwohner erschreckt, sich von oben herabgestürzt habe.

Ferner, daß ein Kind von edler Geburt, sechs Wochen alt, auf öffentlichem Markte mit lauter und vernehmlicher Stimme, Triumph! gerufen; daß ein Wolf einem Wächter bey Nacht das Schwert aus der Scheide genommen; und daß man in der Ferne menschliche Gestalten in weißen Kleidern gesehen habe, die sich niemanden nähern wollten.

Zu eben der Zeit war auch der Tempel der Hoffnung, der auf dem Markte der grünen Waaren stand, vom Blitz beschädigt worden; zu Lanuvium hatte der Spieß der Göttin sich bewegt; in dem Tempel der Juno ließ ein Rabe sich auf dem Sitz der Göttin nieder; und im Piceenischen Gebiethe hatte es Steine geregnet.

Sey es nun, daß man vulkanische Ausbrüche für einen Steinregen hielt, oder sonst durch Einbildungskraft sich irre führen ließ, so war dieß letztere Wunderzeichen immer eins der schrecklichsten und furchtbarsten, welches am auffallendsten den Zorn der Götter verkündigte, die man nach einer solchen Erscheinung gemeiniglich durch neuntägige Opfer und Gebethe wieder zu versöhnen suchte.

Aber auch jedes andere Wunderzeichen, in so fern es den Zorn der Götter befürchten ließ, erforderte eine besondere Aussöhnung, worüber die sibyllinischen Bücher mußten zu Rathe gezogen werden.

So wurden z. B. der Juno zu Lanuvium, deren Spieß sich bewegt hatte, vierzig Pfund Gold zum Geschenke dargebracht; der Juno auf dem Aventinischen Berge, auf deren Sitz ein Rabe gesessen, wurde eine eherne Bildsäule von den Matronen gewidmet.

Das ganze Volk mußte sich in den Tempeln der Götter, die man insbesondere zu versöhnen suchte, zum Gebeth versammeln; dem Genius wurden Opfer geschlachtet; und es wurden nach dem Ausspruch der sibyllinischen Bücher Gelübde gethan, die man erfüllen wollte, wenn nach zehen Jahren der Staat noch so wie jetzt bestände.

Nach diesem allen wurden dann die Gemüther allmählig wieder beruhigt und von Sorgen und Angst erleichtert. Man hatte nun alles, was man konnte, gethan, die erzürnten Götter zu versöhnen; jede Spur von unglückbringenden Vorbedeutungen war nun hinweggetilgt, und alles war für dießmahl wieder in seinem Gleise.

Die Wunderzeichen und ihre Aussöhnung machen in der Römischen Geschichte zwischen den Feldzügen immer eine Art von Zwischenakt. Nachdem man sich nähmlich mit den Göttern ausgesöhnt glaub-

te, faßte man wieder neuen Muth, schöpfte wieder neue Hoffnung für den Staat, und ging herzhaft dem Feinde entgegen.

So blieb die Stimmung der Gemüther sich immer gleich. Der Glaube an die Wunderzeichen, und die Furcht vor dem Zorn der Götter, dämpften bey dem Volke allen Uibermuth; die mannigfaltigen Versöhnungsmittel aber, die es gab, richteten den gesunknen Muth auch immer wieder auf, und mit diesen Gesinnungen, die Götter fürchtend, und auf ihren Schutz vertrauend, ging man ohne wilden Trotz und ohne Zaghaftigkeit ins Treffen.

Ohne über die gottesdienstlichen Handlungen selbst viel nachzudenken, sahe man immer nur darauf, daß sie erst völlig abgethan seyn mußten, ehe man zu der Sorge für den Staat, und zu der Anordnung der kriegerischen Geschäfte wieder zu schreiten wagte.

## Das große Frühlingsopfer.

Ein solches Frühlingsopfer wurde in großer Noth und Gefahr den Göttern gelobt; das ganze Volk aber mußte erst um seine Einwilligung dazu befragt werden, weil es keine Kleinigkeit betraf, sondern alles, was in einem solchen Frühjahr von einem bestimmten Tage an, von Schaafen, Ziegen, Schweinen, u. s. w. an Jungen geworfen wurde,

den Göttern heilig war, und ihnen geopfert werden mußte.

So wurde einst im Karthaginensischen Kriege das Volk um seine Einwilligung zu diesem großen Opfer mit folgenden Worten befragt:

Will und befiehlt das Römische Volk, daß, wenn nach Verlauf von fünf Jahren der Staat noch so wie jetzt besteht, alsdann von einem bestimmten Tage an, alles was das Frühjahr an Lämmern, Ziegen, u. s. w. hervorbringt, dem Jupiter heilig sey?

Natürlich willigte das Volk dann ein, und wurde auch schon im Voraus wegen der Vergehungen losgesprochen, deren es sich etwa bey diesem großen Opfer schuldig machen könnte; es sollte nähmlich niemanden zugerechnet werden, wenn er unwissender Weise etwa an einem unglücklichen Tage ein Opfer brächte; alles was vor dem Opfer durch einen Zufall umkäme, sey den Göttern nicht mehr geweiht, und es solle daher auch niemanden als ein Verbrechen angerechnet werden, wenn etwa das zum Opfer Bestimmte unversehens von ihm getödtet würde; auch könne man zu jeder Zeit, bey Tage oder bey Nacht das Opfer bringen; und es sey gleichviel, ob es ein Freyer oder ein Knecht verrichte.

Weil man nähmlich schon voraussehen konnte, daß bey einem so allgemeinen Opfer nicht alles ordentlich zugehen würde, so ertheilte man schon im

obraus eine Art von Absolution für die Vergehungen, die sich ereignen konnten, oder vielmehr suchte man die Vorschrift selber, so wenig strenge wie möglich einzurichten, damit man nicht so leicht dagegen verstoßen konnte.

## Von Opfern, Gebethen und Gelübden überhaupt.

Wir haben schon bemerkt, daß bey dem Opfer sehr leicht etwas versehen werden konnte; um hievon aber einen deutlichen Begriff zu haben, ist es nöthig, daß wir noch die Gebräuche kennen lernen, wovon derjenige, der das Opfer verrichten wollte, eine hinlängliche Wissenschaft besitzen oder befürchten mußte, durch Versehen, die Götter zu erzürnen; wovon nur bey dem großen Frühlingsopfer die Ausnahme, welcher schon erwähnt ist, Statt fand.

Nach der alten Vorschrift mußte man sich mit reinem Herzen und reinen Händen zum Altar der Götter nahen. Vor dem Gottesdienste wusch man Haupt und Hände, oder badete den ganzen Körper, wobey man sich drey oder siebenmahl untertauchte; dann legte man reine und festliche Kleider an, die bey keiner Trauer getragen werden durften.

Man nahte sich mit ehrerbiethigen Gebehrden zum Altare, und das Kleid durfte nicht im Winde flattern. Beym Gebethe selber mußte man mit

dem Kleide das Haupt bedecken und das Antlitz verhüllen, theils um seine tiefe Ehrfurcht gegen die Götter zu bezeugen, und theils um nicht durch äußere Gegenstände zerstreuet zu werden.

Indeß litt dieser Gebrauch, mit verhülltem Antlitze zu bethen, einige Ausnahmen. Man mußte nähmlich sein Haupt beym Gebeth entblößen, wenn das Haupt der Gottheit selbst bedeckt war, wie beym Herkules und Saturnus; gleichsam als ob man es nicht wagen dürfe, sich auf irgend eine Weise der Gottheit gleich zu stellen. Merkwürdig ist es, daß man die Gottheit, unter deren Bilde die Ehre selbst verehrt wurde, auch nicht mit verhülltem Haupt anbethen durfte, sondern mit freyem und offenem Antlitz vor ihr erscheinen mußte.

Man bückte sich mit dem Haupte bis zu den Füßen nieder, und legte die rechte Hand auf den Mund. Auch warf man sich, um die tiefste Ehrfurcht gegen die Gottheit zu bezeigen, auf die Kniee oder aufs Angesicht.

Beym Gebethe selber faßte man den Altar an, und machte den Eingang zu seiner Bitte, indem man zuerst den Janus und die Vesta anrief; den Janus, der aller Dinge Anfang und Ende in sich darstellt, daß er die Bitte zum Throne der Götter wolle gelangen lassen; die allesumfaßende geheimnißreiche Vesta, daß sie die Vermittlerin zwischen

den Wünschen des Bittenden und dem Willen der Götter sey.

Indem man aber nun irgend eine Gottheit insbesondere anrief, mußte man sich wohl in Acht nehmen, die andern dadurch nicht etwa zu beleidigen oder zu erzürnen, und pflegte deßwegen sogleich nach der besondern Anrufung die Worte hinzuzusetzen: und alle ihr übrigen Götter und Göttinnen!

Manchmahl, wenn das Geschlecht einer Gottheit die man anrief, zweifelhaft war, setzte man, um ja nicht zu fehlen, hinzu; du magst nun ein Gott oder eine Göttin seyn. War aber der ganze Begriff von irgend einer Gottheit selber schwankend und ungewiß; wie z. B. beym Semo Sankus und ähnlichen Gottheiten, so fügte man bey der Aufrufung sehr naiv die Worte, wer du auch seyst, hinzu.

Da man keine rechte bestimmte theologische Kenntniß von den Göttern und Göttinnen hatte, so gestand man seine Unwissenheit lieber selbst ein, als daß man sich erdreistet hätte, das eigentliche Wesen irgend einer Gottheit willkürlich zu bestimmen.

Besonders pflegte man mehrere Zunahmen der Götter zu ihrer Hauptbenennung hinzuzufügen, um denjenigen zu treffen, welcher vielleicht der Gottheit selber am meisten wohlgefällig wäre, weßwegen man

denn auch noch hinzufügte: oder wie du am liebsten dich nennen hörst!

Bey dieser ungewissen und schwankenden Anrufung lag gewiß einmahl ein zartes Gefühl zum Grunde, daß sterbliche Lippen es kaum wagen dürfen, die über die Menschen so weit erhabene Gottheit zu benennen.

Bey einem jeden Gebethe nun wurde am Ende noch eine Bitte um Erhörung, als eine gewöhnliche Formel, hinzugefügt; und wenn man ein Gelübde gethan, oder geopfert hatte, so setzte man noch besonders die Worte hinzu: die Götter möchten das Gelübde gnädig aufnehmen, und das dargebrachte Opfer sich wohlgefallen lassen.

Beym ordentlichen Gebeth hub man die Hände empor; eine ganz einfache Begrüßung der Götter aber war es, wenn man die rechte Hand zum Munde führte, und der geweihten Bildsäule andächtig einen Kuß zuwarf.

Wer ein Gelübde that, das er leisten wollte, wenn die Gottheit seine Bitte erhörte, schrieb dieß Gelübde auf ein Täfelchen, welches er an die Schenkel oder Knie des Götterbildes mit Wachs anklebte. Eben dieß geschahe nachher auch mit dem Geschenk von Silber oder Goldblech, das derjenige darbrachte, dessen Bitte erhört war.

Dieser Gebrauch ist in der römischkatholischen Kirche ganz beybehalten. Man sieht nähmlich besonders die für wunderthätig gehaltenen Bilder der

Heiligen, mit Stücken von Silberblech beklebt, die man etwa bey irgend einer Krankheit darzubringen gelobt hatte, wenn man durch die Wunderkraft des Bildes wieder genesen würde.

Zum Zeichen der Genesung ist dann gemeiniglich der Theil des Körpers, an dem man durch Lähmung oder sonst gelitten hat, als etwa ein Arm, ein Schenkel oder Bein, von Silberblech verfertigt, und prangt hier öffentlich zum Zeichen der erprüften Wunderkraft.

Rund um das Bild her pflegt auch noch die Wand mit diesem sonderbaren Zierrath geschmückt zu seyn, der die Vorstellung von dem Götterdienst der alten Griechen und Römer noch lebhafter wieder erwecken würde, wenn es nicht gemeiniglich die elendesten Gemälde wären, die man, unter dem Nahmen der heiligen Jungfrau oder sonst irgend eines Heiligen, zu einer Art von Anbethung, als wunderthätig, aufstellt.

Das macht, der Ursprung eines solchen wunderthätigen Bildes muß in Dunkel gehüllt seyn, man muß nicht daran denken, daß Menschenhände es verfertigt haben; ausgenommen, wenn es etwa der Evangelist Lukas gemalt hat, von welchem man noch eine ziemliche Anzahl Gemälde aufweiset, die denn auch alle ihre wunderthätige Kraft besitzen, und vor denen der Gläubigen Kniee sich beugen.

Den vortrefflichsten Werken, deren Meister

man kennt, wiederfährt so leicht diese Ehre nicht; und wenn sie auch gleich zu dem Endzweck verfertiget sind, um über Altäre oder sonst in Kirchen aufgestellt zu werden, so bleiben sie doch mehr Gegenstände der Betrachtung, um andächtige Vorstellungen zu erwecken, als daß sie zu der Würde der Anbethung und Verehrung gelangen sollten, die man irgend einem abgeschmackten Wunderbilde erweiset, das einst ein verdorbener Künstler malte, dessen Nahme schon längst in Vergessenheit begraben ist, während daß man noch immer vor seinem Werke niederfällt und es anbethet.

Dieß war ganz anders bey den alten Griechen und Römern, bey denen die größten Künstler zu der Verfertigung der Bildsäulen, unter denen man die Götter verehrte, öffentlich aufgefordert wurden, so daß die Kunst mit ihrem erhabensten Gegenstande selbst wetteifern konnte, indem sie ein Ideal zu erreichen strebte, das alle bisherigen Begriffe von Würde und Majestät, in äußerer Form und Bildung, übersteigen mußte.

Man stieß sich auf keine Weise daran, daß die künftige Gottheit mit dem Meißel bearbeitet werden mußte, weil das Götterbild vor seiner Einweihung immer nur als ein bloßes Kunstwerk betrachtet, und nach der Einweihung erst ein Gegenstand der Verehrung und Anbethung wurde, wo man demohngeachtet seinen Werth als ein Kunstwerk nicht vergaß, und auch den Nahmen des Künstlers

noch mit Ehrfurcht nannte, dem es gelungen war, den höchsten Begriff von Majestät und Würde selbst in die Züge der Menschenbildung zu übertragen.

Allein auch in dem christlichen Rom ist wenigstens ein neues Kunstwerk von einem berühmten Meister zu einem hohen Grade von Verehrung gelangt. Dieß ist die Bildsäule Christi von Michael Angelo in der Kirche Maria sopra Minerva, welche diesen Nahmen führt, weil sie auf dem Fleck erbaut ist, wo ehedem ein Tempel der Minerva stand, von dem man noch einige wenige Spuren sieht.

Diese Bildsäule stellt Christum stehend dar, wie er sein Kreuz und die Werkzeuge zu seiner Kreuzigung hält. Die Figur war erst ganz nackend, man hat ihr nachher eine Binde von Bronze um den Leib gegeben. Die Stellung der Figur ist edel, der Ausdruck aber im Ganzen mehr kraftvoll und herkulisch als demuthsvoll und leidend.

Diese Statüe nun ist zu einem solchen Grade von Verehrung bey dem Volke gelangt, daß der eine Fuß, durch häufiges Küssen desselben ganz abgenutzt, mit einem schützenden Blech hat müssen überzogen werden.

Und dieß ist wohl die einzige moderne Bildsäule in Rom, vor welcher irgend ein Andächtiger auf den Knieen liegt, und ihr die Füße küßt, während daß ein Künstler sie aufmerksam betrachtend darnach zeichnet.

Den Bildsäulen der Götter die Füße zu küssen, oder auch noch ehrfurchtsvoller ihre Kniee und Füße bloß zu berühren, war bey den Alten schon gebräuchlich, wo besonders die Frauen, wenn sie bey allgemeiner Noth und Gefahr die Gottheit um Hülfe anriefen, allen ihren Schmuck bey Seite legten, und mit Wehklagen vor den Altären sich niederwarfen, indem sie ihr Haar auseinander flochten, und mit demselben auf ihrem Antlitz liegend, den Staub vom Boden kehrten.

Sehr merkwürdig in Ansehung der Art, wie man zu den Göttern sprach, ist ein Gebeth des Cicero, womit er seine Anklage gegen den Verres schließt, der bey seiner Statthalterschaft die entsetzlichsten Räubereyen begangen, und selbst die Tempel der Götter nicht verschont, sondern die kostbarsten Bildsäulen daraus hatte entwenden lassen.

Nun redet Cicero nach der Reihe alle die Gottheiten selber an, welche durch den Kirchenraub des Verres waren beleidigt worden:

„O du höchster Jupiter, dessen heiligstes und schönstes Ebenbild dieser Verbrecher aus Syrakus entwandt hat;“

„Und Du Juno, Königin des Himmels, deren beyde heiligsten und ältesten Tempel auf den Inseln unsrer Bundesgenossen, er aller Schätze und aller Zierden beraubt hat;“

„Auch Du Minerva, von deren Tempel zu Sy-

rakus er nichts als Dach und Wände übrig ließ, dich fleh ich an!"

„Und Euch, Latona, Apollo und Diana; deren Tempel und alten Sitz zu Delos er im nächtlichen Dunkel beraubte, und eure geweihten Bildsäulen stahl."

Dich Merkur, den Verres jetzt in seiner Villa aufgestellt hat, und der in der Stadt der Bundesgenossen bey den Kampfübungen der Schutzgott der Jugend war;"

„Dich Herkules, ruf ich an, den er zu Agrigent, in einer stürmischen Nacht, durch die Hand der Sklaven, aus seinem Tempel, von seinem Sitz, hinwegnahm!"

„Und Dich heilige Idäische Mutter, die er aller Schätze und ihren Tempel aller seiner Zierden beraubt, hinterließ, so daß nur noch die Spur von seiner Entweihung übrig ist!" u. s. w.

„Euch, alle ihr übrigen Götter und Göttinnen, deren Tempel und Heiligthümer er entweiht hat, flehe ich an, daß, wenn ich bey dieser Anklage nichts als die Wohlfahrt der Bundesgenossen, und die Würde des Römischen Volks zum Augenmerk gehabt, und nur die Wahrheit aufzudecken mich bemüht habe, auch euer Urtheil meine Uiberzeugung bestätigen möge; und daß den Verres, wenn seine Thaten schändlich, unerhört und grausam sind, auch die verdiente Strafe, nach eurem Urtheile, treffe; mir es aber künftig Rechtschaffene zu vertheidigen

viel-

vielmehr vergönnt, als Frevler anzuklagen, zur Pflicht gemacht werden möge!"

Dieß ist ungefähr der Inhalt von dem Gebethe des Cicero, woraus man sieht, daß sich die Idee von der Gottheit selber zwar sehr fest an die geweihten Bildsäulen knüpfte, aber doch in so fern wieder davon getrennt wurde, daß bey der Entweihung einer solchen Bildsäule die Aufmerksamkeit immer nur auf den Verbrecher, und nicht etwa darauf fiel, daß die Gottheit diese Entweihung durch eine Art von Wunder hätte verhindern können.

Vielmehr scheint es, als ob man in diesem Falle sich die Möglichkeit einer solchen unmittelbaren Einwirkung der Gottheit gar nicht gedacht, und den Marmor wieder bloß als Marmor betrachtet habe, der, wie jede andre leblose Materie, sich ohne Widerstand von einem Orte zum andern bewegen ließ.

Wenn aber auch von einer Bildsäule irgend einer Gottheit bloß in Ansehung der Materie, woraus sie bestand, die Rede war, so durfte man sich doch keiner unehrerbiethigen Ausdrücke dabey bedienen, wie dieß einmahl beym Phidias der Fall war, dem die Athenienser aufgetragen hatten, eine Bildsäule der Minerva entweder aus Marmor oder aus Elfenbein zu verfertigen.

Als nun Phidias sagte, Marmor sey besser dazu als Elfenbein, weil er nicht sobald wie dieses seinen Glanz verlöre, gab man ihm Gehör; so bald

er aber noch hinzufügte, man könne die Minerva von Marmor auch wohlfeiler haben, als von Elfenbein, so legte man ihm Stillschweigen auf.

Uiber alle dergleichen Bedenklichkeiten nun hatte sich der Verres, welchen Cicero anklagte, freylich hinweggesetzt, da während seiner Statthalterschaft seiner Macht nichts widerstehen konnte.

Eben dieß war auch einst der Fall bey dem Tyrannen Dionysius, der um die religiösen Vorschriften sich eben nicht kümmerte, aber doch auf eine feinere Art das Eigenthum der Götter sich zuzueignen wußte, indem er fast immer sein Verfahren in irgend ein artiges Bonmot zu kleiden pflegte, wogegen niemand etwas einwenden konnte.

So ließ er nähmlich einst dem Olympischen Jupiter ein sehr schweres goldnes Gewand abnehmen, und ihm dafür ein wollenes anlegen; weil, wie er sagte, das goldne im Sommer zu schwer zu tragen, und im Winter kalt sey, ein wollenes aber zu jeder Jahreszeit bessere Dienste thue.

Dem Aeskulap ließ er einen goldnen Bart abnehmen, weil es unschicklich sey, daß Apollo, als der Vater des Aeskulap, unbärtig, der Sohn aber mit einem Bart erscheine.

Die goldnen Schaalen und Kronen, welche die Götterbilder in ihrer ausgestreckten Hand hielten, nahm er mit der Aeußerung hinweg, daß es ja thöricht seyn würde, von den Göttern, von denen man alle gute Gaben erflehte, dasjenige nicht

anzunehmen, was sie einem selbst mit ausgestreckter Hand darreichten.

Eine ähnliche Antwort gab einst Sylla, da er die Schätze von Delphos rauben wollte, und man ihm sagte, daß der Gott im Innersten des Tempels auf der Zither spiele; das sey eben ein Zeichen erwiederte er, von der besondern Zufriedenheit und Bereitwilligkeit des Gottes, womit derselbe seine Schätze hergebe.

Uibrigens wurde jede Bewegung oder sonst eine zufällige Aeußerung bey irgend einem Götterbilde, von welcher man die Ursach nicht anzugeben wußte, zu den schrecklichen Wunderzeichen gezählt, die, nach der Volksmeinung, den Zorn der Götter verkündigten; wie denn einmahl das ganze Römische Volk in Schrecken gesetzt wurde, als bey einem Lektisternium die Götter ihr Gesicht wegwandten; welches sich doch leicht ereignen konnte, da die Bildsäulen auf Betten lagen, und es sehr möglich war, daß sie durch ihre eigne Schwere eine andere Richtung erhielten, welche den Anschein gab, als hätten sie sich willkürlich umgewendet.

Was nun die öffentlichen Gebethe für die Wohlfahrt des Staats betrifft, so wurden diese gemeiniglich von einer obrigkeitlichen Person oder von einem Priester verrichtet; bey einem solchen Gebethe mußte außer dem Inhalt auch eine gewisse Form beobachtet werden, und es mußte daher von einem da-

zu verordneten Priesterkollegium sorgfältig abgefaßt, und niedergeschrieben seyn.

Dann wurden der obrigkeitlichen Person, welche das Gebeth verrichtete, die Worte deutlich vorgesagt, und mußten langsam nachgesprochen werden, weil das geringste Versehen darin, ein einziges unrecht ausgesprochenes, oder von seiner gehörigen Stelle versetztes Wort, erst durch ein Opfer mußte wieder versöhnt werden, indem dieses schon als eine Art von Vernachläßigung oder von Mangel an Aufmerksamkeit bey der Verehrung der Götter betrachtet wurde.

Die hauptsächlichste Verehrung der Götter aber bestand nun in der Opferung selber, welche dem Gebeth erst gleichsam seine völlige Kraft mittheilte, weil es hier nicht bey den bloßen Worten blieb, sondern man seine ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen die Götter mit der That zu beweisen suchte, indem man ihnen freywillig darbrachte, was einem lieb war, oder was man sonst unmittelbar für sich selber hätte benutzen können.

An diese schöne zutrauensvolle Idee vom Opfer, die noch das Gepräge der patriarchalischen Zeiten trug, knüpfte sich bey den Alten ihr ganzer Gottesdienst, und priesterliche Würde.

Denn da es der Regel nach auf die sorgfältige Beobachtung aller bey dem Opfer vorgeschriebenen Gebräuche vorzüglich ankam, so mußte es auch Personen geben, die von diesen Gebräuchen

eine hinlängliche Kenntniß hatten, und deren bestimmtes Geschäft es war, auf die Beobachtung der heiligen Vorschriften genau zu halten, in so fern sie die Verehrung irgend einer besondern Gottheit oder der Götter überhaupt betrafen.

Demohngeachtet aber konnte jeder Hausvater auch an seinem Hausaltare selber ein Opfer bringer; nur in den Tempeln war einer jeden Gottheit ein Priester zugeordnet, der bey den Opfern, die man darbrachte, die Aufsicht führte, und dessen Gegenwart dieser Handlung noch mehr Feyerlichkeit und Würde gab.

So wie zum Gebeth, mußte man auch zum Opfer in reinen und festlichen Kleidern gehen, sich vorher Haupt und Hände waschen, oder den ganzen Körper in fließendem Wasser baden, vorzüglich aber rein von Blutschuld sich zum Altare der Götter nahen.

Das Haupt umhüllte man mit einer weißen Binde, und zum Abtrocknen der Hände bey dem Opfer nahm man ein weißes leinenes Handtuch mit.

Aber auch das Opferthier mußte ohne Fehl, und noch zu keinem andern Gebrauch benutzt seyn; so war es z. B. nicht erlaubt, einen Stier zu opfern, der schon das Joch getragen und am Pfluge gezogen hatte.

Wenn nun das Opferthier nach genauer Untersuchung ohne Fehl war, so wurde es zum Opfer

ausgeschmückt; den Ochsen oder Widdern vergoldete man die Hörner, und vor der Stirne derselben befestigte man ein Goldblech.

Vom Halse und Rücken des Opferthieres ließ man auf beyden Seiten weiße Bänder mit Fransen herunterhängen, und auf dem Haupte desselben setzte man einen Kranz von Zweigen des Baumes, welcher der Gottheit, der man opferte, heilig war.

So wurde nun das Opferthier vom Opferschlächter langsam zum Altar geführt, und je weniger es mit Gewalt durfte gezogen werden, sondern willig folgte, desto glückbedeutender war diese Hinführung zum Altare für den Opfernden; so wie es hingegen ein unglückliches Zeichen war, wenn das Opferthier sich sträubte oder gar entflohe.

Das Thier sollte gleichsam selber ohne Murren sein Leben den Göttern zum Opfer darbringen, weil durch Zwang und Sträuben der Begriff vom Opfer selbst sich wieder aufhob, und in dieser feyerlichen Handlung eine Art von Disharmonie entstand, aus der man sich nichts Gutes prophezeite.

War nun das Opferthier hinzugeführt, so wurde es an den Altar gebunden, und wenn es bey demselben still und ruhig stand, und keine Bewegung machte, sich loszureißen, so war dieß wiederum ein glückliches, das Gegentheil aber ein unglückvorbedeutendes Zeichen.

Wenn nun alles was zum Opfer gehörte in Bereitschaft war, so hub die feyerliche Handlung

selber an, indem der Priester ausrief: Kein Profaner nahe sich diesem heiligen Orte! Unter Profanen aber wurden solche, die sich heimlicher Verbrechen bewußt waren, oder die Götter nicht verehrten, und in den spätern Zeiten vorzüglich die Christen, wegen ihrer Verachtung der Götter, und wegen ihres Hasses gegen die eingeführte Religion, verstanden.

Damit kein Mißlaut die Harmonie des Ganzen störte, durfte auch kein Gebundener bey einem Opfer zugegen seyn, oder man mußte ihm vorher seine Bande lösen, weil sonst durch einen solchen seiner Freyheit beraubten Zeugen, die Feyer eines freywilligen Gottesdienstes wäre entheiligt worden.

Sobald den Profanen angedeutet war, daß sie sich entfernen sollten, wurde von einem andern Priester mit dem Ausdruck Schweigen gebothen: zur stillen Andacht hemmt die Worte! und nun ergriffen die Opfernden mit der Hand den Altar und flehten die Götter an, das Opfer gnädig aufzunehmen.

Hierauf wuschen sie sich noch einmahl die Hände, und besprengten das Opferthier mit reinem Wasser. Das Feuer auf dem Altar war schon angezündet; und die Opfernden zogen vorne zwischen den Hörnern des Thiers einige von den Borsten oder steifen Haaren aus, die sie zuerst in die Flamme warfen, worauf der Opferpriester auf die Stelle,

von welcher das Haar genommen war, etwas Wein ausgoß.

Nun nahm der Opferdiener ein langes zweyschneidiges sehr scharfes Opfermesser, welches vorher mit Mehl und Salz bestreut war, und fuhr damit dem Opferthiere vom Haupte längst dem Rücken hin, wo er die Haare in einem Strich hinwegschnitt.

Zuletzt wurde auf den Kopf des Opferthieres, während daß man ein Gebeth sprach, die Mola geschüttet, welche aus Mehl und Salz bestand, und wodurch das Thier dem Tode nun ganz geweiht war; diese letzte Ceremonie durfte nur vom Priester oder einer obrigkeitlichen Person, bey einem häuslichen Opfer aber nur vom Hausvater selber verrichtet werden.

Die eigentliche Opferung oder Weihung zum Tode bestand hierin. Denn nun trat der Opferschlächter hervor, und wartete auf den Befehl, wann das Opfer geschlachtet werden sollte. Sobald dieser Befehl gegeben war, hub er das Opferbeil in die Höhe, und vollführte den tödtlichen Streich.

Kaum war der Schlag geschehen, so stand schon ein anderer Opferdiener in Bereitschaft, welcher mit dem Opfermesser dem sinkenden Thiere in die Kehle stach, während daß ein dritter in eine Schaale das Blut auffing.

Die Opferschlächter hatten mit Lorbeern oder Epheu das Haupt umkränzt, und waren bis auf

die Hüften nackend, von wo ihnen ein mit Purpur besetztes und mit Fransen geziertes Gewand bis auf die Kniee herab hing. An dem Gürtel aber trugen sie eine Tasche oder Scheide zum Opfermesser.

Alles machte bey einem solchen Opfer einen schönen und malerischen Anblick, der Altar mit der lodernden Flamme, die festliche Kleidung der Opfernden, der Schmuck der Opferschlächter, und das bekränzte Opferthier.

Hiezu kam nun noch die Musik, welche sich zu den gottesdienstlichen Handlungen stets gesellte, und ohne welche kein Opfer verrichtet werden konnte; wenigstens mußte immer ein Pfeiffer dabey seyn, der während dem Opfer auf zwey Flöten blies; dieß war ein wesentliches Stück beym Gottesdienst der Alten.

Allein wenn das Opferthier getödtet war, so machte die Besichtigung der Eingeweide, und die Zubereitung der Stücken von dem Fleische, welche man auf dem Altar verbrennen wollte, gleichsam einen Zwischenakt, wobey die Haruspicen oder Erforscher der Eingeweide vorzüglich ihre Rolle spielten, und über alles, was Glück oder Unglück vorbedeutend war, ihren entscheidenden Ausspruch thaten.

Die Haruspicen mußten nähmlich während dem ganzen Opfer auf alles aufmerksam seyn, woraus nur irgend eine Vorbedeutung gezogen werden konnte; sie mußten daher auch Achtung geben, ob das

Opferthier nach erhaltenem Schlage leicht und bald verschied, welches ein glückliches, so wie das Gegentheil ein unglückliches Zeichen war.

Man zog hierauf dem Opferthiere die Haut ab, und eröffnete ihm die Brust und den Unterleib; dann wurde es auf den Opfertisch gelegt, an welchem der Haruspex stand, und mit einer Art von spitzigen anatomischen Messer, die Eingeweide genau durchforschte.

Und nun mußte aus den Eingeweiden des Opferthiers die dunkle Zukunft sich enthüllen; wie man denn von jeher immer aus demjenigen am liebsten wahrsagte, was mit der Sache, die man prophezeite, am allerwenigsten in Beziehung stand, und wobey sich also nach gar keinem vernünftigen Grunde fragen ließ, **warum** diese Sache gerade durch jenes Zeichen, der Ausgang einer Schlacht z. B. durch die Beschaffenheit der Leber eines geschlachteten Thieres, oder das Schicksal des Staates durch den Flug eines Vogels, gleichsam vorherbestimmt, und vorbedeutet werde?

Der Anfang bey der Untersuchung der Eingeweide wurde mit der Leber gemacht, auf deren gesunde Beschaffenheit es vorzüglich ankam, und worin jeder Fehler ein sehr schlimmes Zeichen war.

Nach der Leber wurde erst das Herz untersucht; wenn dasselbe gar fehlte oder vielmehr zu fehlen schien, das war eines der schrecklichsten Zeichen.

Dann wurde die Gallenblase beobachtet, welche,

wenn sie recht von Galle angefüllt war, auf Krieg und glückliche Schlachten bedeutete.

War nun bey der fernern Untersuchung die Lunge in gehörigem Stande, die Milz in ihrer rechten Lage, das Netz nicht zerrissen, die Niere gut und von lebhafter Farbe, die Zunge ohne Fehl, so waren dieß alles glückbedeutende Zeichen.

Waren hingegen die Eingeweide von ungesunder Farbe und Beschaffenheit, oder gaben sie gar einen üblen Geruch von sich: das waren schlimme Vorbedeutungen.

Hieraus läßt sich schließen, wie sehr jedesmahl bey den Opfernden die Aufmerksamkeit gespannt seyn, und wie sehr das Interesse dabey durch den Gedanken vermehrt werden mußte, daß zwischen der Wahl des Opferthiers und dem künftigen Schicksale eine geheime wechselseitige Beziehung obwalte, vermöge deren, ungeachtet aller Vorsicht, die Wahl doch schlimm ausfallen mußte, wenn einmahl die Zukunft selber mit Unheil schwanger ging.

Weil man sich dieß nun einmahl so dachte, so traute man auch auf die gute äußere und innere Beschaffenheit des Opferthiers und auf alle die glückbedeutenden Zeichen desto zuversichtlicher. Auch ließen die Feldherren zuweilen, wenn etwa anfänglich unglückliche Vorbedeutungen waren, das Opfer so lange wiederhohlen, bis sie endlich glückliche Zeichen fanden; daß also die in Dunkel gehüllte Zukunft selber sich nach dem Wunsch der

Sterblichen zuletzt schon bequemen, und sich nach den glücklichen Zeichen fügen mußte, da diese doch sich eigentlich nach ihr hätte richten sollen.

Noch eine besondere Art den Ausgang eines Krieges zu erforschen bestand darin, daß man den Obertheil der Leber in zwey Theile sonderte, aus deren einem man das Schicksal der Römer und aus dem andern das Schicksal der Feinde zu erforschen suchte.

Wie nun alle dergleichen Dinge an den Eingeweiden zu ersehen waren, diese schwere Kunst und Wissenschaft mußten die Haruspicen, nebst noch vielen andern ähnlichen Kenntnissen inne haben, und die Römer schickten selber ihre Söhne, welche sie zu diesem Geschäfte bestimmten, nach Etrurien, wo dieselben, wie auf einer Universität, diese Art von Theologie studiren und sich gründliche Kenntnisse darin erwerben mußten.

Waren die Eingeweide besichtigt und gut und glückbedeutend befunden worden, so wurden sie gewaschen, und nachdem sie in einem besondern hiezu bestimmten Opfergefäße ausgewässert waren, wurden sie mit Mehl bestreut, und in Körben den Opfernden hingebracht.

Die Opferdiener hatten indeß das Holz von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, heilig war, auf dem Altar schon zurecht gelegt und angezündet. Und nun hub erst das ganz eigentliche Opfer an, indem die Opfern-

den die mit Mehl bestreuten Stücken Opferfleisch aus den Körben nahmen und in die Flamme auf den Altar legten.

Während daß nun die Opferflamme loderte, warf man Weihrauch in die Gluht, und schüttete Wein auf das Opfer aus. Dieser Wein in der Opferschaale wurde zuerst von dem Opfernden nur mit den Lippen gekostet, und von diesem den Umstehenden eben so zum Kosten dargereicht. Wenn die Schaale herumgegangen war, so wurde der Wein erst auf den Altar zum Opfer ausgegossen, wobey man die Götter bath, das Opfer gnädig anzunehmen, und sich vorstellte, daß die Gebethe, die man zu den Göttern schickte, mit dem Weihrauch von dem Opfer, zum Himmel emporstiegen.

Dieß war nun eigentlich nach dem vorhergegangenen Zwischenakte mit der Erforschung der Eingeweide, die heiligste Handlung bey dem Opfer, oder die eigentliche Opferung selber, wobey auch, der Ordnung nach, Musik erschallen und eine Pfeife wenigstens tönen mußte. Denn die Götter wollten, nach den Begriffen der Alten, auf eine frohe Weise, mit stets heiterm Gemüth, und nicht mit düsterm Ernst verehrt seyn.

Die Stücken Fleisch nun, welche man den Göttern auf ihren Altar darlegte, hatten ordentlich ihre Benennung, wodurch man eins von dem andern sorgfältig unterschied. Ja man theilte sie sogar in ordentliche und außerordentliche, wie denn

z. B. das Fleisch bey der Hüfte, das Euter der Kühe, das Fleisch nahe am Schwanze der Kälber und Stiere, und das dünne Fleisch in den Seiten, außerordentliche Opferstücke, und gleichsam Vermehrungen oder Zugaben zum Opfer waren.

Bey diesem allen kam es nun darauf an, daß die Flamme das Opfer bald und auf einmahl ergriff, und vom Altare hell und schön emporloderte, ohne zu verlöschen, bis das Opfer erst ganz verzehrt war. Auf dieß alles mußte der Haruspex sorgfältig merken.

Um aber selber alles dazu beyzutragen, daß das Opfer von der Flamme schnell verzehrt würde, wickelte man die Opferstücken so viel wie möglich in das Fett der Opferthiere. — Wollte aber demungeachtet die Flamme nicht recht emporlodern, ward sie, noch ehe das Opfer verbrannte, vom Winde verweht oder vom Regen ausgelöscht, so nahm man dieß als ein Zeichen von dem Zorn und Mißfallen der Götter an, welche das Opfer nicht gnädig aufnahmen, und die man denn gemeiniglich durch neue Opfer zu versöhnen suchte, bis die Zeichen endlich dem Opfernden günstig wurden.

Wie sehr dieß die Anzahl der Opfer vermehren mußte, läßt sich leicht begreifen; wie denn manche Leute wirklich ihre Vermögensumstände durch das viele Opfern verschlimmerten, worüber ein Römischer Dichter sich sehr naiv ausdrückt: „Du bittest die Götter, sie sollen deine Heerde segnen; wie können sie es denn, da du das Fett von unzäh-

ligen Rindern und Schaafen auf ihren Altären verbrennest?

Und als die christliche Religion sich immer mehr ausbreitete, litten, nach dem Bericht des Plinius an den Trajan, vorzüglich diejenigen, welche für solche, die keine eigne Heerden hatten, die Thiere zu den Opfern zum Verkauf zu bringen pflegten, und für die nun dieser einträgliche Nahrungszweig verloren ging.

Uiberhaupt beschäftigte und nährte der Opferdienst viele Personen, wenn man außer den Opferpriestern und Haruspicen, noch die Anzahl von Opferschlächtern, Pfeiffern und Opferdienern u. s. w. rechnet, welche alle von den Opfern, die man den Göttern brachte, auch mit gesättigt wurden.

Der Knabe, welcher mit dem Weihrauchkästchen dem Opferpriester bey dem Altar zur Hand seyn mußte, und den man jedesmahl Kamillus nannte, hatte, mit den Chorknaben, welche noch jetzt in der römischkatholischen Kirche, dem Priester am Altare zur Hand sind, sogar bis auf die Kleidung Aehnlichkeit; denn diese bestand ebenfalls in einer Art von Chorhemde, das über die Schultern hing, und so wie dieser das Rauchfaß schwenket, mußte jener das Kästchen mit Weihrauch immer in Bereitschaft halten.

Dieß sieht man auf den antiken Abbildungen von den Opfern, wo der Opferpriester mit der Opferschaale in der Hand, der Pfeiffer welcher ge-

meiniglich auf zwey Flöten bläst, und der Knabe, mit dem eröffneten Weihrauchkästchen, alle drey am Altar mit der lodernden Flamme stehend, immer eine vorzüglich schöne Gruppe ausmachen.

Wie heilig man die beyden Opferakte hielt, erstlich wenn das Thier geschlachtet, und nachher wenn die Stücken Opferfleisch den Göttern wirklich auf den Altar dargelegt, und von der Flamme verzehrt wurden, sieht man daraus, daß an den Tagen, welche nur halbe Feste waren, die Stunden zum Schlachten des Opferthiers, und zum wirklichen Opfern, fest bestimmt wurden, damit in der Zwischenzeit, alle gewöhnlichen Geschäfte ihren Fortgang nehmen konnten, die während jener heiligen Handlungen aber gänzlich aufhören mußten; denn einmahl wenn das Opferthier zum Tode geweiht wurde, und nachher wiederum, wenn das Opfer von der Flamme wirklich verzehret wurde, mußte man sich mit Gebeth und Flehen zu den Göttern wenden, und zu dem Ende seine Aufmerksamkeit von irdischen Dingen abziehen. Der Zwischenakt aber, wo die Eingeweide besichtigt wurden, war minder heilig, deßwegen durfte denn auch an den halbfestlichen Tagen, zwischen der zur Schlachtung und wirklichen Opferung bestimmten Zeit, Gericht gehalten, und andere weltliche Geschäfte vorgenommen werden.

Noch eine sehr einfache Art zu opfern war, wenn man bey der Darbringung unblutiger Opfer

sich statt des Altars nur eines Tisches bediente, der aber auch zu diesem heiligen Gebrauch erst eingeweiht seyn mußte. Man pflegte auf einem solchen Tische den Göttern auch Speisen aufzutragen, und um dieselben kleine Götterbilder herzustellen, welches im Kleinen eine Nachahmung von den Lektisternien oder der großen Götterspeisung war.

Von den marmornen Altären selber kann man sich einen sehr deutlichen Begriff machen, weil sich eine große Anzahl davon unter den Resten des Alterthums erhalten hat, und weil man sie auch in den antiken Basreliefs sehr häufig abgebildet findet.

An den marmornen Altären selber findet man auf den Seiten Abbildungen in Basrelief, die sich auf die Verehrung der Gottheit beziehen, welcher der Altar geweiht ist.

Die einfachsten Verzierungen an den Altären aber, und die man am häufigsten findet, sind eine Opferschaale und ein Opferkrug in Basreliefs an den Seiten des Altars, deßen Bestimmung dadurch auf die simpelste Art bezeichnet, und durch dieß einfache Symbol gleichsam dem Auge erklärt wurde.

Auch die Guirlanden und andere Zierrathen womit man die Altäre schmückte, findet man auf vielen der alten Denkmähler dieser Art in den Marmor selbst ausgehauen. Es war das erste Geschäft der bildenden Kunst, die zufälligen Zierrathen, an dem Gegenstande selber bleibend darzustellen, und als wesentlich damit zu verknüpfen.

Unter den Resten des Alterthums, vorzüglich in Portici, findet man fast noch alle Arten von Gefäßen und Geräthschaften deren man sich bey den Opfern bediente, als Beile, Messer, Opferschaalen, Opferkriege, Dreyfüße, Opfertische, Rauchfäßer, Kandelaber, u. s. w. Auch auf antiken Basrelifs und andern Denkmählern des Alterthums sieht man diese heiligen Geräthschaften häufig abgebildet, so, daß man von den Opfern der Alten, bis auf die kleinsten Umstände dabey, sich noch jetzt eine sehr deutliche Vorstellung machen kann.

Was nun den Beschluß dieser ganzen religiösen Handlung machte, war die Opfermahlzeit, welche man den Göttern selbst zu Ehren anstellte, und wobey daher auch Gesang und Freude herrschen mußte, weil die Götter, nach der Vorstellungsart der Alten, hieran vorzüglich Wohlgefallen fanden.

Aus eben dem Grunde pflegten auch besonders die Landleute, ein solches Fest mit frohen Tänzen zu beschließen. Niemand durfte bey der Verehrung der Götter niedergeschlagen oder traurig seyn, weil dieß schon eine Art von Entweihung des Festes gewesen wäre.

An der Opfermahlzeit nahmen diejenigen, welche das Opfer veranstaltet hatten, nebst den Priestern Theil; und zu der Mahlzeit wurde auch das Fleisch vom Opfer selbst genommen, wovon man den Göttern nur die vorzüglichsten Stücken, welche

schon bestimmt waren, auf ihrem Altar verbrannte, und von dem übrigen eine Art von Liebesmahl veranstaltete, welches selber zu der religiösen Handlung noch mit gerechnet wurde.

Die Kosten zu den öffentlichen Opfern wurden zwar von den öffentlichen Geldern bestritten; wenn aber Privatpersonen opfern wollten, so mußten sie auch die Kosten dazu aufbringen, und mancher Arme, der kein Opferthier bezahlen konnte, hätte also darauf Verzicht thun müssen, den Göttern auf diese Art seine Dankbarkeit und Verehrung zu bezeigen, wenn man nicht auch hier schon in der Voraussetzung, daß die Götter mehr auf den guten Willen des Gebers, als auf die Gabe sähen, ein Mittel ausgedacht hätte, wodurch auch der Arme in den Stand gesetzt wurde, sich mit Zuversicht zum Altar der Götter zu nahen.

Man bildete nähmlich allerley Opferthiere, als Ochsen, Schaafe, Schweine, u. s. w. aus Teig, oder auch nur aus Wachs. Die Verfertigung dieser Abbildungen beschäftigte eine Anzahl Leute, die eine eigene Zunft ausmachten, und von denen man dergleichen Sachen sehr wohlfeil kaufen konnte.

Ein solches nachgebildetes Opferthier brachte der Arme den Göttern, als ein Zeichen dar, von demjenigen, was er ihnen gern zum Opfer darbringen möchte, wenn es in seinem Vermögen stände. Die religiösen Vorschriften erlaubten ein solches Opfer, und befahlen, es dem wirklichen gleich zu

schätzen; weil jedes noch so kostbare Opfer doch immer nur ein Zeichen von dem Willen des Gebers blieb, den Göttern für ihre Gunst und Wohlthaten, wenn es in seiner Macht stände, wieder wohlzuthun.

Wie die ursprüngliche Einfachheit der religösen Gebräuche nach und nach in überflüßige Pracht und Verschwendung ausartete, und wie man ungerechte habsüchtige Wünsche und Bitten selbst vor die Altäre der Götter brachte, darüber legt ein römischer Dichter, in einer Epistel an seinen Freund, dem er zu seinem Geburtstage Glück wünscht, folgende schöne Gesinnung an den Tag:

„Schütte deinem Genius Wein aus! denn du forderst nicht für dein Opfer dasjenige wieder, wovon der frevelnde Wunsch vor gerechten Ohren nicht laut werden darf.“

„Nicht einem jeden ist es gegeben, statt des leisen Gemurmels, Gelübde zu thun, die jederman hören darf. Zufriedenheit, Ruhe, Glück und Ansehn erbittet er sich laut, daß auch der Fremdling es höre; dann aber murmelt er leise für sich: o daß doch endlich meines Oheims Leichenbegängniß einmahl von mir gefeyert würde! und, o, daß doch Herkules mir endlich einmahl Glück geben, und den verborgenen Schatz unter dem Grabscheit erklingen lassen wollte! und, Nerius begräbt nun schon die dritte

Frau; ist mir denn gar kein Glück beschieden?"

„Um dergleichen in Heiligkeit und Reinigkeit zu bitten, tauchst du dich frühmorgens dreymahl mit dem Kopfe in die Tiber, und wäschest im fließenden Wasser deine Schuld ab!"

Nun geht der Dichter die thörichten Bitten der Menschen durch, und rügt die Verschwendung bey den Opfern, und die überflüßige Pracht an den mit goldgeschmückten Götterbildern:

„O ihr zur Erde gekrümmten Seelen, eures göttlichen Ursprungs ganz uneingedenk, wozu soll es, unsere üppigen Sitten auch noch in die Tempel der Götter zu übertragen!"

„Sagt, ihr Pontifizes, was thut das Gold im Heiligthum? Ist es wohl mehr als die Puppe, die das erwachsene Mädchen der Venus weiht?"

„Laßt uns vielmehr den Göttern darbringen, was aus seiner ungeheuren Schüssel der verschwenderische Urenkel des großen Messala ihnen nicht geben kann; gerechte und heilige Gesinnung, die innersten Falten des Herzens unentweiht, und Treu und Rechtschaffenheit im Busen; dieß laßt mich stets den Göttern darbringen, und Mehl und Salz auf ihren Altar streuen!"

## Von den Priestern.

Die Religion der alten Griechen und Römer wurde nicht eigentlich gelehrt. Sie war für das

Volk kein Gegenstand des Unterrichts, sondern bloß der Ausübung. Auch war sie auf keine Weise systematisch, sondern sie bildete sich selber von Zeit zu Zeit; welches um so mehr der Fall seyn mußte, da die Gegenstände der religiösen Verehrung nicht genau bestimmt waren, und durch die immer wirksame Einbildungskraft bis ins Unendliche vervielfältigt werden konnten.

Natürlicher Weise konnten bey einer Religion der Phantasie keine bestimmten Begriffe von der Gottheit Statt finden; es gab daher auch keinen eigentlichen Lehrbegriff der Religion, und man lernte die Götter nur aus der Art der Verehrung derselben kennen, die sich von einer Geschlechtsfolge auf die andere fortpflanzte.

Die mannigfaltigen Feste und religiösen Gebräuche aber erhielten alles, was man sich von den Göttern dachte, bey dem Volke weit lebhafter in Erinnerung, als irgend ein noch so oft wiederhohlter mündlicher Unterricht würde gethan haben; so, daß man sagen kann, die gottesdienstlichen Gebräuche wurden nicht durch die Lehre, sondern die Lehre selbst wurde nur durch die gottesdienstlichen Gebräuche erhalten.

Nur aus diesem Begriffe von der Religion der Alten kann man sich eine richtige Vorstellung von ihren Priestern machen, welche nicht als Lehrer, sondern nur als Diener der Religion betrachtet werden müssen; weil sich unter diesem Volke in je-

nen Zeiten noch niemand erdreistete, das eigentliche Wesen der Gottheit, und die Art und Grenzen ihrer Verehrung in einem besonders dazu verfaßten Lehrbuche zu bestimmen, sondern bey jeder unschuldigen Ceremonie, der bloße Wille die über alle Begriffe erhabne Gottheit zu verehren, für die That galt.

Es bleibt daher immer ein liebenswürdiger Zug in jener alten Götterlehre, daß sie sich keine Entscheidung über Dinge anmaßte, welche den Menschen unbegreiflich sind, und daß sie eben deßwegen auch nirgends ausschließend, nirgends unduldend war; daß fast eine jede Nation die Götter und Heiligthümer der andern ehrte; daß selbst die erbittersten Feinde, auch die ihnen fremden Tempel und Heiligthümer eroberter Städte verschonten, und wenn sie sich daran vergriffen hatten, den Frevel wieder zu tilgen und auszusöhnen suchten;

Daß kein Volk dem andern die ausschließende Verehrung seiner Götter aufdrang; und daß durch die mannigfaltigsten Arten der Verehrung, doch immer einerley Empfindung des Danks, der Abhängigkeit, und des Schutzes von höhern obwaltenden Wesen, sich äußerte, und das Gefühl der Eingeschränktheit menschlicher Begriffe von göttlichen Dingen, selbst das Band wurde, welches die Menschen zu der gemeinschaftlichen Verehrung des Heiligen und Ehrwürdigen unter jedem Himmels-

strich, zusammenschloß; so, daß vor dem vortrefflichsten Buche der neuern Zeiten, welches unter dem Schleyer der Dichtung mit der mächtigen Stimme der Wahrheit Duldung predigt, kein schöneres Wort zum Wahlspruch konnte genommen werden, als jene Einladung, wobey man sich die schüchternen Ankömmlinge im fremden Lande denkt, wie sie gastfreundlich bewillkommt werden: Tretet herein, denn auch hier sind Götter!

Die Priester mußten damahls mehr die Religion des Volks bloß ausüben, als daß sie selber die Volksreligion willkürlich hätten bestimmen können. Die Priester machten daher auch keinen eignen Stand aus, welches man schon daraus sieht, daß jeder Hausvater an seinem Hausaltar die heiligste priesterliche Handlung des Opferns selbst verrichten durfte, und daß die Priester größtentheils auch wichtige bürgerliche Ehrenstellen begleiten konnten, wobey ihr Priesteramt nur untergeordnet war, und als ein Nebengeschäft von ihnen verwaltet wurde.

## Die Kurionen.

Als Romulus den Gottesdienst anordnete, theilte er das Volk in dreyßig Kurien oder Gemeinden ein, und jeder dieser Gemeinden setzte er einen Priester vor, welcher Kurio hieß, und

zur bestimmten Zeit für die Veranstaltung des Gottesdienstes in seiner Kurie Sorge tragen mußte.

Diese Kurionen waren also eigentlich die Römischen Pfarrer, welche in Ansehung der gottesdienstlichen Gebräuche eine besondere Aufsicht über ihre Gemeinden führten. Diejenigen, welche man aus den Kurien zu dieser Priesterwürde erwählte, mußten frey von körperlichen Gebrechen, von unbescholtenem Ruf, und nicht unter funfzig Jahre alt seyn; auch soviel im Vermögen besitzen, daß sie für sich mit Anstande leben konnten. Sie waren alsdann von Auflagen und Kriegesdiensten frey, und behielten die priesterliche Würde auf Lebenslang.

Jede der dreyßig Kurien hatte zum Gottesdienst ihre bestimmten Tage, und ihren eigenen Opferaltar; nebst einer Art von Tempel oder Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauch, welches Gebäude ebenfalls Kurie hieß, und mit unsern Kirchen in so fern einige Aehnlichkeit hatte, daß hier die ganze Gemeinde an den bestimmten Tagen sich ordentlich zu dem gemeinschaftlichen Gottesdienst versammlen mußte. Nach dargebrachtem Opfer vergaß man denn auch nicht bey einem festlichen Schmause sich zu ergötzen, und weil man es bey dieser Gelegenheit an nichts fehlen ließ, so pflegte man jedes Gastmahl, wobey man sich vorzüglich gütlich that, sprichwortsweise einen Kurienschmaus zu nennen. Unsere sogenannten Kirchweihfeste haben, so wie sie noch in einigen Gegenden

gefeyert werden, am meisten Aehnliches mit jenen Kurienschmäusen.

Den Kurionen selber war der Kurio Maximus vorgesetzt. Dieß war schon eine der vornehmsten priesterlichen Würden. Der Tod eines Kurio Maximus gehörte unter die wichtigen Staatsvorfälle, und die Wiederbesetzung dieser Stelle war eine Angelegenheit des ganzen Volkes.

## Die Flaminen.

Diejenigen, welche diese Priesterwürde begleiteten, standen keiner besondern Gemeinde vor, sondern waren irgend einer Gottheit selber zugeordnet, und ausschließend ihrem Dienst gewidmet.

So wie daher die Kurionen nur die bestimmten Opfer für ihre Gemeinden zu besorgen hatten, so mußten hingegen die Flaminen jeder besondern Gottheit für das ganze Volk an bestimmten Tagen opfern.

In Ansehung der Kleidung, welche übrigens bey den vornehmen Priestern überhaupt mit der Kleidung der Magistratspersonen übereinkam, zeichneten sich die Flaminen noch durch eine spitzige Mütze oder Hut aus, welcher Apex hieß, und woran zwey feine Riemen oder Bänder befindlich waren, mit denen dieser Hauptschmuck unter dem Kinn befestigt wurde.

Die Flaminen waren die nächsten Diener der Gottheit; und ihr Rang richtete sich nach dem Range der Gottheiten, denen ihr Dienst geweiht war. So war der Flamen des über alles herrschenden Jupiter der angesehenste, und der Flamen der Pomona, unter deren Schutz nur die Obstbäume standen, der unbedeutendste von allen.

Der Flamen des Jupiters, dessen Amt vorzüglich darin bestand, ungefähr in der Mitte jedes Monaths an den dazu bestimmten Tagen, welche im Römischen Kalender Iden hießen, dem Jupiter ein Opfer darzubringen, begleitete eine der vornehmsten priesterlichen Würden, welche zugleich unter allen am meisten mit einer gewissen Art von Heiligkeit verknüpft war, die selbst auf die Person zurückfiel.

Das Haus, welches der Flamen des Jupiter bewohnte, war durch ihn geweiht. Es durfte aus diesem Hause kein Feuer getragen werden, außer demjenigen, was beym Opfer zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt war.

Wenn ein Gefangner mit seinen Banden in dieß Haus seine Zuflucht nahm, so mußten ihm seine Bande abgenommen, und vom Dache des Hauses auf die Straße hinuntergeworfen werden. Wenn jemand zur öffentlichen Geißlung verurtheilt war, und er konnte sich zu den Füßen dieses Flamens werfen, so durfte an demselben Tage die Strafe an ihm nicht vollzogen werden.

Auch durfte der Flamen des Jupiter, ganz seinem heiligen Dienste geweiht, an keiner kriegerischen Beschäftigung Theil nehmen, welches sich so weit erstreckte, daß ihm nicht einmahl erlaubt war, eine bewaffnete Armee zu sehen, weßwegen man ihn auch nie zum Konsul wählen konnte, weil mit dieser höchsten obrigkeitlichen Würde auch das Feldherrnamt verknüpft war.

Ferner war mit dieser Priesterwürde verknüpft, daß derjenige welcher sie begleitete, keinen Todten anrühren, keinen Begräbnißplatz betreten, keinen Eid schwören, keine Nacht aus der Stadt abwesend seyn, und ohne seinen Priesterhut nicht ausgehen durfte.

Merkwürdig ist noch der Umstand, daß durch den Flamen des Jupiter auch seine Gattin zur Priesterinn geweiht war, welche den Nahmen Flaminika führte, und an bestimmten Tagen dem Jupiter einen Widder zu opfern durch ihre priesterliche Würde verpflichtet war. Wegen dieser Würde, die sie einmahl begleitete, konnte sie nie von ihrem Manne geschieden werden, und dieser mußte sogar, sobald sie starb, sein Priesteramt niederlegen.

Uibrigens waren noch mit der Würde eines Flamen des Jupiter die äußern Zeichen der höchsten obrigkeitlichen Würde verbunden; ein Liktor der vor ihm herging, und der elfenbeinerne Stuhl, dessen die höchsten obrigkeitlichen Personen sich nur bedienen durften.

Das Ansehen der obrigkeitlichen Würden im Staate war also doch immer das vorzüglichste, so daß man selbst den Priester der höchsten Gottheit nicht höher ehren konnte, als wenn man ihm die äußern Zeichen jener Würden im Staate zugestand.

Der Flamen des Mars und der Flamen des Quirinus, hatten nächst dem Flamen des Jupiter, das größte Ansehen bey den Römern, welchen Mars und Quirinus, als ihre Ahnherren, vorzüglich geliebte Götter waren, deren Rang und Ansehen unter den übrigen Göttern auch den Rang bestimmte, den ihre Priester begleiteten.

Als man in den spätern Zeiten erst anfing die Kaiser zu vergöttern, so entstand mit dem neuen Gott auch immer eine neue Priesterwürde, weil jedem ein eigner Flamen, so wie den übrigen Gottheiten zugeordnet wurde, dessen Amt und Würde dem Dienst der neuen Gottheit ausschließend gewidmet war.

## Die Pontifizes.

Die Pontifizes belgeiteten bey ihrer Priesterwürde gemeiniglich ansehnliche obrigkeitliche Aemter im Staate; sie machten aber unter sich ein eignes hohes Priesterkollegium aus, welches über den Gottesdienst und alle gottesdienstlichen Gebräuche, so wie auch über die Priester selber, im Nahmen des Staates, die Oberaufsicht führte.

Durch dieß höchste Priesterkollegium wurde eigentlich das Band zwischen dem Staate und der Religion geknüpft, weil die Mitglieder desselben als Deputirte vom Staate zu betrachten waren, welche über die Beobachtung der heiligen Gebräuche wachen, und Unordnung und Mißbrauch verhüthen mußten. Alle Vorschriften und Verordnungen in religiösen Dingen wurden daher auch von diesem Priesterkollegium abgefaßt.

Die höchste unter allen priesterlichen Würden war die eines Pontifex Maximus, welche Benennung daher, weil es in der Sprache der alten Römer einmahl keine höhere gibt, auch auf das Oberhaupt der römischkatholischen Kirche übertragen ist.

Der Pontifex Maximus wählte die Vestalischen Jungfrauen, und diese durften auch, im Fall einer Vergehung, deren sie sich schuldig machten, nur von ihm bestraft werden. Bey den allerheiligsten Handlungen, wie z. B. bey der Einweihung der Tempel, mußte der Pontifex Maximus nothwendig zugegen seyn, und den Einweihenden die Gebethsformel vorsagen, welche derselbe nachsprechen mußte.

Wenn der Flamen des Jupiter sich eine Nacht aus Rom entfernen wollte, so konnte ihm nur der Pontifex Maximus die Erlaubniß dazu ertheilen. Der Pontifex Maximus selber durfte zwar zu Felde ziehen, aber nur so lange der Krieg innerhalb

den Grenzen Italiens geführt wurde. Krassus, welcher zugleich Pontifex Maximus und Konsul war, überschritt dieß Gesetz zuerst, durch seinen Feldzug gegen die Parther, wobey er ums Leben kam.

Daraus aber, daß ein Pontifex Maximus zugleich Konsul und Feldherr war, sieht man deutlich, wie sehr diese höchste priesterliche Würde der obrigkeitlichen sich unterordnen mußte, mit der denn doch einmahl die ernsthaftesten und wichtigsten Geschäfte verknüpft waren, gegen welche die priesterlichen Angelegenheiten im Ganzen nur als ein Nebengeschäft betrieben werden konnten.

Wegen der Anordnung der Feste, in so fern durch dieselben das Jahr bezeichnet wurde, hing von dem höchsten Priesterkollegium und vorzüglich vom Pontifex Maximus auch die Einrichtung der Kalender ab, in welche wegen der Unvollkommenheit der Zeitrechnung, von Zeit zu Zeit eine Anzahl Tage mußten eingeschaltet werden.

Dadurch, daß diese Einschaltung der Tage von dem höchsten Priesterkollegium abhing, erhielten die Pontifizes eine große Macht; weil es bey dem immerwährenden jährlichen Wechsel der obrigkeitlichen Würden in Rom, auf diese Schalttage, wodurch das Jahr verkürzt oder verlängert werden konnte, sehr oft vorzüglich ankam, um jemanden in seinen Absichten zu begünstigen, oder ihm hinderlich zu seyn, und seine Plane zu vereiteln.

Als Julius Cäsar Pontifex Maximus war, und ihm daher die Besorgung des Kalenderwesens oblag, schaffte er zuerst die Unordnung und Verwirrung ab, welche bis dahin in der Zeitrechnung geherrscht hatte, und wandte die Uiberlegenheit seines Geistes auch dazu an, in einer so wichtigen Sache, als der Zeitlauf ist, die Begriffe der Menschen zu berichtigen und zu ordnen.

Bey der Verfertigung der Kalender waren die Pontifizes auch verpflichtet, die wichtigsten Begebenheiten, nach der Zeitfolge, worin sie sich ereigneten, aufzuzeichnen, woraus denn die Annalen entstanden, welche die römischen Geschichtschreiber in der Folge benutzten.

Die Kalender, welche man die großen nannte, waren marmorne Tafeln, worauf die Konsulate, Diktaturen, Triumphe u. s. w. verzeichnet waren, und wovon sich jetzt noch einige auf dem Kapitol in Rom befinden, die auf eine ähnliche Weise bis auf die jetzigen Zeiten fortgesetzt sind. Auf den modernen Tafeln sind denn auch die Personen aus dem jetzigen Stadtmagistrat von Rom verzeichnet, welche man ohngefähr mit jenen alten obrigkeitlichen Würden, der Benennung nach, vergleichen könnte.

In den sogenannten kleinern Kalender wurden vorzüglich die glücklichen und unglücklichen Tage, die Festtage, und die eingeschalteten Tage, verzeichnet; auch gab es eine Art Kalender

für

für die Landleute, wo auf einem viereckigten Stück Marmor die zwölf Monathe, die zwölf himmlischen Zeichen, nebst den Märkten und den Festen der Landleute eingegraben waren.

Da aber die Pontifices immer die Einrichtung des Jahres erst machten, so gab es eigentlich keinen Kalender für das Volk, welches man auch daraus sieht, daß der erste Tag in jedem Monathe mußte ausgerufen werden; von welcher Ausrufung dieser Tag Kalendä hieß, und das Wort Kalender seinen Ursprung hat.

## Die Auguren und Haruspicen.

Nichts ist dem Menschen natürlicher, als der Wunsch, den Ausgang einer Sache, woran ihm liegt, zu wissen. Die Ungewißheit quält ihn um desto mehr, je weniger er im Stande ist, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Was Wunder denn, daß er in diesem schwankenden Zustande, sich an der schwächsten Stütze festzuhalten, schon von selbst geneigt ist.

Hier, wo alles Forschen und Denken vergeblich ist, und wo bey aller Behuthsamkeit und Vorsicht der Ausgang doch vom Zufall abhängt, hilft alles Sinnen zu weiter nichts, als Zufall mit Zufall zu vergleichen.

Denn eben so zufällig wie es z. B. ist, daß gerade jetzt, indem ich hier stehe und sinne, jener

Vogel aus Mitternacht hergeflogen kömmt, eben so zufällig und folglich ungewiß ist es auch, ob der Ausgang der gewagten Unternehmung, womit jetzt alle meine Gedanken beschäftigt sind, meinen Wünschen entsprechen wird, oder nicht.

Fügte es sich aber, daß jemand, der an dem glücklichen Ausgange einer Sache schon beynahe verzweifelte, z. B. sagte: eben so unwahrscheinlich wie es ist, daß gerade in diesem Augenblick aus jener Himmelsgegend, worauf ich zeige, ein Geyer seinen Flug hieher richten sollte, so unwahrscheinlich ist auch der glückliche Ausgang dieses Unternehmens; und es ereignete sich nun, daß in diesem Augenblick würklich ein Geyer gerade aus jener Gegend, in seinem Fluge die bestimmte Richtung nähme, so würde auch der Aufgeklärteste in dem ersten Augenblick dieser Erscheinung schwerlich ganz gleichgiltig bleiben; die Korrespondenz zwischen seinen Gedanken und dem Zufall, sie mag nun selber so zufällig seyn wie sie wolle, wird ihre Würkung auf das Gemüth nicht verfehlen, wenn gleich das Nachdenken dadurch ganz unbefriedigt bleibt.

Denn da das Nachdenken doch einmahl nicht bis an den Ausgang der Sache reicht, so ist es, als ob man sich in ein Meer stürzte, wo man von den Wellen emporgetragen wird. Dieß unbedingte Zutrauen auf den Zufall muß die Stelle des Nachdenkens hier vertreten, und wie dieß Zutrauen nun

verstärkt wird, das ist dem Nachdenken, in so fern es nicht mehr wirken kann, einerley.

Nun kann aber das Zutrauen auf das Glück oder auf die Uibereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen, nur durch sich selbst verstärkt werden, und wird von selbst immer zunehmen, je seltner es getäuscht wird, wie beym Julius Cäsar, der im tobenden Sturm auf dem Nachen zu dem zagenden Schiffer die Worte sprach: fürchte dich nicht, denn du trägst den Cäsar und sein Glück!

In wie ferne nun der Muth durch das Glück, oder das Glück durch den Muth entsteht, ist schwer zu entscheiden, weil diese Dinge schon außer dem eigentlichen Gebiethe des Nachdenkens liegen.

Da nun aber das Glück nichts anders als die Uibereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen und Gedanken ist, so ist das unruhige Gemüth von Natur geneigt, an allem, was es sieht und hört, und was ihm an sich gleichgiltig ist, gleichsam die Probe auf dieß Glück machen.

Einer denkt sich z. B.: so wie dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrifft, kann auch der Ausgang jener Sache mit einem Wunsche zutreffen; oder: wenn jetzt dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrifft, so soll diese Uibereinstimmung zwischen meinen Gedanken und dem Zufall, mir für das Glück der Zukunft Bürge seyn!

Man sieht leicht, wie dieß Spiel, sobald das Gemüth einmahl darauf verfallen war, sehr

leicht bis ins Unendliche getrieben werden konnte; aber auch, welch ein Hang dazu bey einem kriegerischen Volke Statt finden mußte, das sich überhaupt zu kühnen Thaten mehr als zum Denken neigte, und bey welchem fast unaufhörlich Glück und Wohlfahrt auf der Spitze stand, und von dem ungewissen Ausgange irgend einer gewagten Unternehmung abhing.

Dem Nachdenken kann jenes Spiel mit der Zukunft freylich nicht anders als kindisch vorkommen. Bey diesem fortgesetzten kindischen Spiele aber, führte das römische Volk dennoch Thaten aus, welche das Nachdenken vor ihrer Ausführung sehr oft für unmöglich würde gehalten haben.

Und das Nachdenken selber wird, wenn es auf den unbegreiflichen Zusammenhang der großen Gesetze, nach welchen dasjenige, was wir Zufall nennen, sich ereignet, sein Augenmerk heften will, dem Nachdenken des Kindes wieder gleich, und darf sich also jenes Spieles nicht schämen, in so fern dasselbe nur auf Thätigkeit abzweckte, und zwischen dem Unternehmen und dem Ausgange, wenigstens für die Einbildung, die düstre Lücke füllte.

Gideon, wie die heilige Geschichte sagt, breitete ein Fell mit der Wolle aus, und erbath sich von Gott zum Zeichen, daß wenn er sein Volk befreyen würde, der Thau allein auf dem Fell seyn sollte, wenn die ganze Erde trocken wäre; und als dieß geschahe, erbath er sich zur Bekräftigung des

ersten Zeichens, daß die folgende Nacht das Fell allein trocken bleiben sollte, wenn der Thau auf der ganzen Erde wäre, welches auch geschahe; und nun zog er mit dem Heere gegen die Feinde.

Dieß war nun freylich ein eigentliches Wunderzeichen, welches sich Gideon erbath, um von der Zukunft gewiß zu seyn. Diese Idee von Wunderzeichen aber fand bey den alten Römern nicht Statt, sondern es waren vielmehr größtentheils die ganz gewöhnlichen Ereignisse in der Natur, als Donner und Blitz, der Vogelflug, oder gar nur das Fressen der Hühner, wodurch die Götter, nach der Volksmeinung, den Sterblichen ihren Willen kund thaten.

Alles was dem Lauf der Natur entgegen schien, wie z. B. eben jenes Ereigniß mit dem Felle des Gideon, das war bey diesem Volke ein furchtbarer Beweis von dem Zorn der Götter, die man deßwegen auf alle Art mußte zu versöhnen suchen, weit entfernt, daß man von ihnen dergleichen schreckliche Wunderzeichen zu irgend einer Absicht noch hätte erbitten sollen.

Hier gründete sich vielmehr der Glaube an Prophezeyungen immer auf die Idee von einer gewissen bedeutenden Zusammenstimmung der zufälligen Naturereigniße, oder des Zufalls überhaupt mit den Wünschen und Planen desjenigen, der gleichsam durch den Zufall selber in die Zukunft zu blicken suchte.

In so fern man sich nähmlich durch die Gottheit alles beseelt, und ein geheimes Band zwischen dem Allerentferntesten dachte, war freylich in diesem großen Zusammenhange nicht das Geringste unwichtig und unbedeutend; die Gottheit konnte ihren Willen durch alles kund thun, und die Auguren nebst den Haruspicen waren ihre Dollmetscher oder die Ausleger ihres Willens.

Ob nun gleich die Beschäftigungen der Auguren und Haruspicen sehr viel Aehnliches, und einerley Endzweck hatten, nähmlich, Zeichen auszudeuten, und dadurch die Zukunft zu enthüllen, so fand doch der Unterschied zwischen ihnen Statt, daß das Amt der Auguren neben der Wissenschaft mehr in der Würde, das Amt der Haruspicen aber vorzüglich in der Wissenschaft selbst bestand; denn es gab Beyspiele, wo ein Augur die Haruspicen selbst um Rath befragte.

Dann gaben sich auch die Haruspicen insbesondere mit der Erforschung der Eingeweide ab, und zeichneten sich durch eine leichte und kurze Kleidung aus, welche ihnen bey diesem Geschäfte nicht beschwerlich fiel; auch waren sie mit einer Art von spitzigen anatomischen Messer versehen, woran man sie in den Abbildungen leicht erkennt.

Die Auguren hingegen beobachteten vorzüglich den Vögelflug. Sie trugen ein langes Gewand, womit sie zugleich das Haupt umhüllten, und in der Hand den Lituus, oder nach oben gekrümmten

Stab, womit sie, bey der Beobachtung der Ereignisse in der Luft, die Himmelsgegenden bezeichneten, und woran man sie vorzüglich in den Abbildungen erkennt.

Eins der wichtigsten Geschäfte der Auguren war, bey den Komitien oder Volksversammlungen, wo die wichtigsten Staatsgeschäfte beschlossen, und die höchsten obrigkeitlichen Würden jedesmahl nach Verlauf eines Jahres aufs neue wieder besetzt wurden, auf die himmlischen Zeichen Acht zu geben, durch welche die Götter ihre Genehmigung oder Mißbilligung dessen, wozu man schreiten wollte, zu erkennen gaben.

Der Konsul, welcher bey den Komitien den Vorsitz hatte, stellte zwar eigentlich diese Auspicien oder Beobachtung der himmlischen Zeichen an, allein er mußte hiebey den Augur zur Seite haben, welcher auf den Befehl des Konsuls seine Beobtungen machen, und was er gesehen, dem Konsul eröffnen mußte, von dem es abhing, bey widrigen Zeichen, die Volksversammlung aufzuheben.

Ob nun gleich in Ansehung der Wissenschaft bey den Auspicien der Augur als die Hauptperson betrachtet werden mußte, so war er doch in Ansehung des Amtes und der Würde nur eine Nebenperson, weil es vom Konsul abhing, die Auspicien anzustellen, und, was denselben zufolge geschehen mußte, auf seinen Befehl geschahe.

Die Auspicien wurden nach Mitternacht gegen Morgen angestellt, bey heiterm stillen Wetter, so daß in freyer Luft vom Winde kein brennendes Licht verlöschte.

Es wurde ein Opferthier geschlachtet, und der Augur sprach ein Gebeth, das ihm von einem andern vorgesagt werden mußte, damit er kein Wort darin verfehlte.

Hierauf wandte er sich gegen Mittag, nahm den Lituus oder gekrümmten Augurstab in die Hand, und bezeichnete damit die Gegenden des Himmels, innerhalb deren er die Zeichen erwarten wollte.

Dann umhüllte er sein Haupt mit dem Augurmantel, setzte sich auf einen Stein, und sprach die geheimnißvollen Worte:

„Jene wilden Hecken, so weit in Heiligkeit und Reinigkeit der Seele, meine Zunge sie benennt; Jener alte Baum, welcher es auch sey, den ich jetzt im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Linken seyn! Jener alte Baum, was es für einer sey, und was es sey, das ich im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Rechten seyn! Innerhalb dieser Grenzen, so weit ich sie bestimmt habe und sehen kann, will ich auf die Zeichen merken!"

Eine solche bezeichnete und umgrenzte Gegend, welche nun gleichsam wie ein Gebäude einen Umfang hatte, wovon die Himmelswölbung selbst das Dach war, wurde T e m p e l genannt, und alles,

was sich darin ereignete, war von nun an nicht mehr zufällig, sondern eine heilige Offenbarung des hohen Götterwillens.

Sobald daher der Augur mit seinem Stabe diesen Tempel um sich her gebildet hatte, richtete er nun sein forschendes Auge gen Himmel, wo zuerst und was für ein Vogel sich blicken ließ, und wohin derselbe seinen Flug nahm.

Ein unfehlbar glückliches Zeichen war, wenn ein Adler von der Linken zur Rechten flog. Die Krähe bedeutete Unglück; bey dem Raben mußte man auf sein Geschrey Acht geben, u. s. w.

Diese Wissenschaft der Auguren war nun ordentlich in eine Art von System gebracht, und man theilte die Vögel des Himmels, nach dem was sie durch ihren Flug anzeigten, ordentlich in Classen ein; indem man z. B. die Vögel, welche von der Linken zur Rechten flogen, glückliche Vögel, andere, die durch die Bedeutung ihres Fluges an etwas hinderten, abhaltende, noch andere, die bloß viele Schwierigkeiten bey einer Sache anzeigten, erschwerende, u. s. w. nannte; andre Vögel hießen diejenigen im besondern Sinne des Wortes, wodurch die ersten glücklichen Zeichen, die man zu mehrerer Uiberzeugung wiederhohlt sehen wollte, nicht bestätigt wurden.

Bey den Feldzügen, wo die Beobachtung des Vögelfluges zu umständlich gewesen wäre, faßte man sich kürzer. Man versäumte nähmlich nie-

mahls, einen Hünerkasten mit zu Felde zu nehmen, worin man eine Anzahl heiliger Hüner fütterte und aufbewahrte, um durch diese Herolde, von dem Willen der Götter, wenn es Noth that, belehrt zu werden.

Die Aufsicht über diese Hüner war selbst eine Art von priesterlichem Geschäft, und derjenige, welchem man sie anvertraute, wurde Pullarius genannt. Dieser Pullarius mit dem Hünerkasten war eine unentbehrliche Person bey jedem Feldzuge, weil man sich an ihn wenden mußte, so oft man in dringender Noth den Willen der Götter zu erfahren wünschte.

Indeß gab es immer noch einige andere Priester, Auguren und Haruspicen, bey der Armee, von denen einer auf Befehl des Feldherrn, ebenfalls bey Anbruch des Tages, und bey heiterm stillen Wetter die Auspicien mit den Hünern anstellen mußte: indem der Pullarius, wenn es Zeit war, das Behältniß mit den Hünern herbeybrachte und ihnen Futter vorwarf, wobey alsdann der Augur auf jeden kleinen Umstand Achtung gab, wie die Hüner das ihnen vorgeworfene Futter verzehrten, ob langsam oder schnell, ob alles oder nur einen Theil davon, ob wenig oder viel, ob träge oder mit Begierde, u. s. w. Je begieriger die Hüner fraßen, desto glücklicher war das Zeichen, und mit desto mehr Muth ging man ins Treffen.

Auch wurde der Muth vorzüglich dadurch belebt, wenn man sich einbildete, daß die hellpolierten Spitzen der Lanzen und Spieße des Nachts einen vorzüglichen Glanz von sich gaben; denn worauf konnte dieß anders deuten, als auf den glänzenden Sieg, den man erfechten würde?

Aber nicht nur der Flug und das Geschrey der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere, die leuchtenden Spitzen der Lanzen, u. s. w. sondern auch jeder Wetterstrahl hatte nach den Kompendien der Auguren und Haruspicen, seine eigne unzuverkennende Bedeutung.

Nach diesen Bedeutungen theilte man auch die Blitze in Classen; einige hießen z. B. bekräftigende, die eine vorhergehende Anzeige bestätigten; andre aufhebende, die eine vorhergegangene Anzeige wieder vernichteten; einige sollten öffentliche, andre Privatbegebenheiten, einige auf immer, andre nur auf eine bestimmte Zeit, etwas vorbedeuten; es kam darauf an, wo und zu welcher Zeit der Blitz entstanden war, wohin er seine Richtung genommen, und was er getroffen, verletzt oder beschädigt hatte. Eben so wie der Vogelflug, war auch der Blitzstrahl glückbedeutend, wenn er, indem man ihn als ein Zeichen erwartete, von der linken Seite kam.

Unter den Haruspicen gab es sogar eine besondere Classe, welche man Blitzharuspicen nannte, weil ihr Geschäft vorzüglich darin bestand, die Be-

schaffenheit und Bedeutung des Blitzes zu erklären. Diesen lag auch ob, die Plätze, welche vom Wetterstrahl getroffen waren, durch eine Umgrenzung von dem übrigen Erdreich als heilig abzusondern; auf einem solchen Flecke ein zweyjähriges Lamm zu opfern, und ihn den Göttern gehörig einzuweihen, weil man voraussetzte, daß die Götter einen solchen vom Blitz getroffenen Platz sich selber zugeeignet hätten.

So mußte auch dasjenige, was nur irgend vom Wetterstrahl berührt war, von dem Haruspex sorgfältig gesammlet und gesondert, und mit einem stillen Gebethe in die Erde vergraben werden; über die zugeworfene Grube aber ward ein Stein mit einem Loche gelegt, das beständig eröffnet bleiben mußte; dieß gab einem solchen Platze eine Aehnlichkeit mit einem verdeckten Brunnen, weßwegen man ihn auch Puteal nannte.

Die Haruspicen deuteten auf Verlangen auch Träume, und wunderbare Ereigniße, aus welchem allen erhellet, daß ihre Priesterwürde vorzüglich in ihrer Wissenschaft bestand, und ihnen also nicht konnte genommen werden; wer einmahl Haruspex war, konnte nie wieder aufhören es zu seyn; eben dieß erstreckte sich auch auf die Auguren, welche, wenn sie auch das größte Verbrechen begangen hatten, dennoch ihrer Würde nicht entsetzt werden konnten, sondern dieselbe nothwendig Lebenslang behielten.

Von den Funfzehnmännern, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und von den Eupulonen, welche die Göttermahle oder Lektisternien veranstalten mußten, ist bey der Beschreibung der römischen Feste, selbst das Nöthige schon erwähnt; so wie auch von den Vestalischen Jungfrauen; dem Opferkönig; den Fetialen; den salischen Priestern des Mars, welche an bestimmten Tagen bewaffnet durch die Straßen tanzen, und dem Mars zu Ehren Loblieder singen mußten; von einer Art Priester des Pan, welche Luperci hießen; von den Ambarvalischen Brüdern, welche die Grenzen weihten, indem sie die Opferthiere um die Felder führten; von den Priestern der Cybele, u. s. w.: von allen diesen Arten von Priesterkollegien oder Priesterorden, wird man sich nun aus der vorhergegangenen Beschreibung ihrer heiligen Verrichtun- bey den Festen selber, einen deutlichen Bgriff machen können.

Da nun zu den heiligen Gebräuchen der Römer auch die öffentlichen Spiele gehörten, welche sie den Göttern zu Ehren anstellten, so müssen wir noch den großen Schauplatz betrachten, wo unter mannigfaltig abwechselnden Scenen, beym Genuß der vorübereilenden Stunden, das festliche Leben der Römer in seinem höchsten Glanze erschien.

---

# Vom Cirkus.

Nirgends vereinigte sich so viel Religiöses und so viel sinnbildliche Darstellung mit mannigfaltigen Belustigungen und dem eigentlichen Genuß des Lebens bey froher Muße, als im Cirkus, einem den öffentlichen Spielen geweihten Platze, wo alles Ernste und alles Scherzende, alles Heilige und Ehrfurchteinflößende, und alles was die Augen der Zuschauer ergötzte, sich dergestalt zusammendrängte, daß ein solcher Cirkus, von dem ganzen Umfange der mit dem frohen Genuß des Lebens unzertrennlich verknüpften Religion der Alten, gleichsam ein Bild im Kleinen war.

Obgleich im Cirkus allerley Spiele gegeben wurden, so war er doch schon seiner Bauart nach zum Wettrennen mit Wagen und Pferden eigentlich bestimmt, wie man aus der Figur desselben auf der hier beygefügten Kupfertafel siehet.

Der Cirkus Maximus in dem Thale zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Berge, war das Muster aller übrigen Plätze dieser Art, und von solchem Umfange, daß über drittehalb hundertausend Zuschauer darin Platz hatten.

Die Länge dieses Cirkus betrug vierthalbmahl seine Breite, und das Wettrennen in demselben ge-

schahe von Abend gegen Morgen. Auf der Abendseite war der große Eingang, und die Schranken, wo man auslief; die beyden langen Seitengebäude, welche den Cirkus von Süden und Norden einschlossen, waren mit prächtigen bedeckten Gängen geschmückt, und enthielten inwendig die Sitze für die Zuschauer; auswendig waren Kaufmannsgewölbe, und zur Bequemlichkeit für die Gehenden und Kommenden, eine Menge von Eingängen zu den Sitzen.

Von Abend gegen Morgen erstreckte sich eine Scheidung, welche Spina hieß, der Länge nach durch den Cirkus; dieß war eine vier Fuß hohe und zwölf Fuß breite Mauer, an deren beyden Enden auf starken Fußgestellen drey runde Pyramiden errichtet waren, welche das Ziel der Laufbahn bezeichneten, und wovon jede ein Ey aus Stein gebildet, auf ihrer Spitze trug.

Um dieß Ziel nun mußten die Wagen beym Wettrennen geschickt herumgelenkt werden, um die Laufbahn von neuem zu beginnen: weßwegen sich auch ein Römischer Dichter also ausdrückt:

„Das mit heißen Rädern vermiedene Ziel gewährt dem Sieger die Palme!“

Das Schlußgebäude des Cirkus aber, nach Morgen zu, war eine halbe Ründung, die sich an die langen Seitengebäude schloß; und bis an den Anfang dieser halben Ründung erstreckte sich die Spina.

Auf dieser Spina nun drängte sich alles Religiöse zusammen, wodurch die Spiele und das Vergnügen des Volks geheiligt wurden, und was zugleich in Ansehung des Wettlaufs selber anspielend und bedeutend war.

Gleich neben dem untern Ziele oder Meta, gegen Abend zu, befand sich der auf vier Säulen errichtete Obelisk des Mondes. — Darauf folgte dem Neptun zu Ehren, eine auf vier Säulen ruhende Marmortafel, auf welcher sich in Stein gehauene Delphinen krümmten. Denn nach der alten Dichtung rief Neptun durch einen Stoß mit seinem Dreyzack aus der Erde das Roß hervor, und fand zu Land an dem Wettrennen mit Wagen und Pferden, so wie auf dem Meere, an den schnellen Schiffen, seine Lust.

Eine geflügelte Viktorie, auf einer Säule emporgetragen, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, hielt in der Rechten einen Palmzweig und in der Linken eine Lorbeerkrone dem rückkehrenden Sieger, mit ausgestreckter Hand, entgegen.

Dann folgte ein kleiner Altar der Siegesgöttin, mit der darauf lodernden Opferflamme. Gleich neben dem Altar der Siegesgöttin aber ragte, gleichsam um jede Vorstellung von Krieg und Zwist bey diesen frohen Spielen zu vermeiden, der friedliche Oelzweig aus einer Vase hervor.

Dann waren dem Genius und den Schutzgöttern Roms Altäre geweiht. Hierauf folgte die Bild-

säu-

säule des Neptun zu Pferde, mit dem Dreyzack in der Hand, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, worauf der große Sonnenobelisk in der Mitte der Spina stolz gen Himmel ragte.

Was nach dem großen Obelisk auf der Spina befindlich war, deutete nun nicht mehr nach Morgen sondern wieder nach Abend zu. Was vor dem Obelisk herging, waren vorzüglich Anspielungen auf den Sieg, und auf das Streben nach dem Ziele; was nachher folgte, deutete mehr auf Ruhe, Glück und Uiberfluß, als die Früchte des Sieges.

Gleich nach dem großen Obelisk war die Göttin Cybele, als die große Mutter und Erzeugerin aller Dinge, auf einem Löwen sitzend abgebildet. Dann folgten drey Altäre, wovon der erste den großen, der zweyte den starken, und der dritte den mächtigen Göttern gewidmet war, unter welchen Benennungen man die geheimnißvollen Schutzgötter Roms verehrte.

Hierauf folgte die Bildsäule der Göttin Roma, ebenfalls mit dem Antlitz gegen Abend gekehrt, und mit dem schützenden Palladium in der einen und dem Spieß in der andern Hand.

Dann war der Göttin Setia, die die Saaten schützt, der Göttin Metia, welche der Ernte vorsteht, und der Göttin Tutilina, welche die Früchte in Schutz nimmt, jeder ein Säulenpaar, mit einer besondern Art von Frontispitz gewidmet.

Die Göttin Fortuna selber, mit dem Fruchthorne in der einen und dem Spieß in der andern Hand, auf einer Säule abgebildet, und ihr Antlitz gegen Abend wendend, winkte den Wetteifernden, die aus den Schranken liefen, gleichsam zu, alle ihre Kräfte anzustrengen, um nicht die süße Frucht des Sieges zu verscherzen. Vor der Bildsäule der Glücksgöttin loderte, auf dem ihr geweihten runden Altare, die Opferflamme.

Zunächst der Bildsäule der Fortuna waren auf einem viereckigten Fußgestelle vier niedrige Säulen mit Architraven errichtet, auf welchen von Stein gebildete Eyer befindlich waren, die man nach Gefallen wegnehmen und wieder aufstellen konnte, und deren man sich dazu bediente, um die Zahl der Umläufe bey dem Wettrennen zu bemerken.

Den Beschluß der Spina, zunächst an der dreyfachen Pyramide gegen Morgen zu, machte ein kleiner Sonnentempel, so wie gegen Abend der Mondenobelisk am westlichen Ende der Laufbahn stand.

Die Sinnbilder also, welche denjenigen entgegensahen, die von Abend gegen Morgen aus den Schranken liefen, deuteten vorzüglich auf Ruhe, Glück und Uiberfluß, um die Wetteifernden erst anzuspornen.

Die Sinnbilder hingegen, welche denen entgegen sahen, die von Morgen gegen Abend zu den Schranken wieder zurückkehrten, deuteten vorzüg-

lich auf Sieg und Ehre, um die Rückkehrenden jedesmahl zum neuen Wettlauf wieder anzufrischen, bis die Zahl voll war, und derjenige, welcher nach einem siebenmahligen Umlaufe am ersten das Ziel erreichte, der Palme theilhaftig wurde.

Bey einem jeden Umlaufe also hielt Fortuna, mit ihrem Antlitz gegen Abend gekehrt, den Auslaufenden ihr Fruchthorn, und Viktoria, mit ihrem Antlitz gegen Morgen gewandt, hielt den Rückkehrenden Krone und Palme entgegen: weil nur derjenige den Preis erhielt, welcher am westlichen Ende der Laufbahn zuletzt den Sieg davon trug.

Auf den siebenten als den letzten Umlauf kam daher alles an, und derjenige, welcher bis dahin seine Pferde geschont hatte, ließ ihnen nun den vollen Zügel schießen. Der siebenmahlige Umlauf selber aber, welcher nach der wiederkehrenden Stundenzahl vier und zwanzigmahl wiederhohlt wurde, hatte, nebst den Schranken, wo man auslief, und deren gerade zwölfe, nach der Zahl der himmlischen Zeichen waren, zugleich eine geheimnißvolle Bedeutung auf die Umwälzung des Sonnenjahrs und den bestimmten Lauf der Zeit.

Der ganze Cirkus war der Sonne geweiht, und war gewissermaßen selbst ein Bild des Immerwiederkehrenden in dem Kreislauf der Dinge. Man findet daher auch das Wettrennen im Cirkus, als ein sehr bedeutendes Symbol an den Marmorsärgen der Alten zum öftern vorgestellt. Alles wett-

eifert; alles strebt vorwärts nach einem Ziele; und ist am Ende doch nur auf den Fleck, wo es ausging, wieder zurückgekehrt.

Ehe das Wettrennen anging, mußten die Lenker der Wagen um die Schranken loosen, aus denen sie auslaufen sollten: weil diejenigen von den zwölf Behältnissen, welcher der Spina am nächsten waren, den Wettrennenden, die aus denselben ausließen, den Vortheil gewährten, daß sie einen kleinern Umkreis, um die Spina, zu beschreiben hatten, und also auch leichter das Ziel erreichen konnten.

Von den zwölf Schranken wurden größtentheils nur die sechse gebraucht, welche zur Rechten des großen Einganges gegen Süden lagen. Vor alle zwölf Schranken aber war ein Seil gezogen, welches zwey kleine Bildsäulen des Merkur, die Hermuli hießen, zu halten schienen, und wobey die Einrichtung getroffen war, daß es, nach gegebenem Zeichen, sobald man die Gewichte niederließ, den steinernen Händen, worin es ruhte, plötzlich entfallen mußte.

Das Zeichen zum Auslauf wurde von dem Balkon oder Halle über dem großen westlichen Eingange in den Cirkus, von demjenigen, welcher die höchste obrigkeitliche Würde in Rom begleitete, oder von sonst einer hohen Magistratsperson, welche diese Spiele auf ihre Kosten gab, mit einem weißen Tuche, das Mappa hieß, ertheilt; wenigstens war dieß Zeichen unter den Kaisern üblich,

wo der Cirkus erst in seinem vollen Glanze stand, und in allen seinen Theilen ein Gegenstand der Beschreibung wurde.

Sobald nun dieß Zeichen gegeben war, stürzten die Lenker der Wagen über das niedergelassene Seil, mit verhängtem Zügel nebeneinander in die Rennbahn, und lenkten, sich einander vorstrebend, Roß und Wagen siebenmahl um das Ziel in Osten; beym siebenten Mahle aber verdoppelte sich das Streben, und jeder suchte nun zuerst, koste es auch was es wolle, am westlichen Ziele der Laufbahn anzulangen; die Erwartung des Volks war nun aufs höchste gespannt, mit lautem Freudengeschrey wurde der Sieger ausgerufen, und erhielt zum Preise des Sieges den Palmzweig und die Krone.

Es gibt kein schöneres poetisches Bild, als dieses, um die Belohnung nach der Mühe, den Sieg nach jeder Anstrengung zu bezeichnen, und den Muth durch die Einbildungskraft anzuspornen.

Auch sind alle diese Bilder, vom Streben nach dem vorgesteckten Ziele, vom Ringen nach der Palme, von Erreichung der Krone, selbst in die christlichen Religionsbegriffe mit eingewebt, und von neuern Dichtern häufig benutzt, eben weil dergleichen einfache und schöne Symbole durch keine andere zu ersetzen sind.

Sieben Umläufe um die Spina entschieden nun, wie wir schon bemerkt haben, immer erst den Sieg,

und machten gleichsam einen Gang für sich aus, welcher vor der jedesmahligen Loslassung des Seiles vor den Schranken, Missus hieß; ein ganzes Wettrennen aber bestand aus vier und zwanzig solcher Missus oder Gänge.

Nun gab es aber auch verschiedene Banden der Wagenlenker, die sich voneinander durch ihre Kleidung unterschieden, welche, um auf die Jahreszeiten anzuspielen, entweder von röthlicher, weißer, grüner oder bläulicher Farbe war.

Eine jede dieser Banden hatte ihre Vorsteher, welche die Pferde zu den Spielen anschafften, und sie an diejenigen, welche die Spiele veranstalteten, um theure Preise vermietheten. Die Lenker der Wagen beym Wettrennen selber aber waren Freygelassene oder Fremde; denn einem freyen und edlen Römer wurde es zur Schande gerechnet, wenn er sich zu diesem Geschäfte hergab, bis in spätern Zeiten die schändlichsten unter den Kaisern selbst in Person an diesen Spielen Theil nahmen, welches dann auch als die höchste Verderbniß der Sitten betrachtet wurde.

Bey den Griechen hingegen gereichte das Wettrennen mit Wagen und Pferden den Königen und Helden selbst so wenig zum Vorwurf, daß vielmehr ein Sieg, den einer bey einem solchen Wettstreit erhielt, beynahe eben so rühmlich und ehrenvoll, als ein wirklicher Sieg über die Feinde war:

weßwegen auch die Siegeskrone, die einer im Wettkampf erhielt, bey den Griechen eine weit höhere Bedeutung, als bey den Römern hatte.

Man siehet, daß die Idee zu diesen Spielen eigentlich von fremdem Boden auf den römischen verpflanzt war. Der ernsthaftere Römer wollte auch jene Belustigung haben; aber nur als Zuschauer, weil er es unter seiner Würde hielt, sich selber mit ins Spiel zu mischen.

Indeß erhielten sich doch durch diese Spiele die schönen griechischen Ideen, welche die bildende Kunst auf mancherley Art benutzte. Auf der hier beygefügten Abbildung nach einem Basrelief an einem antiken Marmorsarge, sieht man die Spina im Cirkus, mit der Meta oder dreyfachen Pyramide an beyden Enden derselben, und den aufgestellten Eyern von Stein, womit die Zahl der Umläufe bezeichnet wurde.

Geflügelte Genien lenken die Roße am Wagen; und einer von ihnen in der Mitte der Laufbahn ist mit Roß und Wagen zu Boden gestürzt. Ein anderer weinender Genius mit der umgekehrten Fackel steht neben ihm, und der, welcher vor ihm mit seinen Wagen hält, blickt sich mitleidig nach ihm um. — Es gibt vielleicht kein schöneres Bild als dieß, um den Tod eines Jünglings, der mitten in seiner Laufbahn hingerafft wird, bedeutungsvoll zu bezeichnen.

Vor den Spielen im Cirkus ging ein feyerlicher Aufzug, welcher Pompa hieß, vorher. Dieser nahm vom Tempel des Kapitolinischen Jupiters seinen Anfang, und ging über das römische Forum um das Velabrum in den Cirkus Maximus. Wer die höchste obrigkeitliche Würde in Rom begleitete, führte diesen Zug.

Den Anfang des Zuges machte die Hoffnung des Staats, der Kern der römischen Jugend, aus edlen Stamm entsprossen, theils zu Pferde, theils zu Fuße, bewaffnet, als zögen sie in den Krieg; man ließ ihnen als den künftigen Vertheidigern des Vaterlandes gleichsam den Vorrang.

Hierauf folgten die zum Wettrennen bestimmten einspännigen und zweyspännigen Wagen, nebst einzelnen Pferden, und den Lenkern der Wagen und Pferde.

Nächst diesen kamen die Athleten, welche von dreyerley Art, Läufer, Fechter und Ringer waren und nach der alten griechischen Sitte, außer einer Bedeckung um die Hüften, ganz nackend gingen.

Tanzende Knaben, Jünglinge und Männer schloßen sich nun an den Reihen, nebst dem musikalischen Gefolge, wovon einige auf einer Art von Trompete oder Tuba, die etweder gerade oder nach oben zu etwas gekrümmt war, oder auf einem ungeheuer großen beynahe in einen Cirkel gekrümmten Blaseinstrumente, und noch andere auf zwey

Pfeifen oder Flöten bliesen, wovon die zur rechten Hand, welche die vorstimmende hieß, den tiefern und die zur linken, welche die nachstimmende hieß, den höhern Ton von sich gab.

Hyagnis hieß, nach dem Zeugniß eines römischen Schriftstellers, der erfinderische Mann, der zuerst zwey Flöten mit einem Hauch beseelte, und zuerst, indem er mit den Fingern der rechten und linken Hand auf den Oeffnungen spielte, den hellen Klang mit dem dumpfen Schalle harmonisch zusammen tönen ließ. — Außer denen, welche sich auf den Blaseinstrumenten hören ließen, gab es noch einige in diesem Zuge, die eine Art von Becken schlugen, und andere, die auf einer Zither mit sieben Saiten spielten.

An die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, schloß sich ein Haufen in Satyrn und Silenen verkleideter Personen an, welche mit großen Guirlanden von Blumen in den Händen, unter allerley scherzhaften Sprüngen, nach einer eignen Weise tanzten.

Und dicht an das Frohe und Scherzende schloß sich nun das Heilige wieder an, auf Musik und Tanz folgte gleichsam die Bundeslade: zuerst kamen die Knaben, welche beym Opfer den Dienst bey den Priestern hatten, und Kamilli hießen, das eröffnete Weihrauchkästchen in der Linken, und den kleinen Opferkrug in der Rechten tragend.

Hierauf folgten die Opferdiener mit allerley Opfergeräthschaften in den Händen, und dann die Haruspicen mit den langen spitzigen Messern, womit sie die Eingeweide der Opferthiere erforschten.

Nach diesen führten die Opferschlächter selbst die geschmückten und bekränzten Opferthiere; und nun folgten die Bildsäulen aller Götter, theils auf Wagen, theils auf den Schultern emporgetragen: Jupiter mit dem Adler und dem Donnerkeil, Juno mit dem Pfau, Minerva mit Helm und Spieß, Neptun mit dem Dreyzack, u. s. w.

Diesen langen majestätischen Götterzug begleiteten noch einige Wagen mit Trophäen, und hierauf folgte der Pontifex Maximus und die übrigen Pontifizes, vierzehn an der Zahl, mit umhülltem Haupte und der Opferschaale in der Hand.

An diese schloßen sich die Flaminen mit ihren zugespitzten Priesterhüten, und einen Stab und Oelzweig in der Hand; worauf die Auguren mit dem nach oben in sich gekrümmten Lituus oder Augurstabe, und mit umhülltem Haupte folgten.

Nach den Funfzehnmännern mit den heiligen Büchern in den Händen, welche sich an die Auguren schloßen, kamen die Vestalischen Jungfrauen mit verhülltem Haupt und Kinn, und in der Hand den Oelzweig und die Opferschaale.

Die übrigen geringen Priesterorden folgten nach ihrem Range, und hierauf der Senat nebst allen

obrigkeitlichen Personen, außer denen, welche den Zug anführten.

Sobald nun der feyerliche Umgang um die Spina im Cirkus vollendet war, gab der Anführer des Zuges den Befehl zum Opfer, welches man den Göttern darbrachte, denen die Altäre auf der Spina mitten im Cirkus, gewidmet waren.

Nach vollbrachtem Opfer nahmen die Zuschauer ihre Plätze, und die feyerlichen Spiele huben zuerst mit dem Wettlauf der zwey und einspännigen Wagen an. Wenn dieß Spiel zu Ende war, so traten die Athleten auf; diese wetteiferten, als Läufer, als Fechter, oder als Ringer um den Preis. — Und dieß sey genug vom Cirkus, in so fern die Spiele in demselben mit zu den Festen und heiligen Gebräuchen gezählet wurden, und in sofern hier auf dem vorzüglichsten Schauplatze der Ergötzung und Belustigung des Volks zugleich der Hauptvereinigungspunct für alles Religiöse war.

Anjetzt ist der Cirkus Maximus ein Garten, mit vielen kleinen abgetheilten Beeten. Man sieht noch ganz deutlich die Figur und den ganzen länglichten Umfang des ehemahligen Cirkus; der Boden ist noch jetzt ganz flach und eben wie ein Teppich, und macht mit seinen grünen Beeten, wenn man vom Palatinischen Hügel in das Thal herabsieht, einen schönen Anblick.

Vor der Porta St. Sebastiano in Rom sind

noch die Uiberreste von einem Cirkus des Karakalla, woraus man sich eine sehr lebhafte und anschauende Vorstellung vom Cirkus machen kann, weil noch die Spuren von der ganzen Spina, nebst dem Portal, und einem Theil der übrigen Einfassung des Cirkus sich erhalten hat. Der flache Boden um die Spina bis an die Uiberreste der alten Mauer ist mit Gras bewachsen, und die Gegend umher ist still und öde.

Merkwürdig ist es, daß noch jetzt fast jede kleine italiänische Stadt ihren sogenannten Korso oder ihre Straße zum Wettrennen hat; daß das jährliche Wettrennen der Pferde zur Karnevalszeit in dem Cirkus Maximus und jetzt auf dem Platze del Popolo steht, beginnt, wo der Gebrauch mit dem Seile vor den Schranken noch jetzt, wie damahls Statt findet.

Der lange und schmale Korso selber, mit der Menge der Zuschauer auf Balkons, in Fenstern, und auf den Erhöhungen der Straße an beyden Seiten, gibt von dem Cirkus der Alten gewissermaßen noch jetzt ein schwaches Bild. Auch machen die prachtvollen Equipagen der vornehmen Römer, welche langsam, und gleichsam zur Schau, im Korso auf und nieder fahren, und besonders der Zug des Pabstes mit den Kardinälen, oder auch Prozessionen mit heiligen Bildern, noch jetzt eine Art von Pompa.

Die Paar Pferde zum Wettrennen im Karneval werden noch jetzt gleichsam im Triumph vorher aufgeführt, und sind mit Flittergold geziert, das um sie her rauscht, so wie sie im Rennen ohne Reuter die Luft durchschneiden. Auf dieß Wettrennen ist noch jetzt während dem Karneval die ganze Erwartung des römischen Volks gespannt, so, daß gleichsam ein schwaches oder vielmehr leeres Schattenbild von jenen Zeiten übrig geblieben ist, wo Triumphe, Siege, Feste und Spiele, bey immerwährender Anstrengung aller thätigen Kräfte, und Erwartung großer Ereigniße, sich einander drängten; wo alles Religiöse in das wirkliche Leben auf das innigste verwebt und verflochten war, und das ganze öffentliche und Privatleben selber, wie ein Fest, im hohen mit Thätigkeit verknüpften Lebensgenuß gefeyert wurde.

Das alte Rom hatte, außer seinem üblichen, noch einige geheime Nahmen, unter denen man es dem besondern Schutz der Gottheit empfahl, wenn etwa der eigentliche Nahme, einmahl entweiht, den Göttern mißfällig werden sollte. Einer von jenen geheimen Nahmen hieß ΑΝΘΟΥΣΑ die Blühende.

Die Herrlichkeit des alten Roms ist nun verwelkt, und die Zeit hat über seine großen Schicksale längst ihre Furche hingezogen — Aber aus Schutt und Asche drängte sich dennoch einmahl wie-

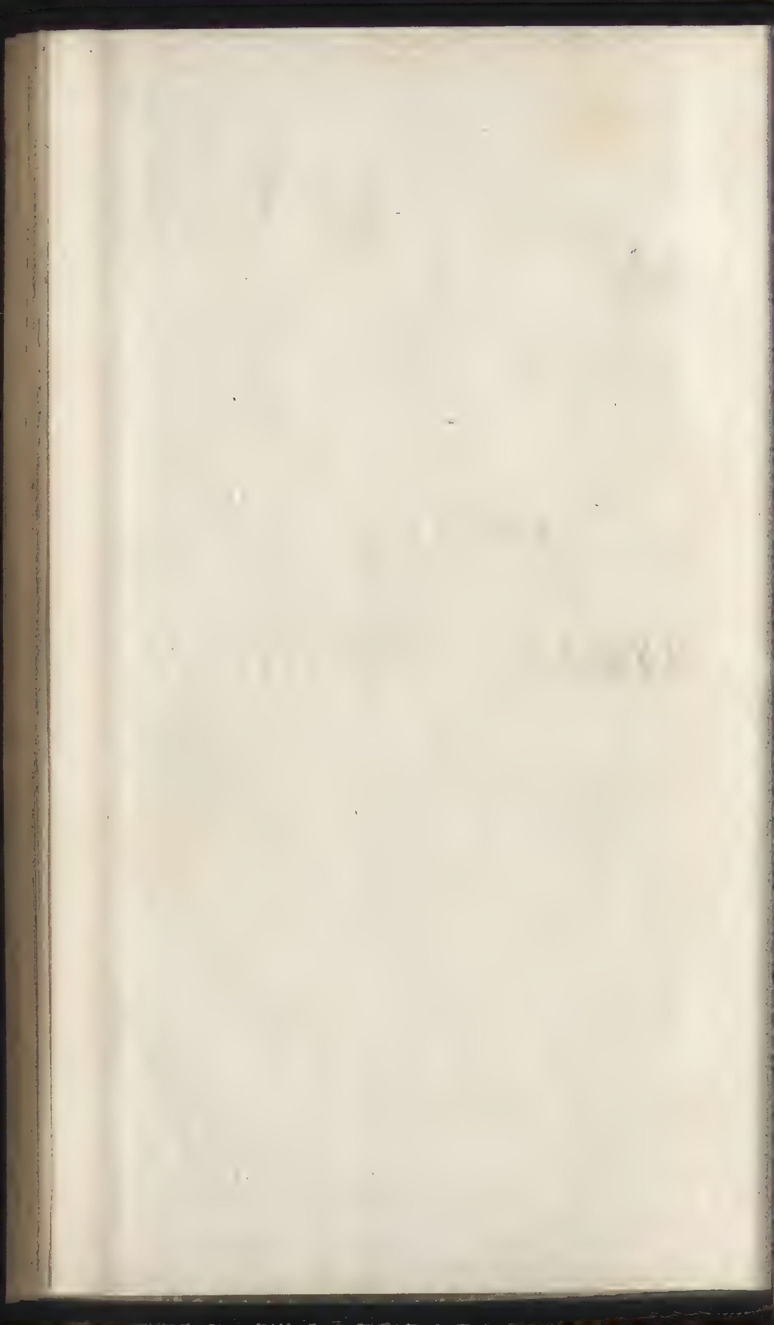
der auf eben den Fleck eine zarte Blühte, die Blühte der Kunst empor. Unter ihrem jugendlichen Glanze und ihrem frischen Dufte erbeben sich nun die majestätischen Trümmer der Vergangenheit, wie ein Grabhügel, der ein Veilchen schmückt.

---

# Anhang.

---

# Römischer Kalender.



# Januarius.

## Im Schutz der Juno.

Am 1sten. Das Janusfest.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 = Die Karmentalien.
= 12 =
= 13 =
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 = Die Einweihung des Tempels der Kon-kordia.
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 = Die Sementinen.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

# Februar.

## Im Schutz des Neptun.

Am 1sten. Das Fest der Juno Sospita.
- 2 - Schwarzer Tag.
- 3 -
- 4 -
- 5 -
- 6 - Schwarzer Tag.
- 7 -
- 8 -
- 9 -
- 10 -
- 11 -
- 12 -
- 13 - Die Fannalien.
- 14 - Schwarzer Tag.
- 15 - Die Luperkalien.
- 16 - Die Fornakalien.
- 17 - Die Quirinalien.
- 18 - Der Anfang der Todtenfeyer.
- 19 -
- 20 - Die Charisten.
- 21 - Die Terminalien.
- 22 -
- 23 - Die Königsflucht.
- 24 -
- 25 -
- 26 -
- 27 - Die Equiren.
- 28 -

# März

## Im Schutz der Minerva.

| | |
|---|---|
| Am 1sten. | Die Matronalien. |
| = 2 = | Schwarzer Tag. |
| = 3 = | |
| = 4 = | |
| = 5 = | |
| = 6 = | |
| = 7 = | Das Vejovisfest. |
| = 8 = | Schwarzer Tag. |
| = 9 = | |
| = 10 = | |
| = 11 = | |
| = 12 = | |
| = 13 = | |
| = 14 = | |
| = 15 = | Das Fest der Anna Perenna. |
| = 16 = | Schwarzer Tag. |
| = 17 = | Die Liberalien. |
| = 18 = | |
| = 19 = | Die Quinquatrien: erster Tag. |
| = 20 = | = = zweyter Tag. |
| = 21 = | = = dritter Tag. |
| = 22 = | = = vierter Tag. |
| = 23 = | = = fünfter Tag. |
| = 24 = | |
| = 25 = | Die Hilarien. |
| = 26 = | |
| = 27 = | |
| = 28 = | |
| = 29 = | |
| = 30 = | Janus, Konkordia, Salus und Pax. |
| = 31 = | Das Fest der Luna. |

# Aprill.

## Im Schutz der Venus.

---

Am 1sten. Das Fest der Venus Verticordia.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Die Megalesischen Spiele.
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 = Die Cerealien.
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 =
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 = Die Fordicidien.
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 = Die Palilien.
= 22 =
= 23 = Die Vinalien.
= 24 =
= 25 = Die Robigalien.
= 26 =
= 27 =
= 28 = Die Floralien.
= 29 =
= 30 = Das Fest der Palatinischen Vesta.

# May.

## Im Schutz des Apollo.

---

Am 1sten. Das Fest der Laren.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 =
= 7 =
= 8 = Schwarzer Tag.
= 9 = Die Lemurien.
= 10 =
= 11 =
= 12 = Das Fest des rächenden Mars.
= 13 =
= 14 =
= 15 = Das Merkursfest.
= 16 = Schwarzer Tag.
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 = Die Flucht des Opferkönigs.
= 25 = Das Fest der Fortuna Publika.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

# Junius.

## Im Schutz des Merkurs.

Am 1sten. Das Fest der Juno Moneta.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 = Das Fest der Bellona.
= 4 = Das Fest des Herkules.
= 5 = Das Fest des Sankus.
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 = Das Fischerfest.
= 8 = Die Verehrung des Mens.
= 9 = Die Vestalien.
= 10 = Die Matralien.
= 11 =
= 12 =
= 13 = Die kleinen Quinquatrien.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 = Die Reinigung des Tempels der Vesta.
= 17 =
= 18 = Das Fest der Aventinischen Pallas.
= 19 = Das Summanusfest.
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 = Das Fest Fortuná Fortis.
= 25 =
= 26 =
= 27 = Das Fest des Jupiter Stator.
= 28 = Das Fest des Romulus.
= 29 =
= 30 = Das Fest des Herkules und der Musen.

# Julius.

## Im Schutz des Jupiters.

Am 1sten
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Die Apollinarischen Spiele.
= 6 = Das Fest der Fortuna Muliebris.
= 7 = Das Fest der Mägde.
= 8 = Schwarzer Tag.
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 = Das Geburtsfest Julius Cäsars.
= 13 =
= 14 =
= 15 = Das Fest des Kastor und Pollux.
= 16 = Schwarzer Tag.
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 = Die Neptunalien.
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

# August.

## Im Schutz der Ceres.

---

Am 1sten. Das Fest der Hoffnung.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Das Salusfest.
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 = Das Fest der Diana.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 = Die Portumnalien.
= 18 = Die Konsualien.
= 19 =
= 20 =
= 21 = Die zweyten Vinalien.
= 22 =
= 23 = Die Vilkanalien.
= 24 = Die Eröffnung der unterirdischen Welt.
= 25 = Die Opekonsiven.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

# September.

## Im Schutz des Vulkan.

Am 1sten.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 = Die Einschlagung des Nagels.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 = Das Geburtsfest des Augustus.
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 = Die Meditrinalien.

# October.

## Im Schutz des Mars.

Am 1sten
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 =
= 7 =
= 8 = Schwarzer Tag.
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 = Die Augustalien.
= 13 =
= 14 =
= 15 = Die Opferung des Pferdes.
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 = Das Waffenfest.
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

# November.

## Im Schutz der Diana.

Am 1sten.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 = Die Götterspeisung.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 = Die Volksspiele.
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =

# December.

## Im Schutz der Vesta.

---

Am 1sten.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Die ländlichen Faunalien.
= 6 =
= 7 = Schwarzer Tag.
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 =
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 = Die Saturnalien.
= 20 =
= 21 = Die Angeronalien.
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

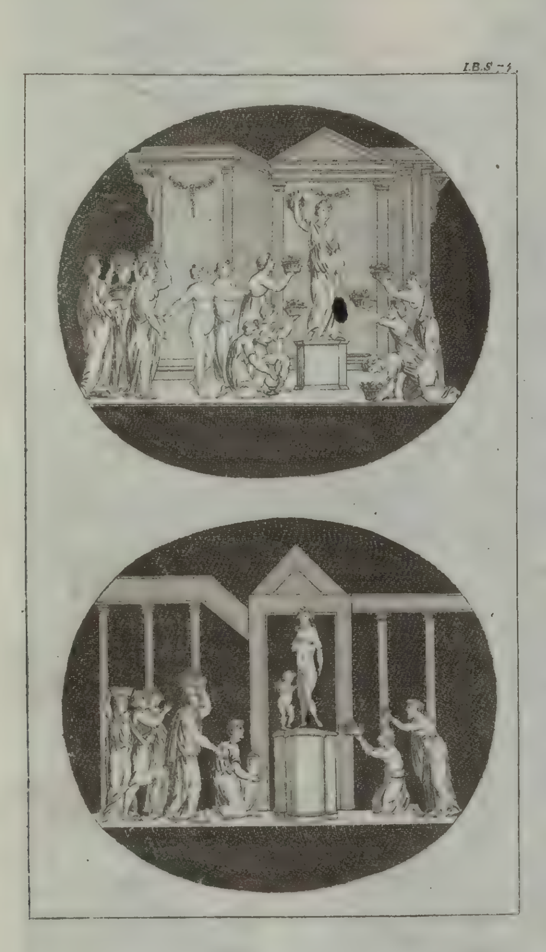
# Register.


I.B.S.31.

Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged



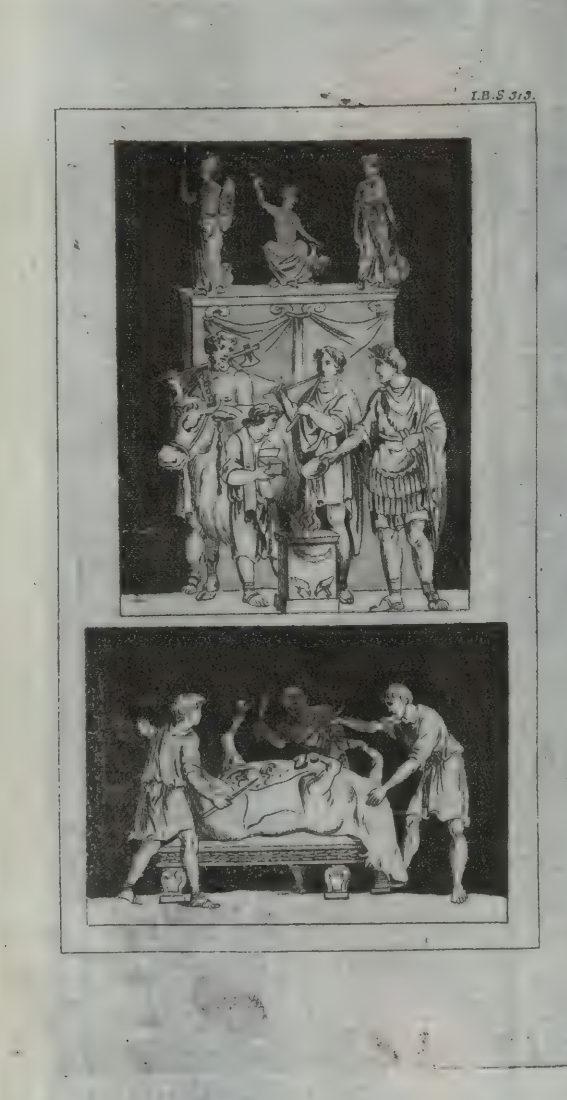
Back of
Foldout
Not Imaged

I.R.S 235.

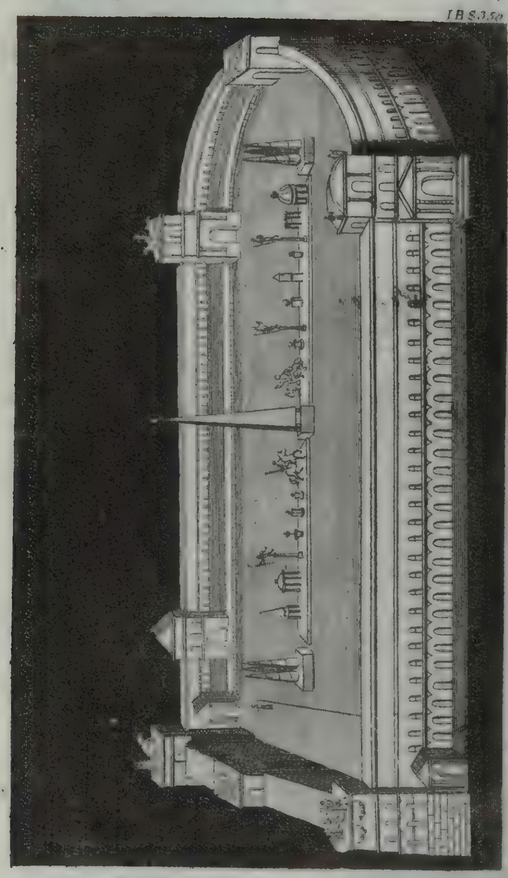


Back of
Foldout
Not Imaged

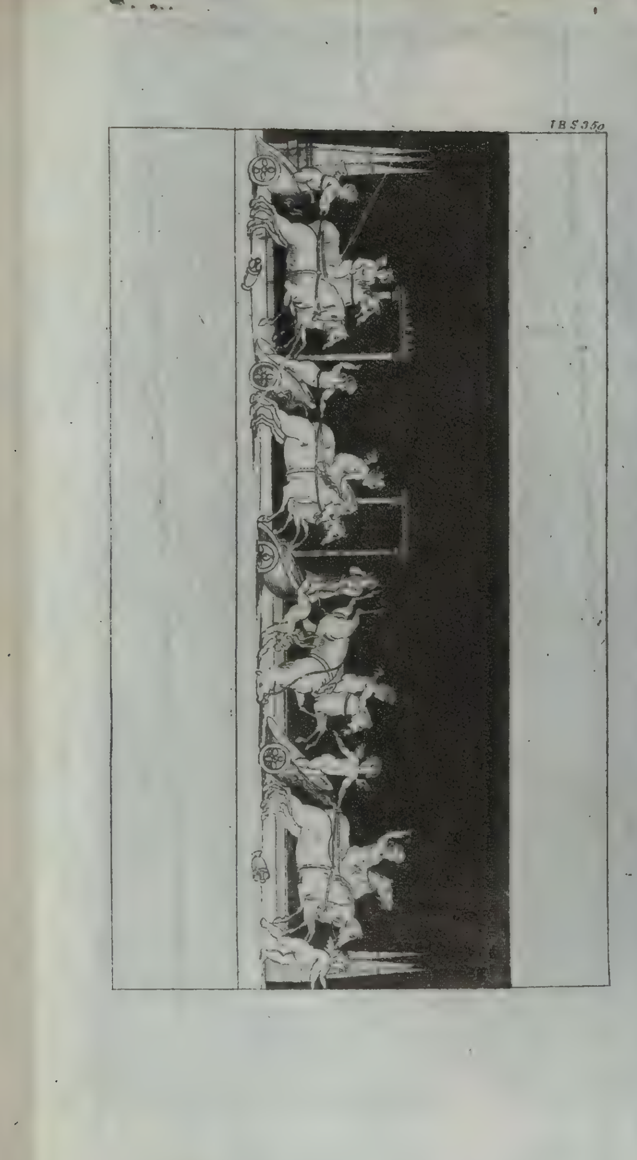
I.B.S 313.



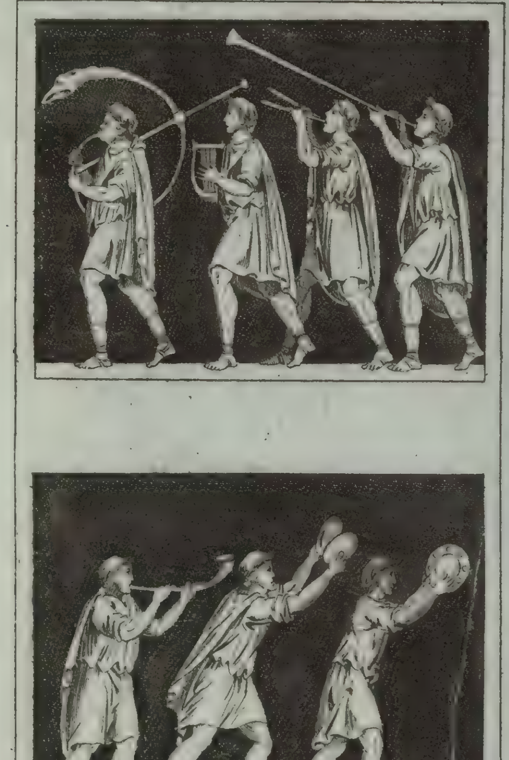
Back of
Foldout
Not Imaged



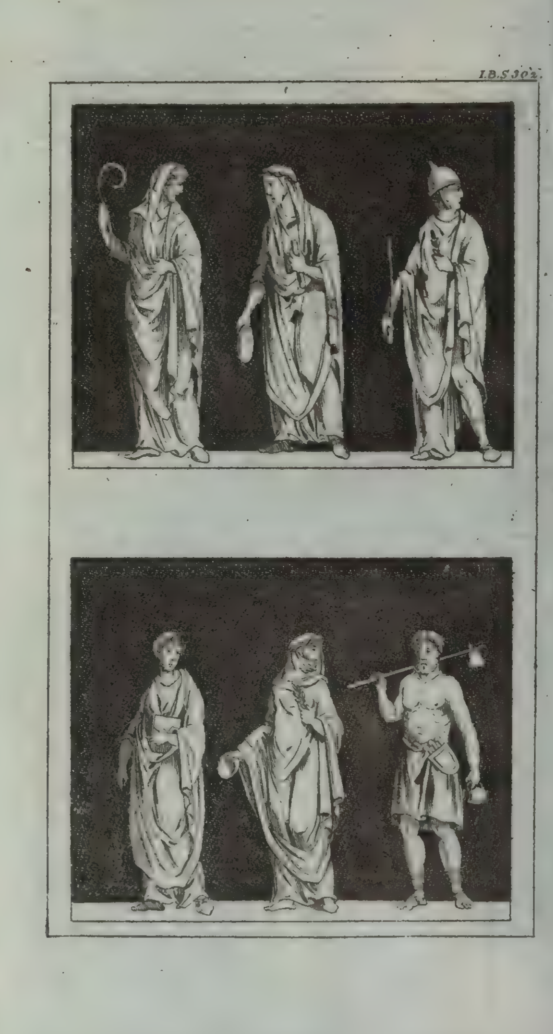
Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged



II. B. Titelk:

Carl Philipp Moritz

ΑΝΘΟΥΣΑ

oder

# Roms Alterthümer.

Ein

Buch für die Menschheit.

---

Zweyter Theil.

Der Römer als Bürger und Hausvater.

---

Ausgearbeitet

von

M. Friedrich Rambach,
Professor der Alterthümer bey der Königl. Akad. der Künste, und Subrector des Friedrichwerderschen Gymnasii.

---

Mit sechs Kupfertafeln.

---

Wien und Prag,
bey Franz Haas, Buchhändler.
1801.

# Zueignungsschrift

an

Se. Excellenz

Herrn

## Friedrich Anton Freyherrn von Heinitz,

Wirklichen Geheimen Etats = und Kriegesrath, Vice = Präsidenten, und dirigirenden Minister bey dem General = Ober = Finanz = Krieges = und Domainen = Direktorio, Ritter des schwarzen und rothen Adler = Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Dröschkau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Ostfriesland, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, desgleichen des Bergwerks und Hütten-Departements, wie auch sämmtlicher Münz- auch Porzellain = Manufaktur = Sachen, in allen Königlichen Provinzen; Kurator der Akademie der Künste.

---



Hochgebohrner Freyherr,

Hochgebiethender Herr Staatsminister,

Gnädiger Herr.

Alles was den verstorbenen Verfasser des ersten Theils der römischen Alterthümer berechtigen und auffordern konnte, ihn Ew. Hochfreyherrl. Excellenz zu widmen, und ihn dem Schutze Ihres Nahmens anzuvertrauen, fordert auch mich auf, die Fortsetzung dieses Werks mit der ehrerbiethigsten Hochachtung Ew. Hochfreyherrl. Excellenz zu überreichen.

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz haben mich nicht allein gnädigst zum Nachfolger des verstorbenen Verfassers in seinen Amtsgeschäften bey der Ihrer Curatel anvertrauten Akademie ernannt, sondern Sie haben auch meine Vorlesungen über die Alterthümer Roms mit Ihrer aufmunternden Gegenwart beehret.

Mögte dieser freyeren Darstellung des römischen Bürgers der Beyfall werden, den

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz damahls meinen Vorträgen nicht zu versagen schienen. Er wird um so belohnender für mich seyn, da er mir die Uiberzeugung gewährt, nicht ohne Nutzen meine Kräfte verwandt zu haben.

Mit der vollkommensten Verehrung bin ich

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz.

Berlin,
den 21. Aprill 1796.

unterthäniger Diener
Friedrich Rambach.

# Vorrede.

Es ist überall nicht leicht, die Arbeit eines andern Kopfs fortzusetzen und zu vollenden. Man kann nie so tief in den Gedanken und Plan des Werkes eindringen, als man beydes durchsieht, wenn es im eigenen Nachdenken entsprang; und das Bestreben, der Fortsetzung diejenige Farbe und Darstellung zu geben, die aus der Eigenthümlichkeit des ersten Verfassers in dieselbe überging, muß dem Ganzen weit mehr gezwungenes aufdringen, als ihm bey einer völligen Freyheit aus dem Geiste des Arbeiters geworden wäre.

Alles was sich in dieser Hinsicht noch sagen ließe, und noch mehreres, traf bey diesem Werke eines der originellsten Köpfe zusammen. Der verstorbene Moritz hatte über die Fortsetzung dieser Alterthümer Roms nicht einen Buchstaben hin-

terlassen; der Plan derselben, oder der Zweck, welchen er dabey verfolgt hatte, mußte daher ganz aus dem ersten Theile gezogen werden.

Ich gestehe gern, daß dieser in Hinsicht auf Plan mir wenig Aufschlüsse gab. Ich fand überall die Darstellung einer Religion, welche die lebhafte Phantasie des Verfassers in einem ihm ganz eigenthümlichen Geiste aufgefaßt hatte. Die Gegenstände waren nur im Ganzen und Großen dargestellt, und wurden, wechselsweise vom Verstande und der Phantasie beleuchtet, in einem Zauberlichte gehalten, welches dem ehrwürdigen Alterthume vorzüglich kleidet.

Das eigenthümliche Verhältniß, in welchen bey allen Werken des verstorbenen Moritz das Denkvermögen und die Einbildungskraft gleich thätig waren, wo das Bild den Gedanken eben so sehr erhellte, als es von ihm belebt wurde, wo beyde immer zugleich wirkten, und ein gewisses Helldunkel hervorbrachten, in welchem Gegenstände, bey denen es mehr auf das Anschauen, als auf Wissen und Uiberzeugung ankommt, bey denen die letzte mit voller Evidenz vielleicht nicht einmahl möglich ist, die meiste Wahrheit haben, — dieß wird ihm bey der spätesten Nachwelt seine Werke eben so gewiß vindiciren, als die unnachahmliche Kunst, im Vortrage, von allem

Lehrstolze fern, nicht so wohl Lehrer als Mitlernender zu scheinen, dem der Leser um so lieber folgt, jemehr er das Vergnügen der Mitforschung einem lästigen Glauben an eine lächerliche Allwissenheit vorzieht, ihn bey seiner Mitwelt beliebt machte.

In beyden wollte ich mit Moritz nicht wetteifern, — weil ich mich kenne. — Auch bothen die Gegenstände nicht so die Hand, wie jene feyerlichen Feste, auch fehlte mir das, was ihm geworden war — das Anschauen der Größe Roms in ihren heiligen Ruinen, welches die Seele zu einer Höhe erhebt, aus welcher sie die Vergangenheit in einem neuen und lebendigen Lichte erblickt.

Mein Zweck bey der vorliegenden Schrift war daher kein anderer, als dem Weltmanne, welcher, obgleich unbekannt mit den Vorkenntnissen zur Einsicht dieser Gegenstände, sich dennoch für sie und für die Menschheit interessirt, ein Buch zu liefern, in welchem er die Resultate von Forschungen so vorgetragen findet, daß er zugleich belehrt und unterhalten wird. —— Die politischen Verhältnisse sind neuerdings ein Gegenstand einer lebhaften Theilnahme geworden; man hat viel über dieselben gedacht, und sie haben eine eigenthümliche neue Form erhalten. Das Al=

te gewinnt an Klarheit, wenn man es gegen das neue hält, und so mag mir in dieser Hinsicht mancher Ausdruck verziehen werden können.

Man hat die alte Inschrift: ein Buch für die Menschheit, wider meinen Willen beybehalten. Ich verstehe sie nicht, und kann sie daher nicht anerkennen.

Ein noch folgender Theil, wird das Kriegswesen der Römer, ihre Lebensart und Vergnügungen schildern.

---

Zur

# Erklärung der Kupfertafeln.

Obgleich dem aufmerksamen Leser dieses Buchs die Gegenstände, welche die Kupfer darstellen, und ihre Erläuterung ohne Mühe begegnen werden, so ist es doch um so nothwendiger, eine besondere Erklärung derselben zu geben, da während der Ausarbeitung dieser Schrift sie erst verfertigt wurden, und es nicht möglich war, sie an dem gehörigen Ort bezeichnend anzuführen. Uiberdem würde es sehr wenig Achtung für die gelehrten und darstellenden Zeichnungen eines Meil verrathen haben, wenn man dieselben durch die Beyfügung von Buchstaben hätte entstellen wollen.

Die dem Titel gegenüber stehende Platte liefert einen Grundriß einer großen römischen Domus nach Vitruv, so wie sie Pennault aus seinen Angaben gezogen hat. Es ist allerdings nichts schwerer, als Beschreibungen so gewöhnlicher und sich im Ganzen so gleicher Dinge, als Häuser und ih=

ren Theile sind, in eine Zeichnung zu verwandeln. Ohne Schuld des Beschreibers läßt er eine Menge von Bestimmungen aus, weil sie ihrer Allgemeinheit wegen, seiner Aufmerksamkeit entgehen, und ihm, der mehr für seine Zeitgenossen, als für die Nachwelt schreibt, so wesentlich nothwendige Theile scheinen, daß das Ganze ohne sie undenkbar wird, und sie selbst, im Verhältniß gegen das Ganze, nicht anders gedacht werden können. Wer würde, wenn er einen berühmten Pallast unserer Zeit beschriebe, sich sehr bey Treppen, Thüren, Fenstern, und ihren Beschaffenheiten aufhalten? Er würde sehr richtig urtheilen, daß der, welcher ihn verstehn will, diese Begriffe und die Kenntniß dieser Gegenstände schon haben müsse. Und doch hat uns das Studium des Alterthums, wo unsere Neugier so manche dreiste Frage thut, und die Untersuchungen über Lebensart und Sitten fremder Nationen, an eine Pünctlichkeit in den Beschreibungen dieser Art gewöhnt, die dem Alten ganz fremd war. — Uns muß genügen, was die Beschreibungen der Alten, welche alle diese Gegenstände mehr im Großen auffassen, gewähren.

Auf dieser Tafel bezeichnen die Buchstaben folgende Theile eines römischen Hauses:

A Der Vorhof (Vestibulum) ein freyer, jedoch von einigen Seiten umschlossener Platz vor dem Hause. Er war dazu bestimmt, daß

diejenigen, welche bey den römischen Großen Geschäfte oder Gesuche hatten, auf demselben verweilen konnten. Hiezu dienten auch die Colonnaden, welche das ganze Haus umgaben, und von denen Vitruv sagt, daß sie unentbehrlich bey dem Hause eines Rechtsgelehrten oder Staatsmannes wären. Nach der Anlage des vorliegenden Grundrisses könnte dazu auch

B. der innere Hof dienen, der sonst gewöhnlich hinter dem Atrium lag. Es ist ein nicht unbeträchtlicher Platz, mit Bäumen besetzt und mit Portikos umgeben, deren innere Wände mit erhabenen Arbeiten geschmückt waren. Auf daselbst angebrachten steinernen Bänken pflegte man Mittagsruhe in der Kühlung der Bäume, erfrischt durch Springbrunnen, zu halten. Die ihn umgebenden

a) Gebäude gehörten gewöhnlich zur Wirthschaft. Da war Küche, Vorrathkammer, Weinlager, u. d. gl., auch fanden sich daselbst Bäder, sowohl kalte, als warme.

Aus diesem Hofe tritt man nun in

C. das Atrium, einen großen gewölbten Saal; ihn umgeben

b) die Geschäftszimmer des Hausherrn, in welchen sich sowohl seine Schreiber, als auch Bibliothek, u. d. gl. befinden.

An sie stoßen

c) Säle und Vorzimmer für die Familie.

Im obern Stock waren hier gewöhnlich die Triclinien oder Speisesäle.

Hinter diesen zum eigentlichen Hause gehörigen Wohnungen lag nun

D. der große Garten (Viridarium), theils für das Vergnügen, theils für manche Nothwendigkeiten des Hauses, denen er doch niemahls ganz Genüge leisten konnte, bestimmt.

Ihn umgaben

d) Säulengänge, und

e) größere Gebäude ohne Pracht und Eleganz, die gewöhnlich zu den Wohnungen für die Sklaven bestimmt waren.

In einem Theile derselben fand sich sehr oft ein Gymnasium, für körperliche Uibungen bestimmt, und eine Reutbahn (Hippodromus).

## Die erste Tafel stellt

auf der obern Seite

eine römische Familie in ihrer Haustracht vor.

Der Mann, nur mit einer Tunika bekleidet aufgeschürzt, wie es zu häuslichen Geschäften nothwendig ist.

Die Frau in einem längern Hauskleide, über welches ein anderes Kleid, welches der Tunika gleicht geworfen ist, die von einem Gürtel unter der Brust gehalten wird. Die Locken fallen frey den Rücken hinab.

Das Kind in seiner gewöhnlichen weiten Tracht. Wenn es ausgeht, wird es seine goldne Halskapsel (aurea bulla) als Schmuck umhängen, und eine kleine Toga mit einer Purpurverbrämung anlegen.

Auf der untern Hälfte erscheinen

dieselben im Schmuck.

Der Mann hat über die nicht so hoch geschürzte Tunika die schmucklose weite Toga geworfen, die, auf der linken Schulter ruhend, den Bewegungen des rechten Arms freyes Spiel läßt. Die oben nur untergeschnallten Sohlen haben sich hier in Schuhe (Calceos) verwandelt.

Die Frau ist mit drey Gewändern bekleidet. Das untere, welches bis auf die Füße, und mit seinen spitzen Ermeln bis an den Wirbel der Hand reicht, ist die Stola, darüber ist eine Tunika mit kurzen Ermeln geworfen, und von der linken über die rechte Schulter hängt der große Mantel, der den Nahmen Palla führt. Ihr Kopfputz ist in künstliche Fechten und Knoten zierlich genestelt.

Die zweyte Tafel zeigt

auf der obern Hälfte

schmausende Römer auf einem Ruhebett, von einer Sklavin bedient, vor.

Die Toga derselben ist zurückgeworfen, wenn dieß nicht das Tafelkleid ist, dessen Form sich jetzt nicht genau bestimmen läßt. — Der bekränzte Tisch ist mit Früchten besetzt, auf demselben steht neben der Sklavin der Krater, in welchem der Wein gemischt wurde, neben ihr an der Erde der Weinkrug (Amphora).

Auf der untern Hälfte derselben sieht man

ein römisches Brautpaar.

Der bekränzte Bräutigam trägt ein Tunika, deren Ermel bis auf die Wirbel der Hand reichen; seine Toga ist leicht übergeworfen, und durch den Gürtel gezogen, welcher die Tunika zusammenhält.

Die gleichfalls bekränzte Braut trägt eine lange Stola, über welche eine ungeschmückte Toga hergeworfen ist. Der weiße Schleyer fällt hinten vom Haupt über die rechte Schulter hervor, und über die linke wieder zurück.

Die dritte Tafel zeigt

auf der obern Hälfte

einen Sklaven und eine Sklavin.

Der Sklav mit halbgeschornem Haupte, ist mit einer schlechten Tunika ohne Ermel bekleidet: er geht barfuß. Der Strick, welchen er in der Hand trägt, deutet die Art seiner Geschäfte, so wie das Ganze seines Körpers einen Barbaren, wenn nicht gar einen sardischen Sklaven an.

Mit leichterem gefälligern Anstände, selbst das niedere Geschäft des Wassertragens verrichtend, begegnet ihm die Sklavin. Eine leichte Tunika, unter der Brust und über der Hüfte gegürtet, umgibt sie. Die Füße schonend, hat sie Sohlen untergebunden. Das allgemeine Talent des weiblichen Geschlechts, auch in der schlechtesten Kleidung gefallend zu erscheinen, ist selbst bey der Sklavin unverkennbar.

Die untere Hälfte derselben stellt

einen Senator, s. p. 191, und

einen Ritter dar, s. p. 193. Er trägt kurze Stiefeln (caligas), und hat, statt der Toga, ein Sagum.

Auf der vierten Tafel erscheint

in der oberen Abtheilung

der Consul mit der verbrämten Toga vor dem elfenbeinernen Sessel (Sella currulis), wie er so eben einen Vortrag zu halten scheint. S. p. 235.

Neben ihm steht der Liktor; in den Ruthenbündel, welche er trägt, steckt das Beil, das Zeichen der Souveränität.

Die untere Hälfte zeigt

den triumphirenden Feldherrn, der mit Lorbeern gekränzt, und mit einer gestickten Toga bekleidet, auf einem Triumphwagen von weißen Rossen zum Capitol gefahren wird.

Um ihn her sind die Theilnehmer seiner Gefahren und seiner Ehre.

---

# Einleitung.

Die Vergangenheit ist die Lehrerin der Zukunft. Der wißbegierige Mensch, der so gern den Vorhang durchschauen mögte, den eine weise Vorsicht zwischen ihn und die Begebenheiten warf, welche ihn erwarten, muß sich mit dem Troste begnügen: die Zeit wirds lehren. — Er sollte indessen diese Zeit fragen. Sie hat unendlich viel gelehrt, und über wichtige in das Große der Menschheit eingreifende Begebenheiten und ihre Folgen wird sie ihm wenigstens Wahrscheinlichkeit geben.

Alle Menschen fühlen dieß sehr früh. Auch der rohe Wilde, sobald er sich zu einigem Interesse für sich selbst und das was ihn umgibt erhebt, fragt: wie war es als dein Großvater, und der Vater desselben hier lebten? Er setzt sein Zutrauen in die Männer die dieß wissen, er hegt Ehrfurcht gegen

Nestoren, die drey Menschengeschlechter kommen und schwinden sahen, er vertraut nur Greisen das wichtige Geschäft an, ihm in bedenklichen Lagen aus dem Schatze ihrer Erfahrungen Rath zu ertheilen.

Wie gering ist aber der Schatz der Erfahrungen eines einzelnen Menschen? wie klein der Kreis in welchem er wirkt, und von welchem auf ihn gewirkt wird? wie unbedeutend die höchste Zahl eines menschlichen Lebensalters?

Fassen wir dagegen die Geschichte so weit wir sie kennen in einen Blick, durchlaufen wir in Gedanken Jahrtausende, so fühlen wir diesen Abstand ganz.

Ein unermeßliches, zum Theil unbekanntes, zum Theil unbebautes Feld. Steppen wechseln mit fruchtbaren Gefilden, und Auen mit Wüsten ab, dankbar freuen wir uns, wenn wir da Trümmer entdecken, wo die Menschen einst in ihrer Größe einherwandelter. — Vieles von dem, was gut und belehrend für die Nachwelt war, ist zerstört oder verschwunden, aber gleichwohl hat sich noch so viel erhalten, daß wir selbst unter dem wenigen, was noch übrig ist, das Große weit und tiefwirkende aufsuchen und vorzüglich herausheben.

Die Zeit ist es welche das Große hervorgehen läßt, und die Zeit welche es begrub. Die Zeit ist es der wir Vorwürfe machen, daß sie uns so manche Belehrungen entzogen, und der wir doch den-

jenigen Unterricht verdanken, welcher für die Menschheit der wichtigste ist.

Was ist aber Zeit? Ist es das Vorübergehen der Jahre? oder die zufällige Wirkung vorüberrauschender Momente? Wenn wir sagen, zu Moses, Sokrates, Cäsars, Hildebrands, Luthers und Friedrichs Zeit, so sagen wir mit Recht nach dem Gehalte des Begriffs den wir mit dem Nahmen eines einzigen großen Mannes bezeichnen.

Wir denken uns in dieser Zusammenstellung unter der Zeit nie etwas anders, als das Resultat und die großen Folgen aller Uiberzeugungen, Einsichten, Gefühle und Handlungen der Menschen, und das wechselseitige Wirken und Gegenwirken derselben aufeinander.

Die Kräfte welche der menschlichen Natur eigen sind, waren von jeher dieselben, aber die Anwendung derselben blieb sich nicht gleich, sie ward von alle dem geleitet, was wir unter dem großen Worte Zeit zusammenfassen.

Die Zeit gibt jedem Wesen Form und Gestalt, und selbst die Menschen sind ihren Einwirkungen immer unterworfen. Alle ihre Ideen, Thaten und Einrichtungen sind von der Zeit abhängig, und erhalten zum Theil ihren Werth nur durch das Licht, in welches der Genius der Zeit sie stellt.

Diese Merkmahle gehen oft unbemerkt vor unsern Augen vorüber, sie fallen uns oft dann erst auf, wenn sie verschwunden und durch ihre nun

sichtbaren Folgen uns erst wichtig geworden sind Diese vorauszusehen ist nicht leicht, und aus diesem Grunde haben wir so wenig Geschichtschreiber der Sitten ihrer Zeit.

Was das spätere Studium nach ihnen aufsucht, kann nur mangelhaft seyn, weil die langsamen Fortschritte von einem Puncte zum andern nun nicht mehr bemerkt werden können, weil wir nur die beyden Grenzen und nicht das dazwischen liegende Gebieth sehen. Die feineren Nüancen und Schattirungen verschwinden überdem so schnell, daß sie kaum das Auge des gleichzeitigen Beobachters, geschweige denn das Auge des Nachkommen gewahr wird.

So lange der Mensch noch nicht durch Eigennutz und Selbstsucht verdorben, und die Nationen zu dem verächtlichen Nationalstolz noch nicht herabgesunken sind, der sie thöricht über alles erhebt, und sie überredet, daß sie die Beyhilfe der Vorwelt und mitwirkender Geschlechter entbehren könnten, so lange wird die Geschichte der Menschen und ihrer Fortschritte in der Sittlichkeit und Verfeinerung eines der ehrwürdigsten Studien bleiben.

Dieses Studium macht den Menschen mit sich selbst und allen seinen Kräften bekannt, und lehrt ihn zugleich die Anwendung dieser Kräfte, indem es ihm die glücklichen Folgen eines weisen Gebrauchs, und den Nachtheil einer übermüthigen Verschwendung oder thörichten Anwendung derselben zeigt. —

Da überdem die Wege, auf welchen das Menschengeschlecht zum letzten Ziele seiner Vollkommenheit gelangen wird, immer dieselben bleiben, weil die Kräfte, durch welche es dieses Ziel erringt, unveränderlich sind, so schließt hier die Geschichte der Vergangenheit die Pforten der dunkeln Zukunft auf, und bringt eine Fackel in ihre Geheimnisse, welche selten zu täuschen im Stande ist.

Die Belehrung aber, welche die Geschichte gewährt, wird um so wichtiger, und von so größerem Einfluß auf die Nachwelt seyn, je gebildeter das Volk ist, dessen Thaten, Sitten und Verfassungen sie darstellt. Alle Spuren dieser Bildung, welche noch übrig sind, können die Geschichte bestätigen und erläutern, aber ihr Verschwinden und ihr Untergang kann dem historischen Werthe des Volks nichts nehmen.

Es ist aber der Cultur eigen, daß sie sich selbst ihre Denkmähler setzt, und sie hat das Geheimniß erfunden, sie durch Schönheit und Festigkeit vor dem Frevel barbarischer Horden, und vor den Zerstörungen der Zeit zu sichern.

Dieß ist es, was uns so viel aus dem Zeitalter der höchsten Blühte der Menschheit zu Rom und Athen erhielt. Freylich haben wir, gegen den Verlust gerechnet, unendlich wenig übrig, allein dieß alles genügt doch, um vor unserer Phantasie diese Nationen wieder aufleben zu lassen. Wir stellen das Getrennte zusammen, schließen aus der Größe

der Trümmer auf die kolossalische Erhabenheit des Ganzen, und aus dem Ebenmaas der Fragmente auf die vollkommne Uibereinstimmung aller Theile.

Doch sind hier immer die schriftlichen Denkmahle, in welchen sich der herrschende Geist der Nation, der mit einem vereinten Streben der Vollkommenheit zueilte, erhielt, von größerer Wichtigkeit. Sie sind es, durch deren Hülfe wir das was die bildende Kunst zum Denkmahl schuf, und die Zeit für uns verschonte, erst verstehen und in seinen Sinn eindringen lernen. — Von schriftlichen Dokumenten ist uns außerordentlich viel, und aus den mannigfaltigsten Gattungen übrig geblieben, so daß wir, obgleich ansehnliche und wichtige Werke verloren gegangen sind, doch eine solche Menge von Nachrichten haben, daß wir aus ihnen, wenn sie gehörig zusammengestellt sind, uns ein lebhaftes Bild einer Nation entwerfen können, die in allem was sie unternahm, so viel Auszeichnendes und von uns Abstechendes hat. — Doch müssen wir keine genaue Vollständigkeit erwarten. Die Neugier muß nicht hoffen, daß ihr jede leichtsinnige Frage beantwortet werden könne, sondern zufrieden mit einer Skizze, in welcher die Züge des großen Originals unverkennbar sind, müssen wir nicht überall gleiches Licht und volle Klarheit erwarten.

Es sey dem Alterthume vergönnt in jenem heiligen Nebel zu stehen, der über den Gräbern der

Vergangenheit und um die Geister der ehrwürdigen Vorzeit schwebt, in welchem hie und da ein Sonnenstrahl fällt, der uns die wandelnden Gestalten, ihres magischen Schleyers ungeachtet, verräth.

Es sey ferne von mir, daß ich die unvollkommene Kenntniß des Alterthums rechtfertigen oder vertheidigen wolle, ich will die Alterthumskunde nur vor Ansprüchen sichern, denen sie niemahls Genüge thun kann; denn sie ist eine historische Wissenschaft, deren Wahrheit sich auf Nachrichten und Denkmahle stützen, die weder deuten noch erfinden, sondern einzig und allein dasjenige gewissenhaft benutzen, und mit weisem Nachdenken zusammenstellen kann, was sie in den Gräbern der Vorzeit findet.

Ich warne vielmehr vor dem Fehler, zu dem wir in Rücksicht des Alterthums geneigter sind als wir sollten, die Nation uns ohne Rücksicht auf ihre Dauer nur in einem Bilde darzustellen. Es ist wirklich auffallend, daß man so häufig, ohne Rücksicht auf die Zeit, welche immerfort alles mit Allmacht umwandelt und umschafft, sich die Nation in der Gestalt, die sie in dem einen Zeitraume hatte, durch alle übrigen denkt, daß man die rohe Tollkühnheit, den regen alles aufopfernden Patriotismus und die entsagende Genügsamkeit der ersten Gründer Roms, mit der überlegenden Tapferkeit, der prüfenden Vaterlandsliebe, und der edlen Freude auch an geistigem Genuße zusammenstellt, die

den Römer in der Blühte seiner Republik auszeichneten, und mit diesen Vollkommenheiten, die die entstehende, von keinem Luxus entstellte Cultur schuf, die Sittenlosigkeit, die Verderbtheit des Charakters, die Feigheit, Habsucht und Schwelgerey der despotisirten Jahrhunderte vermengt.

Die Weltbeherrscherin entstand nicht auf einmahl, und Nationen bilden sich langsamer als einzelne Menschen, die größere Zahl gibt eine weit größere Mannigfaltigkeit der Formen der Vollkommenheit, und biethet zugleich der Zerstörung weit öfter die Hand.

Es scheint aber, als wenn dieser Fehler, den man zum Nachtheil der Alterthumskunde nur zu oft beging, zum Theil in unserer Natur gegründet wäre. Denn wenn wir schon für die Vergangenheit, in welcher wir thätig waren, den richtigen Blick und das wahre Maaß verlieren, wie vielmehr für eine Zeit, die Jahrtausende vor unsrer Existenz liegt, deren charakteristische Eigenheiten so selten eine passende Vergleichung mit den Sitten unserer Zeit dulden, und zu deren Kenntniß uns nur unvollständige Nachrichten verhelfen. — Wenn uns verflossene Jahre, die wir durchlebten, in den kurzen Raum von Monathen verschwinden, so fallen dagegen Jahrhunderte der Vorzeit unsrer Phantasie in verhältnißmäßig kurze Zeiträume, und wir sind — indem wir uns vor uns selbst mit dem Mangel der Nachrichten rechtfertigen — um so geneig-

ter, die Notizen der Zeit, welche wir genau kennen, auf die unbekanntere Vorzeit und Folgezeit überzutragen, je unangenehmer uns das Gefühl der Unkunde ist. Wie sehr dieß von der Wahrheit entfernen müsse, fällt in die Augen, und da man so manchen Theil der Alterthumskunde, ohne dieses Fehlers behuthsam eingedenk zu seyn, bearbeitete, so läßt sich behaupten, daß man hier noch keine Wahrheit habe.

Indessen ist es im Alterthume doch nicht so nachtheilig, und von so auffallenden Folgen, als es bey einer Darstellung der neuern Zeit seyn würde. Die beyden kultivirten Nationen des Alterthums bildeten sich selbst aus, und wenn auch die Römer Nachahmer der Griechen waren, so war es doch nur eine Nation die ihnen zum Vorbilde diente.

Uiberdem standen alle ihre Sitten und Gebräuche in einer genauen Uibereinstimmung und Zusammenhange, sie hatten insgesammt etwas bedeutendes und darstellendes, oder standen mit der Religion, oder dem Gesetz und der Staatsverfassung, die ihnen eben so heilig waren, in Verbindung. Es war ein weit festeres Gewebe der Sitten, denn der Charakter der Nation war von einem weit festern Stoffe. Manches stammte auch aus einer Vorzeit, die alles in einen ehrwürdigen Schleyer hüllte, und vor unbesonnener und vorschneller Umbildung sicherte.

Aus diesem Grunde ist Rücksicht auf die immer umwandelnde Zeit, bey der Darstellung mancher Theile des Alterthumes minder nothwendig; dieß spricht uns aber nicht von der Beobachtung derselben in den Theilen frey, wo entweder die Leidenschaften der Menschen, die bald von Hoffnung, bald von Furcht aufgejagt werden, mit außerordentlicher Kraft in dieselben spielen, oder die Fortschritte des Menschen in seiner Ausbildung, in seinen Einsichten, Bedürfnissen und Wünschen, eine solche Umänderung nothwendig machen.

Die Lebensart des frugalen Ackerbauers, der nur für seine Erhaltung sorgt, der nächst ihr und der Sorge für seine Familie keinen Beruf kennt, als den, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, welches ihm Nahrung, Schutz und Ruhe gewährt, ist sehr verschieden von der Bildung des denkenden und prüfenden Staatsmanns, der, statt dem Gesetze blindlings zu folgen, auch dieß Gesetz vor den Richterstuhl seiner prüfenden Philosophie ruft, der, nicht zufrieden mit Gehorsam und der unsichern Leitung des Gefühls, welches Patriotismus heißt, weiter geht, und nach dem Grunde des Gesetzes, so wie nach der Wahrheit und Zweckmäßigkeit dieses Gefühls fragt, und beyde allein im Verhältniß gegen das Wohl des Ganzen denkt. Und wie sehr sticht dieß Gemälde gegen das Bild dessen ab, der kein Vaterland mehr kennt, sondern nur den Willen eines einzigen, der unthätig ist, wenn ihn

ein edler Beruf winkt, den nur Habsucht und Eigennutz aus seiner gewissenlos erworbenen Bequemlichkeit bringt. — Der Patriotismus eines Mucius Scävola ist ein ganz andrer als der eines Grachus oder Brutus, und ein Marcus Porcius Cato ward ganz anders gebildet, als ein Mäcen oder Sejan.

Die Geschichte und Erfahrnng lehren, daß Cultur und Luxus fast immer gleiche Schritte halten; daß, indem das Volk sich zur Cultur erhebt, ihr beständiger Begleiter, der Luxus, ihm nachschleichte. Jede Erfindung, die einen vollkommenern Genuß des Lebens gewährt, führt durch den möglichen Mißbrauch immer zur Verzärtelung, mit ihr finden sich Bequemlichkeit, Prachtliebe und ein nachtheiliges Raffinement des Genußes ein, die ihre Herrschaft um so schneller ausbreiten, je weniger innere Kraft im Charakter der Nation liegt, je unerwarteter sie mit der Cultur und dem Luxus, welche als Fremdlinge sich ansiedelten, bekannt wird, und je leichter sie sich vom Glanze täuschen läßt, das wahrhaft beglückende ihm bloß seiner minder einnehmenden Form wegen nachzusetzen.

Die Folgen hievon zeigen sich überall, wo sonst der Charakter der Nation sichtbar war. Ihr häusliches Leben, ihr Privat- und öffentlicher Umgang, ihre Erziehung, ihre patriotische Thätigkeit, ihre Freuden und Spiele, selbst ihre Kleidung

Waffen und Hausrath, tragen die Gestalt und Farbe der veränderten Nation, welche alles ihren Launen und Bedürfnißen anpaßt. —

Hierbey muß man jedoch nie vergessen, daß die Aeußerungen des veränderten Nationalcharakters in Rücksicht ihres Umfanges gleichfalls langsam fortschreiten. Was beyde Nationen des Alterthums betrifft, so war die Cultur derselben nie von bedeutendem Umfange, wenigstens was die Einsicht der Wahrheit betrift, denn es fehlt ihnen die Kunst, durch deren Hülfe bey uns die Wahrheit bis in die niedrigste Hütte dringt, die Buchdruckerey; und es läßt sich behaupten, das aus einem verwandten Grunde die Kunst zu lesen nicht allgemein war. Gebildeter waren sie aber in Rücksicht des Gefühls für das Schöne, weil in jenem Zeitalter die Werke aller Künste ungleich mehr Publicität hatten, als in unsern Tagen, und weil Auge und Ohr immer Nahrung und der Geschmack immer Stoff fand. Eben daher beruhte ihre Moral mehr auf Gefühlen als Grundsätzen, und aus eben dem Grunde war sie auch von so manchen Seiten leichter zu erschüttern.

Die umwandelnde Allmacht der Zeit und der Menschen erscheint aber in keinem Stücke wirksamer als in der Verfassung des Staates. Sie ist immer das Resultat des allgemeinen Willens und Nachdenkens, und sie muß sich, wenn gleich nicht immer in der Form, doch in der Ausübung der

Formalität, nach den Wünschen des Ganzen richten. Sie bleibt in den Augen des Bürgers immer die wichtigste im Staate, und sobald einer derselben sich durch das Bewußtseyn seiner Kraft zur Thätigkeit aufgefordert fühlt, so äußert er sie hier vorzüglich. Eben so leicht wird sie aber auch das Spiel selbstsüchtiger Leidenschaften, die unter dieser Hülle nur ihren Vortheil suchen. Dieser immerwährende Kampf des Rechtes gegen Unrecht, des gewissenhaften Gebrauchs gegen Mißbrauch, gewährt das unterhaltendeste und belehrendeste Schauspiel für jeden Menschen, der sich über sich selbst erheben und Theilnahme für das Ganze fühlen kann. Aus diesen Gründen ist der historische Gang in der Darstellung der Verfassung einer Nation so wichtig, wiewohl er nicht eigentlich hieher, sondern mehr für die Geschichte gehört, die, wenn sie ihres großen Nahmens würdig seyn will, eine Geschichte der Nationen und nicht einzelner Menschen seyn darf.

---

Ich hebe hier einen Zeitpunct aus, in welchem wir die römische Nation betrachten, und dieser ist die Zeit ihrer höchsten Cultur, die Periode eines Cäsar, Lucull und Cicero.

Die früheren und späteren Abweichungen ver-

dienen einer Erwähnung, um das Bild vollständig zu machen.

Indessen ist es angenehm, belehrend und nothwendig, die Nation zu dieser Höhe emporsteigen zu sehen.

---

# Entwurf
# einer Geschichte der Römer,
## in Rücksicht
## auf das
## Wachsthum ihrer Macht und Cultur.

---

Rom dauert zwölfhundert Jahre. Im Anfang hat sein Gebieth den unbedeutenden Umfang einiger Quadratmeilen, und die Bewohner desselben wehren sich mit aller Anstrengung ihrer Kräfte gegen die mächtigern Nachbarn. Späterhin ist den Römern die Welt unterthan, fast so weit als sie ihnen bekannt ist; wo man ihnen nicht gehorcht, da fürchtet man sie, und ihre Gesetze und Waffen despotisiren die fernsten Weltgegenden. — Dieser ungeheure Abstand des Unbedeutenden von dem Erhabenen und Colossalischen macht unser Erstaunen rege, und wir fragen die Geschichte: wie errang der kleine Staat diese Macht, Größe und Einfluß?

Die Begebenheiten und Schicksale des ältesten Italiens liegen jenseit der Grenze der wahren Geschichte. Sagen in das Gewand der Dichtkunst gekleidet, und Nahmen ohne Bedeutung sind allein auf uns gekommen. Die Völker, welche hier lebten, verjagten, bekriegten und unterjochten einander, und haben nie die Aufmerksamkeit ihrer gebildeteren Mitwelt verdient. Die Werke der Griechen schweigen von ihnen, und die Römer erzählen uns nur das was die Geschichte ihres Staates, den sie schon in der Wiege gern zum Herkules erheben mögten, glänzend machen kann. Ungewiß ist es woher sie in diese Gegenden eingewandert sind, gewiß aber daß die mehresten ohne Cultur, und so roh waren, daß einige sich für ursprüngliche Kinder ihres Bodens hielten. — Die Sage hat Nachrichten von einer goldnen Zeit dieses Landes unter den Herrschern Saturnus, Picus und Faunus aufbehalten. Diese scheinen aber mehr auf jene Sorglosigkeit und den ungestörten Genuß eines bequemen Lebens sich zu beziehen, als auf ein Glück, welches der kultivirte Mensch einer thätigen Vorwelt mißgönnen wird.

Gleichwohl erheben sich aus der Schaar dieser Nationen die Hetrusker, ein Volk, welches für das alte Rom durch den Einfluß seiner Bildung ungefähr das war, was den Griechen Aegypten gewesen. Ihr Staat, in dessen Nachbarschaft die junge Colonie von Alba Longa gegründet worden, hatte

te einen beträchtlichen Umfang, und eine Verfassung die eine Civilisation verrieth, welche in diesen Zeiten und in diesen Gegenden unsere Achtung verdient. Mehr als Civilisation darf die Geschichte nicht wagen ihnen beyzulegen', denn was sie von Kunst besaßen, hatte zu wenig Einfluß auf das Ganze, und war gar nicht von Fortschritten in den Wissenschaften begleitet. Wäre dieß der Fall gewesen, so würden sie auf Cultur Ansprüche machen können.

Diese gehört den Griechen in dieser Zeit fast allein, und folglich auch den Colonien derselben, die in dem südlichen Theil von Italien sich niedergelassen hatten. Croton, Sybaris und Tarent waren nicht unbedeutende Staaten. Sie gingen mit starken Schritten der Verfeinerung entgegen, die bald in einen zerstörenden Luxus ausartete, welchem der Patriot Pythagoras fruchtlos seinen politischen Bund entgegen stellte.

Das einzige Volk welches unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen darf, sind die Staaten des lateinischen Bundes, von welchem Alba Longa das Haupt war. Es ist wahrscheinlich, daß diese Staaten eben dadurch mächtig, und ihren Nachbarn überlegen wurden, daß sie sich in einen Bund vereinten, welche Sitte überhaupt im Alterthum, besonders unter dem Horizonte griechischer Cultur allgemein ist. — Die so verbündeten Staaten hielten ihre Nationalversammlungen, welche mit reli-

giösen Feyerlichkeiten verbunden, und durch mancherley Volksspiele glänzend und unterhaltend gemacht wurden. — Rom selbst steht nachher als Oberhaupt des lateinischen Bundes da, und unter seiner Leitung werden die Feriae latinae gefeyert.

Wahrscheinlich unzufrieden mit der Regierung in Alba Longa — wie denn überhaupt die Menschen dieser Zeit sehr leicht unzufrieden mit ihren Herrschern wurden — wanderte eine Anzahl der Einwohner aus, um an einem andern Orte sich niederzulassen, und sich da den Einfluß und die Macht anzumaßen, auf welche sie im Mutterstaate Verzicht thun mußten. — An ihrer Spitze standen Zwillingsbrüder, Findlinge und Abenteurer. Die Sage macht sie zu den Früchten einer schwachen Stunde, welche die Tochter des Herrschers zu Alba Longa sich zu gute hielt, der Stolz der Römer, — oder die dichterische Sprache der alten Welt — zu Söhnen des Kriegsgottes.

Diese Emigranten gründeten ohnfern des Ausflußes der Tiber eine kleine Stadt, oder verjagten die Einwohner einer schon erbaueten, nahmen sie in Besitz, und nannten sie Rom, vielleicht von ihrem Anführer Romulus, vielleicht nach dem griechischen Ρωμη, Stärke.

In dieser Stadt führten sie nach dem Beyspiel aller Colonien des Alterthums, die Verfassung der Mutterstadt Alba Longa ein, die Verfassung welche überall unter dem griechischen Himmel herrscht, in

welcher wir das erste Nachdenken der Menschen über politische Verhältniße, Wohl des Ganzen, und Rechte der Einzelnen gegeneinander gewahr werden.

Der Despote und der Sultanismus sind im Orient zu Hause, und wahrscheinlich die Erfindung von Priesterorden, welche in ihre Hände alle Gewalt spielen wollten, und es bequemer fanden einen einzelnen zu beherrschen, den sie erzogen, in Vorurtheile einweihten, und im Serail verweichlichten. In Assyrien hielten Chaldäer durch astrologischen Trug, in Aegypten die Priester durch Mysterien und religiöse Drohungen den Herrscher in einer steten Minderjährigkeit.

Eine solche Verfassung war nie für den griechischen Geist, er verabscheute diese despotische Herrschaft eines einzigen, und dieß thaten auch die Römer so lange als sie der Verwandtschaft mit der liebenswürdigsten aller Nationen würdig waren.

Auch in ihren frühsten Staatseinrichtungen finden wir ein gar einfaches aber doch zweckmäßiges Nachdenken; das Volk behielt sich in denselben das Recht vor, sich Gesetze zu geben, über wichtige Angelegenheiten des Staats allein zu entscheiden, Krieg und Frieden zu beschließen, in Bündniße zu treten, und diese Bündniße zu sprengen. In großen Versammlungen übte das Volk diese Rechte aus, wo es gewöhnlich nach Abtheilungen seine Stimme gab, die in der Religion ihren Grund hatten.

Die Achtung, in welcher bey allen Völkern das Alter steht oder stehen sollte, welche auf der ausgebreiteten Erfahrung derselben beruht, war der Grund, warum man Greisen in diesen Versammlungen vorzüglich das Recht gab, ihre Stimmen früher zu sagen, und über die Gegenstände, welche entschieden werden sollten, sich weiter zu verbreiten und zu debattiren. Dem einen oder dem andern Urtheile stimmte dann die Menge bey, und sie ward durch diese Zustimmung zum Volksschluß, ein Gesetz.

Diese erfahrnen Greise bildeten außerdem aber noch eine eigene Versammlung, die für sich allein im Nahmen des Volks entschied, vorzüglich aber, wo ein schneller Entschluß nöthig war; diese Versammlungen haben in beyden Sprachen des Alterthums ihren Nahmen von ihrem Ursprunge, und der Anfangs nothwendigen Eigenschaft ihrer Mitglieder, dem Alter. Γερουσια. Senatus.

Nicht genug aber, daß das Volk seine Rechte behielt, daß erfahrne Greise es bey der Ausübung derselben leiteten: es gab, wie auch die kürzeste Erfahrung jedes Volks lehren mußte, eine Menge von Vorfällen, wo das Wohl des Ganzen von einem jeden die Aufopferung seines eigenen Willens und Folgsamkeit gegen die Befehle eines einzigen forderte, der das Ganze schnell übersah, schleuniger einen Entschluß fassen, und diesen Entschluß muthig ausführen konnte. Die Nation mußte in

so manchen Lagen ein Vorbild haben, dem ein jeder nacheiferte; dem ein jeder schon aus Achtung gehorchte. Persönliche Eigenschaften und Vorzüge, des Körpers sowohl als der Seele, waren es vorzüglich, durch welche sie gewonnen ward. Tapferkeit, Kraft, Muth, kühne Verachtung der Gefahr, männliche Ausdauer gegen Mühseligkeit, Gegenwart des Geistes, Schnelligkeit und Besonnenheit im Entschluß, List und ein männlicher überredender oder überlistender Vortrag. Es ist sehr leicht einzusehen, daß diese aus Achtung gewährte Folgsamkeit schnell in einen Gehorsam überging, den der, welcher vormahls nur Rath ertheilte, nun aber befahl, nicht mehr erwartete, sondern zu fordern berechtigt war. Ein durch die Erfahrung bestätigtes Zutrauen, und eine sehr natürliche Dankbarkeit waren die Ursachen davon.

So klein auch die Nationen der frühern Zeit sind — denn wie viele zählt nicht das beschränkte Griechenland? — so fanden sich doch die Anlässe zu einer gemeinschaftlichen Thätigkeit in Masse nur sehr selten, da sie noch zerstreut wohnten, oder wohl gar noch mit ihren Heerden ungewisse Wohnsitze hatten. Wenn Kränkungen, die sie allgemein fühlten, sie zur Rache aufforderten, wenn eine Fehde beschlossen ward, die wir nur dann Krieg nennen können, wenn wir uns Verschwendung mit den Worten zu gute halten, dann allein trat die Nation als ein Ganzes auf, dann waren Fälle wahr-

scheinlich, wo ein augenblicklicher Entschluß das einzige nothwendige Rettungsmittel blieb; wo sie nicht ihre weisen Greise hören und unter ihren Vorschlägen wählen konnten; wo ein einziger der Repräsentant des allgemeinen Willens und der Vollführer desselben seyn mußte.

Dieß war der Feldherr im Kriege, dessen Macht aber auch hier noch durch die Unterfeldherrn beschränkt war, deren Rath er dann hören mußte, wenn die Zeit Aufmerksamkeit auf ihn vergönnte, wie dieß viele Scenen der Iliade beweisen. Erschlagene Feinde, ehrenvolle Zweykämpfe für die ganze Nation, gewonnene Schlachten, eroberte Festungen, aufgethürmte Beuteschätze, waren die Dokumente seiner Größe, und seiner Tauglichkeit zu diesem Geschäft. — Wiewohl nun aber mit dem Feldzuge auch seine Macht endete, und er mit dem Feldherrnstabe auch die Würde niederlegte, so blieb er doch immer der ausgezeichnete Mann, der er einmahl war. Die Augen des Volks blieben auf ihn gerichtet, das einmahl gewonnene Zutrauen sein Eigenthum, und man suchte seinen Beystand, so bald man ihn nothwendig und ersprießlich glaubte. So war es sehr natürlich, daß jeder Feldherr König, und jeder König Feldherr war.

Dieß machte ihn aber nicht zum Despoten, nicht zum willkürlichen Herrscher, der das Gesetz und den allgemeinen Willen der Nation gebietherisch zertreten, und auf den Trümmern derselben

das Gebäude seines Eigensinns oder Ehrgeizes aufführen konnte. Er war den Beschlüßen der Versammlung von Greisen unterworfen, er mußte auf die Stimme des Volks hören, die in den allgemeinen Volksversammlungen ertönte; er war nur der Geschäftsträger der Nation, der Vollstrecker ihres Willens.

Von allen Nationen der alten und neuen Welt charakterisirt sich keine so sehr durch einen entschiedenen Tyrannenhaß, als gerade die griechische. Die ursprüngliche Bedeutung dieses entehrenden Nahmens, welche bey ihnen immer dieselbe bleibt, beweist dieß genug. Wenn andere Nationen nur den Alleinherrscher Tyrann nannten, der auf seine Gewalt trotzend sie mißbrauchte, und Unmenschlichkeiten sich zu gute hielt; wenn sie, an eine unumschränkte Gewalt des Fürsten gewöhnt, nur den Wütrich auf dem Throne so bezeichneten; so nannte der Grieche schon den Herrscher mit diesem Nahmen, der dem Volke das unveräußerliche Recht, sich selbst Gesetze zu geben, nahm, und seine Willkür auf den Altar des Vaterlandes stellte, von welchem er den heiligen Codex herabgeworfen hatte. In diesem Rechte nach selbst gegebenen Gesetzen — wenn gleich von einem König (βασιλευς) — beherrscht zu werden, besteht die Freyheit des Griechen, und der Raub derselben ist nach seinen Begriffen die Totalsumme aller Verbrechen gegen die Nation. Keine Eigenschaft des Gebiethers ist im

Stande das Andenken an sein Verbrechen zu begraben, und den Tyrannentitel veralten zu machen; die Nation würde ihn auch dann noch damit entehren, wenn sie durch ihn glücklich geworden wäre. Unter den gepriesenen Weisen Griechenlands, den geehrtesten Männern der gesammten Nation, die ihr Haupt über alle erhoben, waren mehrere, die noch jetzt in der Geschichte den Nahmen tragen, den der griechische Nationalgenius ihnen beylegte.

Ganz so wie in Griechenland war es in dem ursprünglichen Rom. Diese Ideen, — oder vielleicht richtiger Gefühle, waren über das Meer herübergekommen, und mußten unter dem gleich milden Himmelsstriche Italiens gleiche Früchte tragen. Romulus, der Stifter der Stadt, der Waghals, dem die Ausgewanderten sich ganz anvertraut hatten, den ein ununterbrochenes Waffenglück noch kühner machen mußte, der bey alledem gewiß nicht ohne Ehrgeitz und Herrschsucht war, wie die Mißhandlung und der Mord seines Bruders Remus zeigen, war gleichwohl durch einen Senat und durch Komitien eingeschränkt; und als er es wagte, seine Macht über die Grenzen des Rechts und des Gesetzes hinauszutreiben, da fiel er. Dieß scheint die wahre Begebenheit, die das Alterthum in eine Mythe einhüllte, welche für den nun unschädlichen Ermordeten so ehrenvoll gedichtet ward.

Der erste Zweck der neuen Ankömmlinge in ihren Wohnsitze mußte nothwendig Sicherheit von

außen seyn. Ihr erstes Bedürfniß war Schutz gegen Feinde, denen es gelüsten konnte, sie anzugreifen, und deren Anfall sie um so mehr fürchten mußten, je unbedeutender die Kraft war, welche sie ihnen entgegenstellen konnten. Die Stadt — wenn anders dieser Sammelplatz unvollkommener Wohnungen diesen Nahmen verdient — ward mit einer Mauer und einem Graben umgeben. Eine armselige Befestigungskunst, die aber ganz so vollkommen als die Belagerungskunst ihrer muthmaßlichen Feinde war. — Ein anderes Mittel, diese Sicherheit zu bewirken, waren die ewigen Fehden, in welche der kecke Führer, der Gründer Roms sie verwickelte. Auf seinen Muth und ihren Beystand trauend, wagte er unzählige Kämpfe, deren Zweck nicht sowohl war, Land zu erobern, als sich den Nachbaren furchtbar zu machen, und so eine ehrenvollere Sicherheit zu erringen, als die war, welche Wall und Mauern gewähren konnten. Daß der angreifende Theil bey kriegerischen Unternehmungen einen großen Vortheil über den angegriffenen gewinne, ist eine Bemerkung, welche auch die ersten Krieger machen mußten, und um so gewisser machten, je roher und kunstloser ihre Taktik, und je unmöglicher es daher war, die Angriffe vorauszusehen, und ihnen im Voraus Entschlüsse und Plane entgegen zu stellen.

Durch die Beute, welche man in diesen Fehden machte, erhielt der kleine Staat zum Theil sei-

ne innere Existenz; durch die Gefangenen, welche man als Beute betrachtete, ward die Zahl der öffentlichen und Privatdienstleute vermehrt, und durch die eroberten Städte, welche man dem jungen Staate oft mit ihren Bürgern einverleibte, erhielt er mehr Umfang, Boden, und selbst Vertheidiger. Indessen ergriff man doch noch ein Mittel, ihn zu bevölkern, welches, nach unsern Begriffen betrachtet, weniger ehrenvoll für die Nachkommen der ersten Bewohner Roms, und von manchen Schriftstellern, welche die Begebenheiten eines Zeitalters nicht in seinem Geiste auffaßten, falsch dargestellt ist.

Romulus erklärte seine neue Stadt für ein Asyl, für einen Zufluchtsort und eine Freystadt für jeden Unglücklichen und Verfolgten, wo er die Ruhe und Sicherheit finden konnte, welche ihm sonst kein Ort gewährte. Dieß hat Anlaß gegeben zu glauben, Romulus habe die Thore seines Roms jedem Diebe, Räuber, Mörder und Mordbrenner geöffnet; er habe blutige Verbrecher brüderlich aufgenommen, und die — späterhin so theuren, mit so vielem Blute vertheidigten Bürgerrechte, — Menschen geschenkt, die jeder andere Staat aus seinem Schooße verbannt und geächtet hatte. Sollten wohl die Abkömmlinge einer griechischen Pflanzstadt so ohne alles edle Menschengefühl gewesen seyn? Sollten sie wohl ihren heiligsten Schmuck so an den Pranger gestellt haben? Und sollten die

Römer der spätern Jahrhunderte, diese stolzen Weltbeherrscher, uns diese Anekdote von ihrem Ursprunge nicht verschwiegen haben, wenn sie auch in ihren Augen so entehrend hätte seyn müssen, und diese Weltbezwinger wirklich die Abkömmlinge von einem vogelfreyen Gesindel wären?

Die Idee einer Freystatt für blutbefleckte Verbrecher, wohin sie sich vor dem gerechten Schwerte des Gesetzes retten können, hat überall etwas, wogegen sich das Menschengefühl sträubt. Sie scheinen ihm Tiegerhöhlen, in welchen das Ungeheuer ruhig und ungestört der Früchte seiner Greuel genießt, sie verlieren aber diese zurückschreckende Gestalt, wenn wir die Lage der Menschen, welche sie für nothwendig erkannten, genauer betrachten, und anstatt sie für verderbliche Zufluchtsörter für Missethäter zu erklären, werden wir sie vielmehr für heilige Tempel des Mitleids ansehen müssen. So entehrend sie in einem Staate sind, dessen Gesetze auf Gerechtigkeit gegründet, und von einem jeden als Richtschnur der Handlungen anerkannt sind, dessen Bürger durch Cultur ihrem Verstande die Herrschaft über die Leidenschaften gegeben haben, so nothwendig sind sie im Gegentheil in einem Staate, wo das unvollkommene Gesetz sich kein Ansehn verschaffen kann, wo der Wille seiner Verwalter mehr gilt als sein Befehl, wo der Arm desselben nicht weit genug greift, und wo gleichwohl die heftigere, von keinem Zügel gehaltene

Leidenschaft die Vernunft mit sich fortreißt, wo der unaufgeklärte Verstand Rache für erlaubt, und so manches für gerecht hält, was ein reiferes Nachdenken für Verbrechen erklärt.

Dieß war in der That die Lage Griechenlands und Roms, als man bey beyden Völkern Asyle stiftete. Nirgends hatte man geschriebene Gesetze, was die Sänger denen ähnliches vortrugen, waren mehr moralische Maximen und Sentenzen, die nur da wirken wo sie ein reitzbares Gefühl finden, die Willkür des Richters galt fast immer für Gesetz, und man war glücklich, wenn er Gefühl für natürliche Billigkeit hatte. Die Religion, die überall nichts anders als Unterstützerin des Gesetzes und der Moral seyn kann, war noch das einzige was auf dem Wege der Phantasie durch Furcht und Hoffnung, die sie wechselsweise gebrauchte, dem thätigen Leben wirksame Vorschriften gab. — Wie schwer war es Menschen, in dieser Lage Verbrechen zu vermeiden, da weder ihr Verstand das Verwerfliche und Strafbare solcher Handlungen einsah, noch die Leidenschaften die sie dazu hinrissen im Zaume halten konnte.

Hiezu kommt nun noch, daß bey der Unvollkommenheit der Gesetze, auf der einen Seite Unbekanntschaft mit dem Erlaubten und Verbothnen, auf der andern aber, in dem Herzen des Beleidigten, der seine Kränkung nicht vom Gesetz geahndet sah, das Gefühl einer grenzenlosen Rache aufstand,

welches sich um so mehr zu allem berechtigt glaubte, je weniger das Gesetz sich seiner annahm, oder anzunehmen im Stande war. — Wirklich scheint die, unter jedem rohen Volke herrschende Blutrache, der Grund der Freystätten zu seyn. Vergißt man nun bey dem allen nicht, daß der Verbrecher, um diesen Bluträchern, deren Dolche ihn überall suchten, zu entgehen, aus dem Vaterlande fliehen mußte; bedenkt man ferner, daß die Flucht aus dem Vaterlande dem Griechen, und jedem, der sich nach ihm gebildet hatte, über alles schrecklich war und seyn mußte: so sieht man ein, daß mit der Freystatt, auch selbst nach den Begriffen der Alten, nicht Straflosigkeit verbunden war. — Der Unglückliche, der sein Vaterland verlassen mußte, war, nach den Vorstellungen der alten Welt, so sehr bestraft, daß das Leben für ihn keinen Werth mehr hatte, und der Tod mehr Wohlthat als Kränkung gewesen wäre. Daher gebiethet auch die Religion der Alten Mitleid mit jedem Flüchtling; daher hat sie das Gesetz der Gastfreundschaft so sehr geheiligt, daß selbst der Unbekannte auf sie Ansprüche hat, und erst nach erzeigter Wohlthat es dem Gastgeber freysteht, zu forschen, wen er aufnahm. — Doch hierin mischen sich auch Ideen von dem nicht ganz aufgehobenen Umgange der Götter mit den Sterblichen.

Unter den Flüchtlingen, welche Romulus aufnahm, konnte also sehr wohl mancher brave Mann

seyn, den ein unglücklicher, ihm sehr verzeihlicher Augenblick zum Verbrecher gemacht hatte, und der für diesen jungen Staat ein Mann von Wichtigkeit war. Uiberdem konnte sich mancher aus den benachbarten Staaten vor der Uibermacht einer Partey, die ihn trotz seines Sterbens überwältigte, und nun, so weit sie vermochte, zu verfolgen nicht nachließ, retten, der deßwegen nicht strafbarer ist, weil er unglücklich war.

Aus diesem Gesichtspuncte müssen die Römer diesen Vorfall angesehen haben, denn sonst würde ihr Stolz, der auch die Keime ihrer späteren Größe gern verherrlichen und vergöttern mögte, uns diese Begebenheit verschwiegen haben. Noch mehr bestätigt aber die nachherige Ruhe der Stadt diese Meinung, denn — hierüber werden wohl alle Stimmen einig seyn — wären alle diese Ankömmlinge Verbrecher im vorwurfvollsten Sinne des Worts gewesen, so hätte schon in seiner Geburt der junge Staat seinen Tod gefunden, indem er sich selbst eine tödtliche Wunde schlug. — Ein Räuber- und Mörderstaat wird kein Rom.

Fast eben so sehr als diese Freystatt, widerspricht den Begriffen unserer Zeit die Gewaltthätigkeit, welche sich die Römer gegen die Sabiner erlaubten. — Diese Sage hat zu so manchen vortrefflichen Darstellungen, sowohl in den bildenden als redenden Künsten Anlaß gegeben, und es lohnt daher der

Mühe, einen Augenblick bey ihr zu verweilen, da sie überdem das Zeitalter so sehr charakterisirt.

Es fehlte den Erbauern Roms — so sagen ihre Nachkommen — an Weibern. Der junge Staat mußte seinen Untergang fürchten, und sah ihn mit Wahrscheinlichkeit voraus. Nur Weiber, die ihm junge Bürger gaben, konnten ihn retten. Der König entschloß sich daher, um diese seinen Bürgern zu verschaffen, feyerliche Volksspiele anzustellen, zu welchen die benachbarten Stämme entweder von eigner Neugier getrieben, oder vielleicht gar vom Romulus hinterlistig eingeladen, kamen. Diese Spiele — die ganz den rohen Belustigungen der Wilden ähnlich, und für den Geist ohne alle angenehme Beschäftigung waren — hatte der König dem Gotte Konsus geweiht *), welcher der Gott erfinderischer Rathschläge war. Nichts von der Hinterlist der Römer ahndend, kamen die unbefangenen Nachbarn mit ihren Weibern und Kindern zum Schauspiel, als plötzlich die jungen Männer Roms über ihre Töchter und Weiber herstürzten, und sie ihnen entrissen. — Vielleicht war Romulus nicht Rathgeber bey dieser Gelegenheit, vielleicht war es der Erfolg einer Verabredung unter der römischen Jugend, oder der plötzliche Entschluß, eine Gelegenheit zu benutzen, die sich wahrscheinlich nicht so

*) Ihn zu Ehren, und zum Gedächtniß dieser Begebenheit, feyerte man am 18ten August jährlich in Rom die Konsualen. S. Anthusa, B. I. p. 173.

leicht wieder darboth. — Wie dem auch sey, so ist der Weiberraub in jenen früheren Zeiten ein zu gewöhnliches Verbrechen, um in den Augen jener Menschen so strafbar zu seyn, als er es in den unsrigen bleibt. Er war oft der Anlaß von Kriegen, und ward es auch jetzt in Rom. — Wenn man mit der Lage des schwächeren Geschlechts in jenen Zeiten nicht unbekannt ist, wenn man weiß, daß sie immer mehr als Sklavinnen, nicht als Theilnehmerinnen der Herrschaft, welche sie wieder durch Liebe und Klugheit über den Herrn selbst ausdehnten, angesehen wurden, wenn man sieht, daß sie gar keine Rechte hatten, sondern zu dem Eigenthume des Mannes gehörten, wenn man weiß, daß das Band, welches sie mit dem Manne vereinigte, nicht die heilige Kette der Liebe, sondern mehr ein Contract war, der einem Kaufvertrage nicht unähnlich sah, und durch keine ausgezeichnete religiöse Ceremonien eine vorzügliche Weihe erhielt: so sieht man ein, daß dieser Raub jedem andern Raube gleich war, und daß ein Volk, welches fast beständig mit Räubereyen sich beschäftigte, — denn was sind die Kriege dieser Zeit anders — vor ihm nicht zurückschaudern mußte.

Die Sabiner waren nicht im Stande, ihr Eigenthum zu retten, die Uibermacht der Römer war ihnen zu furchtbar. Mit Rache im Herzen — die aber nicht das Kind der Liebe, sondern des Ehrgeizes war, — verließen sie Rom, fest entschlossen,

sen, das wieder zu gewinnen, was ihnen entrissen war, oder die Stadt zu zerstören.

Ein Unglück für die kleinen benachbarten Staaten war es, daß selbst diese Kränkung — die einst, wiewohl nur an einem einzelnen Fürsten verübt, ganz Griechenland vereinte, und gegen Troja in den Harnisch brachte, — die sie alle gleich traf, von allen nicht so gleich gefühlt ward, daß sie dieselbe als eine gemeinschaftliche Sache betrachtet, und im Bunde mit einander durchgefochten hätten. — So einzeln wie sie Romulus angriffen, wurden sie alle überwunden, und die Weiberentführer sicherten sich durch den Mord der erboßten Männer ihren Raub als Eigenthum zu. Romulus hielt wegen dieser Siege einen feyerlichen Einzug in die Stadt, und hing die Waffen-Beute, welche er dem erschlagenen Könige abgenommen, in dem neuerbauten Tempel des Jupiter als Weihgeschenk auf.

Beynahe wäre aber dieses Siegesfrohlocken zu vorschnell gewesen, denn mächtiger als alle übrigen Rächer des Mädchenraubes, und furchtbar durch mehrere Siege, erhob sich der König Titus Tatius mit den beleidigten Bürgern der Stadt Kures. Romulus stellte sich ihm entgegen, aber nicht durch sein gewohntes Waffenglück, nicht durch die Tapferkeit der Römer, sondern durch die Vermittelung der geraubten Weiber, die vielleicht noch nicht alle Gewalt über ihre vorigen Gemahle verloren hatten, gewann der Krieg ein Ende, welches nicht erwünsch-

ter seyn konnte. — Die Völker, welche noch in den Waffen gegen einander standen, beschloßen, sich auf das innigste zu vereinen. Titus Tatius ward Romulus Mitregent, hundert edle Sabiner nahmen neben den römischen Senatoren ihren Sitz, und die Römer verewigten diese Vereinigung dadurch, daß sie neben ihrem ursprünglichen Nahmen auch den der Quiriten (von Kures) annahmen.

Es ist außerordentlich angenehm, selbst die rohe Menschheit, die im beständigen Kriege und Blutvergießen gegen alle sanfteren Regungen abgehärtet zu werden scheint, dennoch für sie reizbar zu finden. Dergleichen gewährt die Uiberzeugung, daß diese zu fest mit der menschlichen Natur vereinigt sind, um durch irgend eine Gewohnheit vertilgt werden zu können.

Der Mitregent des Romulus war so unglücklich, das erste Opfer der nun erwachenden Begierde desselben nach einer unumschränkten Herrschaft zu werden. In einem Auflaufe ward er zu Lavinium, einer benachbarten Stadt, erschlagen. Das Betragen des Romulus nach der That läßt vermuthen, daß er darum wußte.

Wahrscheinlich, um die stets wachen Augen eines auf seine Rechte eifersüchtigen Volkes von seinen Machinationen abzulenken, beschäftigte er es immerfort in Fehden, die unwichtig waren, und die Folge nicht einmahl hatten, welche er beabsichtigte. Die Senatoren sahen seine Plane durch

und er fiel wahrscheinlich von ihren Dolchen wäh=rend eines Gewitters. Einer derselben gab nachher vor, daß er ihm erschienen sey, ihm entdeckt habe, daß die Römer einst den Erdkreis beherrschen würden, und daß er, als Schutzgott seines Roms, von den Römern, unter dem Nahmen Quirinus, göttliche Verehrung fordere. Ein Eid war dem leichtgläubigen Volke Bürge der Wahrheit. — So schnell läßt es sich täuschen, und doch mußte es ihm nicht unwahrscheinlich seyn, daß die sabinische Partey den Mord ihres ehemahligen Anführers gerächt habe.

Der Nachfolger des Romulus, der weise Numa, sorgte eben so sehr für die innere Ruhe und das Glück der Bürger, als sein Vorgänger für Sicherheit von außen thätig gewesen war. Dieß ist eine nothwendige Folge in allen neuerrichteten Staaten: so war der Meerbeherrscher Minos der Vorgänger des Gesetzgebers. Als Gesetzgeber wird Numa nähmlich vorzüglich geehrt. Er knüpfte seine Gesetze, nach der Sitte aller alten Volkserzieher, fest an die Religion; er lehnte die Ehre, sie erfunden zu haben, so wie seine Vorgänger, von sich ab; er gab sie für Eingebungen einer vertrauten Nymphe Egeria aus, und suchte seinen Stolz in der Vertraulichkeit mit einer Göttin, und in dem Gehorsam gegen ihre Befehle. Die Sitte der alten Gesetzgeber, ihre Vorschriften durch die Sanction der Religion zu bestätigen, und ihrem Volke näher an das Herz zu legen, war um so

nothwendiger, da dieß der einzige Weg war, auf welchem man einige Gewalt über die Entschüße desselben gewinnen konnte. So wahr es daher seyn mag, daß alle Gesetze des Numa an die Religion gebunden, und unter dem Schutz der Götter gestellt waren, so wenig läßt sich daraus doch mit Gewißheit schließen, daß sie allein auf Religion Bezug gehabt hätten. Mit der Gottesverehrung dieser Zeit steht alles in Verbindung, sie greift überall in das Leben des Menschen ein, er findet überall schützende Gottheiten oder belohnende und rächende Wesen, und alle seine Handlungen geschehen unter den Augen derer, welche sie richten.

Der Unterjocher, Tullus, nahm nach ihm den Thron ein, seine Regierung hatte nur die Folge für den Charakter der Römer, daß er im Waffengetümmel verwilderter, und durch Waffenglück stolzer ward.

Von seinem Nachfolger Ankus sagt die Geschichte, daß er zu Ostia, an der Mündung der Tiber, einen Hafen angelegt, und die Römer zuerst auf Sichfffahrt aufmerksam gemacht habe. Beydes mag sehr unbedeutend gewesen seyn, denn sonst würden die Römer im ersten punischen Kriege nicht von dem Geripp eines gestrandeten karthagischen Kriegsschiffes den Bau desselben haben lernen müssen. Wichtiger waren wohl seine innern Policeyeinrichtungen, wenn die ersten Versuche diesen Nahmen verdienen. Hieher gehören die Wasserleitun-

gen und Kloaken, durch welche das Wasser zur Stadt, und der Unrath aus der Stadt in die Tiber geschafft wurde. Dieß sind aber nicht die berühmten Werke, von welchen noch Trümmer da sind, man hat sie in der spätern Zeit weit größer ausgeführt.

Ein Ausländer, der sich Anhang und Ansehen zu verschaffen wußte, nahm nach ihm Sitz auf dem römischen Throne. Die Regierung eines Ausländers hat immer hervorstechende Folgen für den Staat, und wirkt ganz eigenthümlich auf den Charakter der Unterthanen. Für Rom waren sie — was sie selten sind — glücklich. Der Ausländer war der Bürger eines cultivirteren Staats, brachte feinere Sitten und seltene Kenntniße dahin, wo beyde unbekannt oder doch verkannt waren. Sein eigenthümlicher Nahme ist verloren, sein Vater war Demarat, ein Sproße aus der Familie der Bacchiaden, die Korinth lange beherrschten, der, als Cypselus sich zum Tyrannen aufwarf, von dort nach Hetrurien in die Stadt Tarquinii flüchtete. Hier hatte der Sohn die Würde eines Lukumo *), die er, von den Hetruriern verbannt, und, von seiner ehrgeizigen Gattin Tanaquil aufgefordert, gern aufgab, um in dem jungen römischen Staa-

*) Hetrurien war in kleine Distrikte oder Ländereyen abgetheilt, die höchste obrigkeitliche Würde in diesen war die des Lukumo.

te das geltend zu machen, was man in dem gebildetern Hetrurien nicht schätzte. — Sein Vermögen, seine Kenntniße, seine Weisheit und Tapferkeit verschafften ihm in Rom, wo er den Nahmen Lucius Tarquinius annahm, verbunden mit einer freundlichen Leutseligkeit, die gegen die derberen römischen Sitten sehr abstach, und doch nicht Mißtrauen erweckte, bald denjenigen Anhang, der als das erste Mittel, seine Absichten durchzusetzen, zu Planen begeistert. Aus seinem Vertrauten machte Ancus ihn bey seinem Tode zum Vormund seiner Kinder, die nach Tarquins Plane nie herrschen sollten. — Eine feurige Rede an das Volk verschaffte ihm die Krone.

Für den jüngst gewonnenen Thron besorgt, verstärkte er die patricische Partey, die sich, wie alle Aristokraten, lieber an den Monarchen, als an das Volk schloßen, indem er hundert neue Senatoren schuff. Den Auguren, und allen übrigen Arten von Zukunftsdeutern, die durch Aberglauben das Volk nach der Willkür einer oder weniger lenken, verschaffte er mehr Ansehn. Sie stammten zum Theil, wie er, aus Hetrurien. — Glückliche Fehden, selbst gegen sein Mutterland geführt, machten ihn reich, und setzten ihn in den Stand, die Entwürfe seines erfinderischen und gebildeten Kopfes auszuführen.

Er formte die Nationalspiele seines Volks zu römischen um, zog siegprangend nach ausgefochte-

nen Fehden in die Stadt, und schmückte sich als Sieger mit goldgestickten Gewändern. Seiner eigenen Würde gab er einen immerwährenden Glanz, auf sein Haupt setzte er die königliche Krone und das glänzende Diadem, er trug den elfenbeinernen Scepter, und golddurchwirkte Gewänder. Von einem elfenbeinernen Thronsessel gab er Befehle und Gesetze, und vor ihm her schritten zwölf Liktoren, aus deren Ruthenbindeln Beile drohend hervorsahen. Künstler aus seinem Vaterlande Hetrurien verschönerten das schmucklose Rom durch bessere Gebäude, und durch damahls angestaunte Versuche in der Bildnerey. Für die öffentlichen Spiele legte er einen Cirkus, für die Reinlichkeit der Stadt Kloaken, zu ihrer Sicherheit eine schützende Mauer an. — — In den Herzen der Söhne des Ancus war der Haß gegen ihn noch nicht erloschen, sie ließen den achtzigjährigen König ermorden.

Vielleicht beabsichtigten sie den Thron nicht, denn Servius Tullius, ein Schwiegersohn Tarquins, bestieg ihn ungestört. Seine Sicherheit war die Liebe des Volks, die er durch gerechte Vertheilung eroberter Ländereyen gewann. Doch schloß er sich weit mehr an die aristokratische Partey, und so viel Verdienste er um den Staat hatte, so legte er doch durch seine zu aristokratische Classifikation des Volks *) den Grund zu den nachherigen langen und blutigen Kämpfen um Recht und

| *) Classen. | Vermögenszustand. | Zahl der Centurien. | Kriegsdienste. |
|---|---|---|---|
| I. | 100,000 Aß, 322 Pf. St. 18 Sch. 2132 Thl. | 98 | 80 Ct. zu Fuß 18 zu Pferde |
| II. | 75,000 — 242 —— 3 — 1600 — | 21 | 21 —— |
| III. | 50,000 — 161 —— 9 — 1066 | 21 | 21 —— |
| IV. | 25,000 — 80 —— 14 — 533 — | 21 | 21 —— |
| V. | 11,000 — 35 —— 10 — 266 — | 31 | 31 —— |
| VI. | Kein Vermögen . . . . . . . . | 1 | Kein Kriegsdienst. |

Summa der Centurien 193 davon
Erste Classa 98 abgezogen

95

Mehrheit der Stimmen der aristokratischen Partey 3

Freyheit. Stadt und Land theilte er in Tribus, die Bürger, wiewohl nach ihrem Vermögen, doch vorzüglich in kriegerischer Rücksicht in Centurien, nach welchen sie in den Volksversammlungen stimmten, und im Felde fochten. Die Reuterey bildete sich zu einem Stande, dessen Vorrecht es blieb, zu Pferde zu fechten. — Hiezu führte er den Census (eine fünfjährige Schätzung) ein, und geboth, daß bey der Geburt des Bürgers im Tempel der Juno Lucina, bey der Erreichung des männlichen Alters im Tempel der Jugend, bey seinem Tode im Tempel der Libitina geopfert werde. — Er war der erste König Roms, der wenigstens der Zahl nach sein Volk kennen lernte, wenn man anders dieß Kenntniß seines Volks nennen darf.

Von dieser servischen Einrichtung des Staats von der Stimmensammlung nach Centurien, geht die Tyranney der Aristokraten aus, welche für Rom höchstens den Vortheil hatte, daß die Plebejer im Kampfe gegen sie ihre Kräfte übten und stärkten, und durch persönliches Verdienst den eingebildeten Werth des Patriziats zu vertilgen suchten. Doch lag dieß nicht im Plane des Königs, und durfte auch nicht in ihm liegen, denn die Mittel, durch welche ein Fürst auf sein Volk wirkt, dürfen in ihren Folgen dem Ohngefähr nicht unterworfen, und nicht waghalsig seyn. Er hatte etweder besondere Absichten, oder den Grundsatz, daß nur der für das Wohl des Vaterlandes sich interessiren kön=

ne, der bey seinem Unglücke etwas einbüßen würde. Ein Grundsatz; den nur der Reiche für wahr halten kann, weil jeder edle Arme sich der Anwendung desselben auf sich selbst schämen müßte.

Die Eintheilung der Bürger in Centurien war übrigens militärisch, und das Recht, zu gebiethen, stand mit der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, im Gleichgewicht. Die Volksversammlungen nach dieser Eintheilung blieben auch im Ansehen, bis die Comitien nach Tribus, in welche Servius das Volk theilte, von dem Volke errungen waren, und ihrer Entscheidung die wichtigsten Staatsangelegenheiten übertragen wurden. Die ältere Versammlungsart nach Curien kam nach und nach ab, und blieb nur für gottesdienstliche Gegenstände, von denen sie eigentlich entsprungen war.

Das wichtigste Verdienst erwarb Servius sich durch Civilgesetze, welche Vorschriften für die Richter, die bisher entweder nach dem Herkommen, nach einem Gefühl von Billigkeit, oder Willkür (arbiter) entschieden hatten, enthielten. Dieß war um so wichtiger, da die vielen bisher geführten Kriege, die verheerenden Einfälle der Feinde eine Menge von armen Plebejern als Schuldner unter das Joch aristokratischer Gläubiger gebracht hatten. Schon jetzt zeigte sich diese Tyranney, die vom Unglück anderer gern Vortheil zieht, und ohne Gefühl von Menschlichkeit und Mitleid den, welchen sie einmahl gefesselt hat, als Sklavin ihrer

Herrschsucht fest hält. — Dieß ist der größte Nachtheil einer vielfach getheilten Herrschaft, die nicht nach Volksgunst streben darf, weil das Recht zu gebiethen ihr erblich ist, daß sie auch den kleinsten Anlaß, ihre Macht zu zeigen, und von dem Rechte, welches sie im Großen nicht ausüben darf, im Kleinen Gebrauch zu machen, nicht vorüber läßt. Ohne diesen aristokratischen Druck der Patricier, mit welchem sie ohnedieß schon unglückliche Menschen mißhandelten, wäre Rom wahrscheinlich nie zu einer demokratischen Republik geworden.

Derselbe Tyrann, welchen die Römer nachher aus ihren Thoren jagten, zeigte gegen den Servius, seinen Schwiegervater, schon die Eigenschaften, die ihn nachher dem ganzen Volke verhaßt machten. Mit einem Haufen Verschworener drang er auf das Kapitol, um den König zu stürzen, dessen Alter seiner Herrschsucht den Thron zu lange vorenthielt. Mit den Insignien der Königswürde bekleidet, setzte er sich auf den Thron, und der erschreckte Senat zitterte vor seinen Bewaffneten. Den Greis, der hinzueilte, um sein Eigenthum vor dem gewaltsamen Usurpator zu sichern, warf er von den Stufen der Curie herab, ließ ihn tödten, und entzog ihm die Ehre des Begräbnisses. Triumphirend fuhr vielmehr mit ihm seine Gemahlin, die Tochter, über den Leichnam des Vaters hin. Die Nachwelt brandmarkte diese That, indem sie der Straße,

wo sie verübt ward, den Nahmen: Straße des Fluchs, gab.

Ohne die Bestätigung des Volks oder Senats zu erwarten, nahm Tarquin der Jüngere den Thron ein, den er durch einen Mord erledigt hatte. Schon dieser gewaltthätige Schritt berechtigte das Volk und die Nachwelt dazu, ihm den Nahmen des Tyrannen beyzulegen. Seine ganze Regierungsgeschichte ist eine Reihe von Beweisen, daß er ihn verdienen, und die freye Wahlmonarchie in eine unumschränkte Despotie verwandeln wollte.

So sehr seine lange Regierungszeit (er saß fünf und zwanzig Jahre auf dem Throne) von seinem Kopfe zeugt, und uns vermuthen läßt, daß er seinem Herzen alles zu gut hielt, um sich furchtbar zu machen, so beweist doch sein Sturz, daß der Tyrann sich nie sicher wähnen dürfe, und daß auch bey dem duldsamsten Volke endlich die Rache und das Gefühl seiner Rechte erwache. — Seine Herrschsucht, welcher der erste kühne Streich glückte, und die, in das Schrecken, mit welchem sie zuerst auftrat, gehüllt, alles mit Erfolg wagte, scheint ihn endlich tollkühner gemacht, und gegen die Vorsichtigkeitsregeln geblendet zu haben, die der, welcher sich in dieß blutige Spiel einläßt, nie aus dem Gedächtniß verlieren sollte. Eine von den beyden Parteyen, welche im römischen Staate sich schon jetzt befanden, und unter welchen sich hie und

da schon eine eifersüchtige Rivalität zeigte, mußte er an sich, und ihr Glück an das Gelingen seiner Plane knüpfen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß beyde sich gegen ihn vereinten, und über ihn herfielen. Der herrschsüchtige Tyrann, der fast überall ein so getheiltes Interesse findet, muß, einem Feldherrn gleich, den Punct vermeiden, wo er sich zwischen zwey Feuer stellt. In der einen dieser Parteyen muß er seine Bundesgenoßen und Söldner sehen, wenn es ihm glücken soll.

Uibrigens muß das Beywort des Tyrannen, mit welchem die Römer sein Andenken brandmarkten, hier ganz in dem antiken Sinne genommen werden, wo es nicht den blutdürstigen, habsüchtigen Herrscher bezeichnet, der ohne Mitleid oder Gerechtigkeit die Rechte seiner Unterthanen zertritt, und mit ihrem Blute und Vermögen tändelt, wie es seine Laune ihm befiehlt, sondern den, der die Grenzen seiner Rechte und Macht eigenmächtig ausdehnt, und dem Volke das heilige Vorrecht nimmt, sich nach selbst gegebenen Gesetzen, von einem selbst gewählten Verwalter derselben beherrschen zu lassen. Die ehrwürdigsten Männer des Alterthums, selbst einige von den ältesten Weisen Griechenlands, führen diesen Nahmen, der den freyheitliebenden Völkern nur darum verhaßt war, weil sie die Despotie eben so sehr verabscheuten, als sie die Freyheit für das höchste Gut hielten.

Daher darf es uns nicht wundern, in diesem Tyrannen einen Freund der Künste zu finden, der für die Pracht Roms alles that, und durch hetrurische Baumeister den kapitolinischen Hügel mit einem prächtigen Tempel schmückte. Er hatte den Grundsatz vieler Tyrannen, die Aufmerksamkeit des Volks von sich abzulenken, und indem er von den Bürgern das Geld durch Abgaben erpreßte, führte er ihnen Tempel und Gebäude auf, von denen sie glaubten, daß sie damit beschenkt würden.

Bey alle dem war aber Tarquin auch Tyrann im neuen Sinne des Worts, er erhielt sich alles zu gut, was seine Macht erweiterte oder ausdehnte. Den Patricieen nahm er ihren Einfluß in den Staat, indem er mit seiner Partey alles berathschlagte und entschied. Den Plebejern, die ohnehin schon sehr durch Schulden gedrückt wurden, legte er Abgaben auf, und schmälerte dadurch ihr schon geringes Eigenthum. Hätte er die Patricier geplündert, und den Bürgern aus dem Volke ihren Einfluß genommen, er wäre glücklicher gewesen, denn der Adel opfert gern alles für einen Schatten von Herrschaft auf, so wie der Bürger sich alles gefallen läßt, wenn er nur seinem Genusse fröhnen, und seinen Neigungen den Zügel lassen kann. — Tarquin aber verminderte die Anzahl der Senatoren, um seinen Anhängern das Uibergewicht zu verschaffen, entschied als Richter allein, gewalthätig und ungerecht,

und legte sich — ein offenbares Bekenntniß, daß er Tyrann war — eine Leibwache zu.

Zu diesem allen kamen noch blutige Unthaten, selbst Familienmorde, bey denen er doch den verstellten Dümmling Brutus übersah, einen Mann, der ihm an unbiegsamer Festigkeit und einer Abhärtung aller zarten Gefühle, wenn die Gerechtigkeit sie heischte, ganz glich; der dazu bestimmt war, seine auf Blut gegründete Herrschaft zu stürzen. — So erhob sich nach und nach ein leises Murren gegen den Wütherich, der so sehr alle im Volk beleidigt hatte, daß nicht einer ihn warnte, sondern daß vielmehr alle dem günstigen Augenblicke entgegen sahen, wo der allgemeine Haß gegen ihn losbrechen, und ihn strafen könnte.

Sein Kriegsglück und die siegreich ausgefochtenen Fehden mit den benachbarten Völkern verschoben diesen Moment, seine Verschwägerung mit dem Fürsten der Latiner, und die Vereinigung der Nationalfeste des römischen und lateinischen Volks auf dem albanischen Berge, welche den Römern für die Zukunft so viel versprach, rettete ihn eine Zeitlang vor der Rache des Volks, bis dieses sah, daß in seinen Söhnen Wütheriche emporwachsen würden, die eines solchen Vaters würdig waren. Die fernste Aussicht auf Linderung seines Zustandes hält ein Volk von der Empörung zurück, aber wenn auch diese verschwindet, so tritt es ohnfehlbar auf, um sich selbst zu helfen. — Sein Sohn Sextus

Tarquinius, der sich schon bey der Belagerung von Gabii als Verräther gezeigt hatte, brachte die Patricier durch die Entehrung der Lukretia auf, und das lange verhaltene Feuer brach nun gewaltsam hervor.

Veranlassung, nicht Ursach der Königsvertreibung war der Selbstmord der Lukretia, welcher durch seine Folgen berühmter geworden ist, als er es verdiente. Diese Gelegenheit, welche man ergriff, zeigt schon deutlich, daß es keine Nationalsache war, daß gegen den Tyrannen sich nicht die gekränkte Nation, sondern der beleidigte Ehrgeiz und die von ihm eingeschränkte Herrschsucht einiger Großen erhob, die ihm nahe genug standen, um mit einem kühnen Schritte den Thron in Besitz zu nehmen, den sie selbst für sich erledigt hatten. — Freylich stimmte die Nation ein, und gab — den schwelgerischen Anhang der tarquinischen Familie ausgenommen — der kühnen That den Ehrennahmen einer patriotischen; aber sie blieb das Werk Einzelner, das Volk konnte bey der Regeneration des Staats nicht frey wirken, nicht auf seine Wünsche allein sehen, sondern nahm die Vorschläge der Männer, welche die kühne That vollbracht hatten, als Gesetze mit Ehrerbiethung an.

Unter diesen war Junius Brutus, den man bisher am Hofe belächelt hatte, der vorzüglichste. Er warf die Verstellung weg, trat als Rächer seiner Familie auf, und zog das Interesse

des

des Volks in das seine. Der König wurde mit seiner Familie verbannt, diese Würde für immer aufgehoben, jährige Consulen an ihre Stelle gesetzt, mehr zu rathen als zu befehlen, die aber gleichwohl bald mit eben der Unumschränktheit herrschten, als die Könige. — Dem getäuschten Volke galt dieß gleich viel, es verabscheut und liebt nur die Nahmen, und glaubt mit ihnen auch die Sache zertreten oder gerettet.

So fiel der Thron in Rom. Abscheu und Volkshaß warfen ihn um. Auch Athen hob einst die königliche Regierung auf, weil sein letzter Fürst so erhabene Dokumente des Patriotismus gab, daß keiner würdig schien, sein Nachfolger zu seyn. — So grenzen die Extreme in ihren Wirkungen zusammen. — Rom verschloß dem Tyrannen seine Thore, und both seine ganze Macht gegen die zusammengeraften Heere desselben und gegen seine benachbarten Freunde auf.

Jetzt steht der Staat an der Grenze seiner ersten Laufbahn. Mit der Vertreibung der Könige beginnt ein neues Leben in ihm. Es ist der Mühe werth, das Ganze der Nation und ihren Charakter zu überblicken, ehe wir sie auf ihrem neuen Wege begleiten.

Die Bedürfnisse des Menschen geben allem seinem Streben die Richtung. Nur die Noth lehrt ihn wünschen, sie zeigt ihm zugleich die Wege zur Befriedigung seiner Wünsche, und schränkt auf der

andern die Launen der Bequemlichkeit oder Schwelgerey ein. — So bestimmen die Bedürfnisse des Staats die Anforderungen desselben an seine Bürger, die Art sich zu bilden, die Lebensweise, die gesammte Entwickelung und Anwendung der Kräfte, und die Eigenthümlichkeiten seines Charakters.

In einem Staate wie das aufblühende Rom, waren Tapferkeit, Abhärtung, Genügsamkeit und Thätigkeit die nothwendigsten Eigenschaften aller Bürger. Da der Staat Vertheidiger bedurfte, da man einem jeden geprüften Fremdling das Bürgerrecht gab, so fehlten Sklaven, die dem stolzen Vertheidiger des Vaterlandes seine häuslichen Geschäfte hätten abnehmen, oder erleichtern können. Die einzige Theilnehmerin derselben blieb sein Weib, und die Kinder, von denen er doch bald die Söhne zu der edleren Thätigkeit des Krieges aufforderte. Gefangene, die im Kriege gemacht wurden, gaben später die ersten Sklaven, ganze eroberte Städte erklärte der Senat für Diener des Staats, nur der, dessen Leben der Krieger im Schlachtgetümmel verschont hatte, war bis auf sein Blut zum Dienste dieses Retters verpflichtet. — Das kleine Gebieth, unter viele getheilt, gab dem einzelnen kleine Besitzungen, selten nur verschwand diese Armuth auf kurze Zeit vor einer Beute, kein Handwerk, keine kunstvolle Geschäftigkeit oder Handlung war da, sie für immer aufzuheben. Im Gegentheil zerstörten oft feindliche Verwüstungen die Staaten des Bürgers, oder die Hand lag am Schwerte, die den

Pflug führen sollte, und da, wo Weide für sein Vieh grünte, stand sein Lager aufgeschlagen. — Dieß brachte ihn früh in Schulden, deren Joch die Nation so lange trug, bis die Habsucht der Wucherer es ihn unerträglich machte. Einförmigkeit mit einer gewissen Rohheit verbunden, die man für das Kennzeichen der Tapferkeit hielt, war der Charakter ihrer Lebensart. Alles das, wozu einige Kunstfertigkeit gehörte, erhielten sie von den Hetruriern, mit denen sie durch einige ihrer Könige verwandt waren. Sie waren nichts anders, und wollten nichts anders seyn, als Krieger und Landleute.

Dabey waren die Bürger aber immer der Hauptzweck des Ganzen, ihr Wohl die letzte Folge aller aufgebothenen Mittel, und der Mittelpunct, in welchem sich alles vereinigte. Daher die weiten, selbst über das Gebieth der Menschlichkeit hinausgesteckten Grenzen der väterlichen Gewalt, daher das sonderbare Phänomen, daß die Feinde aller Despotie in ihrem Hause den Tyrannen spielen, und alles was ihnen angehörte, Weiber und Kinder, später auch die Sklaven als Leibeigene betrachten durften.

Ohne geschriebene Gesetze, ohne eine klare, ihrer Fassungskraft angemessene Moral wurden sie allein nach der Willkür ihrer Rechtsverwalter, nach hergebrachten Sitten, die das Alterthum geheiligt hatte, und von einer abergläubischen Reli=

gion beherrscht. — Selbst unter dem Tarquin verkaufte die schlaue Sybille die Weissagungen der künftigen Schicksale Roms. Wenn dieß auch Täuschung der Klügern war, so zeigt doch der noch späterhin nicht seltene Gebrauch derselben, wie man Römer behandeln durfte.

Mit dem allmählig steigenden Reichthum des Volks fand sich schnell Verschwendungssucht ein. Sie wähnten sich reicher, als sie waren, und glaubten ihre Schätze unerschöpflich. Mit dieser Verschwendungssucht vereinte sich Religiosität. Daher schon Numa's Aufwandsgesetze gegen den Leichenpomp. — Indem sie sich fürchteten, einen Beweis von Weichlichkeit und Verzärtelung dadurch zu geben, daß sie sich selbst einem feineren Genusse überließen, vermieden sie ihn, um den Ruhm der Tapferkeit und Männlichkeit zu erhalten. Ihre Kleidungen waren einfach, wie sonst, und ihren Waffen allein gaben sie, außer der Stärke und Dauer, noch einigen Schmuck. — Die Sklavinnen und Sklaven, die nachher in Rom allgemeiner wurden, waren nicht Diener des Luxus, sondern Gehülfen des Mannes und der Frau in einer nützlichen Thätigkeit.

Das frühgegründete Verhältniß der Patronen und Klienten both dem römischen Bürger, der zu der patricischen Familie gehörte, mancherley Unterstützungen dar. — Als die Klienten durch ihre Schulden sich später, wie durch eine neue Kette,

an die Patronen ihre Gläubiger fesselten, wurden diese Dienstleistungen den ärmern Bürgern so drückend, daß zwischen ihnen und der traurigen Lage eines Sklaven wenig Unterschied war.

Geld gab es noch immer wenig in Rom, und, wiewohl die Geschichte des Hafens Ostia erwähnt, so mag doch der römische Handel dieser Zeit wenig bedeutend gewesen seyn. Die Phönizier und einige kleinasiatische Griechen ausgenommen, hielten sich alle seefahrende Völker dieser Zeit noch an die Küste, die Kunst, nach den Sternen zu segeln, war ein Geheimniß dieser Seefahrer. Mit Recht läßt sich auch zweifeln, ob die Römer in frühern Zeiten schon Schreibkunst auf so tragbaren Materialien gehabt haben, daß dadurch der Handel befördert wäre. — Uiberhaupt aber blieb der Handel in Rom immer etwas verächtlich, weil er mit nothwendigen Reisen verbunden war, die den Römer von aller thätigen Theilnahme an der Regierung und dem Wohl seiner Vaterstadt entfernten.

Auch diese Reisen hatten in den frühern Zeiten Unbequemlichkeiten, die oft unübersteiglich waren. Da es ganz an Herbergen fehlte, so war die Gastfreundschaft das einzige Mittel, sie zu bewerkstelligen. Eben deßwegen ward sie auch so heilig gehalten, darum war sie ein wichtiger Theil der praktischen Religion, und die religiöse Sage forderte die Menschen dadurch zu ihrer heiligen Beobachtung auf, daß sie erzählte, die Götter, wel-

che die Erde so lange bewohnt, als die Menschen sich ihrer Gemeinschaft durch Verbrechen und Laster nicht unwürdig gemacht hätten, fühlten noch so viel Theilnahme für das verwandte Geschlecht, daß sie dieselben zuweilen aus alter Zuneigung, zuweilen um sie zu prüfen, besuchten. — Jupiter war der Schutzgott der Gastfreunde, sein Bild stand auf den Täfelchen, die man zerbrach und theilte. — Kurz nach dieser Zeit, noch unter dem Konsulat des Befreyers Brutus, schlossen die Römer einen Handelsvertrag mit den Karthagern, welche damahls das mittelländische Meer beherrschten. Sie erlaubten ihnen Handel nach Sicilien, Sardinien und Carthago.

Weit enger war die Verbindung, in welcher dieser Staat mit seinen Nachbarn stand. Glückliche Kriege hatten die Römer furchtbar gemacht, man suchte die Freundschaft derselben, und der latinische Bund sah den Staat, den er in diesem Völkerverein aufgenommen hatte, bald ohne Neid und Scheelsucht an der Spitze desselben. — Mit dieser Größe Roms wuchs der Stolz seiner Bürger und der Werth des Bürgerrechts. Dennoch vergaß keiner derselben, woher diese Macht stamme, aus der vereinten Kraft aller, und aus dem Muthe und der Tapferkeit der einzelnen. — Die Freyheit, welche man nun, wenn auch nicht wirklich besaß, doch zu besitzen glaubte, erhielt diese Uiberzeugung in den Herzen der Bürger wach und rege, und jede

war um so rastloser für die Größe und den Glanz der Republik thätig, je mehr durch jene seine Rechte wuchsen, je mehr von diesem auch auf ihn fiel. — Stolz auf den Vorzug, sein Vaterland zu vertheidigen, oder zu rächen, duldete der Römer nicht, daß ein anderer, als ein freyer Bürger die Waffen ergriff. Er diente zu Fuß, nur eine geringe Anzahl reichere, die im Stande waren ein Pferd zu halten, dienten zu Roß. Sie waren aus den ersten Reutern des Romulus entstanden, von dem König Servius zu einem besondern Stande erhoben, und genossen für die Aufopferungen gewisse Vorrechte.

Das lebhafteste Bild eines Römers in der ganzen Kraftäußerung seines Patriotismus gewährt uns M. Junius Brutus. Indessen behaupte ich nicht, daß seine That, und alle späteren gewaltsamen Schritte, welche er sich erlaubte, Folgen einer reinen Vaterlandsliebe gewesen wären. — Herrschsucht, Rachbegierde hatten großen Antheil daran; da sie aber in Rom dafür galten, so sehen wir an seinem Bilde wenigstens, wie der Römer seine Patrioten haben wollte.

Lange hatte er hinter einem verstellten Blödsinn seinen heimlichen Groll gegen den Fürsten verborgen, der das Blut seiner Verwandten vergoß, und ihn nur darum verschonte, weil er blödsinnig schien. — Endlich gab der fruchtlose Mord der Lukrezia das Zeichen zum Ausbruch. — Alles war

dazu bereit. Das Volk haßte Tarquin, — der Herrscher ward mit seinen Getreuen und dem Heere entfernt, sein Sohn, der Verführer Lukrezia's, hatte sich bey Nacht aus dem Lager vor Ardea in die Stadt geschlichen. — Durch diese That war noch eine Familie gegen den Tyrannen aufgebracht. — Der Leichnam gab ein erschütterndes Schauspiel; diesen Frevel der Tarquinier hatte schon mancher stumm geduldet, oder mußte ihn noch befürchten, und hob darum gern die Hände gegen den Verhaßten auf. — Der ganze Senat hatte schon längst, herabgewürdigt durch die Unthätigkeit, in welche ihn Tarquin geworfen, zitternd vor den Morden, die er sich willkürlich erlaubte, und aufgebracht über die Anmaßung einer erblichen Nachfolge, auf einen Führer gewartet, der sich zum Haupte eines Bundes aufwerfen würde, von welchem ein jeder gern ein Mitglied ward.

Umringt vom beyfalljauchzenden Volke und dem einstimmenden Senat, schlug daher Brutus und der beleidigte Gemahl Lukrezia's dem Volke das Gesetz vor, daß dem Könige die Thore zur Rückkehr verschlossen bleiben, und nie wieder diese Würde in Rom geduldet werden sollte. Zwey Consulen erhielten, statt seiner, die Verwaltung des Staats, sie wurden in den Volksversammlungen nach Centurien gewählt, und ihre Macht dauerte nur ein Jahr. So ward die Tyranney nicht allein dadurch gebrochen, daß zwey herrschten, sondern auch durch

die Kürze der Herrschaft geschwächt. Sie erhielten indeß die ganze Macht der Könige, und ein Gesetz erklärte den für straffällig, der ihren Befehlen nicht folgen würde. Collatin, der mit dem verhaßten Geschlechte des Verjagten verwandt war, sah sich bald genöthigt, sein Consulat aufzugeben, weil die Bürger keine Herrscher aus der alten verabscheuten Familie dulden wollten. Valerius ward sein Nachfolger.

Die Hoffnungen der Tyrannen sterben nur mit ihnen selbst. Ein langer oder kurzer Mißbrauch ihrer Gewalt, eine scheue Furcht vor ihrem Zorn, oder bereitwillige Unterwerfung unter ihre Befehle, gibt ihnen den falschen thörichten Glauben an eine Macht, die sie nicht mehr besitzen, sobald die Nation ihren Beystand entzieht, durch welchen allein sie im Stande sind, sich Ansehn und Gewicht zu verschaffen. — Tarquin, an welchem sich alles geschmiegt, der überdem die feile Bestechlichkeit manches Römers kennen gelernt hatte, der sich von einem starken Heer umgeben sah, — war nicht willens, den Thron aufzugeben, den ihm der vormahls scherzhafte Brutus entrissen hatte. — Er sah einen Thoren auf dem Thron, glaubte, das Volk würde ihn bald selbst stürzen, und ihm die Thore öffnen, die er im gegenseitigen Fall zu sprengen bereit war. — Er glaubte nicht an die Verstellungskunst der Menschen, nicht an das Aufraffen einer starken Nation aus dem Schlafe der Unterdrückung und

Unthätigkeit, er glaubte nicht an die Rache des Schicksals.

Indem er von außen die Stadt bestürmen wollte, bot er zugleich in ihrem Innern die ehemahligen Theilnehmer seiner Ausschweifungen auf, die, von seinem schwelgerischen Hofe verleitet, aufgehört hatten, Römer zu seyn, und bey der neuen Verfassung keine Aussicht oder Hoffnung für ihre Schwelgerey entdecken konnten. — Sehr viele junge Patricier waren, von diesem verderblichen Wohlleben seines Hofes hingerissen, die nächsten Verwandten der Befreyer Roms von dem Tyrannen, selbst die Söhne des Brutus fanden sich unter ihnen.

Die ersten Schritte der Verschwörung versprachen den glücklichsten Ausgang. Die weichen Herzen der Jünglinge nahmen die Eindrücke der freundschaftlichen Königshand willig an, neue Hoffnungen blühten vor ihnen auf, Genüsse aller Art, Ehre ohne Mühe und Aufopferung erlangt, und ihre bethörten Blicke sahen nicht, daß sie ihren Vater dem Henkerbeil überliefern, oder selbst mit ihrem Blute würden bezahlen müssen.

Ein Sklav ward der Retter Roms. Ihm ward Freyheit und Bürgerrecht zum Lohn. Er verrieth die heimlichen Berathschlagungen der Verschwornen, sie wurden gefangen gesetzt, und unter ihnen die beyden Söhne des Brutus. Ruthenstreiche und Tod waren ihre Strafe. Der Vater sprach als Richter das Urtheil, und sah es vollziehen. So mußte

er vor dem rohen Volke seinen Patriotismus bewähren. Man zweifelt mit Recht, über wen man mehr erstaunen soll, über das Volk, das solche Forderungen macht, oder über den Vater, der sie erfüllt.

So schwand die Hoffnung Tarquins, auf welche er am sichersten bauen konnte, und der Mann, den er bis dahin verächtlich behandelt hatte, zeigte sich ihm in einer furchtbaren Stärke der Seele. Seine Entschlüsse und Plane bestanden in einer großen Probe. Tarquins Güter wurden indessen zu Rom theils den Göttern geweiht, theils unter das Volk vertheilt, theils verschleudert.

Was List und Verrätherey dem Könige nicht hatten geben können, das sollten ihm Waffen und Kriegsglück gewähren. Er näherte sich der Stadt mit einer Armee, die er aus den benachbarten Staaten ausgehoben hatte, Brutus zog ihm mit den Römern entgegen. Jetzt stehn zum erstenmahle freye Römer im Felde. Doch entscheidet dieses Treffen, nach einer rohen Völkern allgemeinen Sitte, ein Zweykampf, in welchem beyde Streiter, Brutus und Aruns, der Sohn Tarquins, blieben.

So früh verlor der aufblühende Freystaat seinen Retter. Er betrauerte ihn mit allen Zeichen einer kindlichen Zärtlichkeit, und zeigte sogleich, daß alle seine Hoffnung zur Freyheit nur auf diesen Mann gegründet war. — Dieß ist der Charakter unterdrückter Völker, die über ihre Rechte und Macht noch nicht belehrt sind, daß sie nie sich selbst,

ihrem Willen und ihrer Kraft vertrauen, sondern sich mit einer strafbaren Sorglosigkeit dem Manne hingeben, der den Ruf des Volksfreundes hat. Mit seinem Tode fällt ihr Muth, und doch würden sie bey einem weisern Mißtrauen, und bey einem höheren Grade von Einsicht in ihre Rechte, ihm das Todesurtheil gesprochen haben.

In der That war die Lage der Römer durch diese Staatsveränderung wenig gebessert. Unter einem andern Nahmen existirte noch immer die königliche Würde und Macht, und statt der monarchischen Verfassung hatte sich nun eine Aristokratie gebildet, die überall die drückendste von allen Regierungsformen ist. Alle neuen Staatsbedienungen waren Vorrechte der Patricier, nur wenige Plebejer zog man in den Senat, der größere Theil desselben ward durch Ritter ersetzt.

Der eigenthümliche Charakter einer Demokratie liegt in dem allgemeinen gleichen Rechte des Bürgers, an der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats thätigen Antheil zu nehmen. In einer solchen Verfassung muß Patriotismus und Einsicht allein das Recht geben, zu befehlen, es darf kein Prärogativ eines besondern Standes seyn. Jeder muß groß seyn dürfen, jedem der Weg zum Verdienste um das Vaterland und zur Macht offen stehn.

Und wo fand sich das in Rom? In den Händen der Patricier waren alle höhere Staatswürden, und selbst in den Versammlungen des Volks fand

noch jene Art der Stimmensammlung Statt, durch welche die Patricier und reichern so sehr begünstigt wurden.

Der Tod des Brutus öffnete den Römern über diese ihre Lage mit einemmahle die Augen. So lange Brutus lebte, war sie ihnen nicht schrecklich gewesen. Jetzt setzte Valerius, der dadurch den ehrenvollen Beynahmen, des Volksfreundes, sich erwarb, das Gesetz durch, daß jeder an die Versammlung des Volks und an den Richterspruch desselben zu appelliren berechtigt sey, und dieses Gesetz ward nun das große Palladium der römischen Freyheit. Das Symbol derselben waren die aus den Ruthenbündeln der Liktoren (Fasces) herabgesenkten Beile. Sie sind das Zeichen der Majestät, des Rechts über Leben und Tod. Da beyde den Bürgern durch das valerische Gesetz übertragen waren, so steckten die Liktoren die Beile nur dann auf, wenn sie dem Consul vor die Thore von Rom folgten.

Das Volk glaubte, nach seinen beschränkten Einsichten, durch diese Gesetze seine Freyheit gerettet. Es ahndete nicht, daß die Patricier im Stillen sich immer mehr Rechte anmaßten, und diejenigen, welche sie besaßen, erblich zu machen strebten. — Eine völlige Sonderung der beyden Stände war unvermeidlich; beständige Kriege mit den Nachbarn, und die schrecklichen Folgen derselben in Zerstörung der Ländereyen, und daraus entstehenden Schulden der Plebejer auf der einen Seite; Trotz auf die

gewonnene Macht, Mißbrauch der erhaltenen Rechte, thörichter Dünkel und Stolz auf eingebildete Vorzüge, und unmenschliche Mißhandlung unglücklicher Schuldner auf der andern Seite brachte sie zu Stande.

Es ist fast unbegreiflich, wie viele Lasten das römische Volk sich unter so manchem Nahmen auflegen ließ. Ein großer Theil der ärmeren Bürger, der, während er das Feld bebauen sollte, den Staat vertheidigte, und die Bestellung seiner Aecker nicht Sklaven übertragen konnte, sah sich genöthigt, Schulden zu machen, gegen diese seine Ländereyen zu verpfänden, und zur Bürgschaft für die Zinsen geliehener Gelder sich selbst dem Gläubiger als Leibeigenen zu überlassen. — Hiezu kam das nothwendig sehr drückende Verhältniß der Clienten und Patronen. Für einen mehr eingebildeten als wahren Schutz, den der Patron nurbey Processen gewährte, der sich nie durch eine Aufopferung äußerte, mußte der Client willkürlich geforderte Dienste leisten, durch eine Art von Tribut seinen Aufwand unterstützen, und überall durch seine Begleitung dem Patron das Ansehn eines größern Gewichts und ausgebreiteteren Einflusses in den Staat geben.

Der verjagte Tarquin selbst, der den benachbarten König von Clusium, Lars Porsena, mit sich gegen Rom vereinte, legte den ersten Keim zu dem Streite beyder Parteyen durch seine ununterbro-

chenen Anfälle auf die Stadt. — Die Kriege mit den Lateinern, in welchen die Helden Horatius Cocles und Mucius Scävola Unsterblichkeit errangen, entwickelten ihn, und der Uibermuth der Patricier, der an Appius Claudius, der mit fünftausend Fremden und Clienten einwanderte, einen Vertheidiger fand, brachte ihn zur Reife. — Der Unwille zeigte sich, die neue Würde der Diktatur war aber nur ein Palliativ.

Diese Würde umfasset alle Rechte eines Despoten, und unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß er auf kurze Zeit erwählt wurde. Ohne Verhöre und Appellation konnte er richten und strafen, er bewaffnete das Volk, wenn er wollte, und bestimmte, wo es fechten sollte; er ernannte sich einen Stellvertreter (Magister equitum Chef der Reuterey), und war nie, selbst wenn er seine Würde niedergelegt hatte, zu irgend einer Rechenschaft verpflichtet. — Die Gebräuche, unter denen der erste Diktator erwählt war, heiligte die Sitte, und sie wurden nachher immer beobachtet. Der Senat dekretirte die Wahl, der Consul vollzog sie in der Stille der Nacht, und sobald sie geschehen war, begaben sich die Liktoren mit ihren Fasces, in welche sie Beile gesteckt hatten, von den übrigen Staatsbeamten zu ihm, denn diese waren, während er herrschte, aller ihrer Geschäfte und Wirksamkeit entlassen.

Bey der Anwendung dieses politischen Mittels hatte der Staat keine andere Sicherheit, als den

persönlichen Charakter des Diktators, und die kurze Dauer der Würde, die auf sechs Monathe eingeschränkt war. — Auch dieß Mittel war ganz aristokratisch. Die Patricier bestimmten die Wahl, der erste unter ihnen vollzog sie, und gewiß ward nur dann ein Diktator erwählt, wenn es den Aristokraten vortheilhaft war. Daher konnte es auch das nicht leisten, was man dadurch beabsichtigte.

Das Volk fühlte vielmehr den Druck auch unter der neuen Würde, und sah sich ärger gemißhandelt, als von dem verjagten Tyrannen, es sah diesen vervielfacht, und eben so verdoppelt die unglücklichen Wirkungen der ihm unerträglichen Monarchie.

Wiewohl die Gesetze, welche das Schuldenwesen betreffen, in Griechenland und Rom von einer außerordentlichen Strenge waren, so daß wir diese Härte nicht wohl mit dem humanen Charakter dieser Völker vereinigen können: so müssen doch die römischen Patricier sie sehr übertrieben haben. Vielleicht hofften sie diesen Theil der Bürger Roms dadurch ganz zu vertilgen, oder wenigstens in einer so tiefen Unterthänigkeit zu halten, daß sie nie ihre Rechte als Bürger in Ausübung bringen durften, wenn man ihnen ja den Wahn, sie zu besitzen, noch gestattete.

Aber die Wunden, welche das Schwert der Feinde den ärmeren Theil der Bürger schlug, die schreckliche Lage, die sie nach einem endlichen Frie-

den

den zu Hause erwartete, der neue Aufbruch in das Feld, wenn sie so eben ihre Angelegenheiten geordnet zu haben glaubten, alles dieß mußte dem Volke sein Gewicht und seine Rechte auf Ruhe lehren. Sie sahen, wie die Patricier hingegen in ein bequemes Leben aus der Schlacht zurückkehrten, sich von den Plebejern Sklavendienste leisten ließen, und gleichwohl eben die, deren Kräfte sie im Kriege erschöpften, zu einer neuen Anstrengung derselben bald wieder aufbothen.

Diese Aufforderungen zu Feldzügen wurden sogar als Unterdrückungsmachinationen von den Patriciern gemißbraucht. Die Plebejer mußten in das Feld, wenn man sie fürchtete, oder wenn sie so eben sich zu erhohlen anfingen. — Sie ergriffen daher auch das einzige Mittel, welches ihnen übrig blieb, sie weigerten sich Kriegsdienste zu leisten. Mit einem erheuchelten Gehorsam gegen die Befehle des Senats zogen sie bewaffnet aus den Thoren von Rom. Hier gingen sie aber, vom Sicinius Bellutus aufgefordert, auf einen Berg jenseits des Anio, der von dieser Zeit den Nahmen des heiligen Berges führte. Hier ertrotzten sie von den Patriciern ihre Rechte, nur mit Mühe waren sie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen.

Der aristokratische Dünkel der Patricier ging anfangs so weit, daß sie diese Entweichung der Römer auf den heiligen Berg wie eine gleichgiltige oder doch wenigstens geringfügige Angelegenheit be-

trachteten. Mehrere Monathe schienen sie um die Plebejer ganz unbekümmert, und hofften vielleicht, daß diese von Mangel und Hülflosigkeit, indem ihre Menge selbst ihnen zur Last fiel, zur Stadt und zum Gehorsam zurückzukehren gezwungen seyn würden. Sie und eine Zahl von Anhängern, unter denen viele Sklaven waren, reichten hin, die Stadt zu vertheidigen, um jeden Feind, wenn das Glück ihn nicht zu sehr unterstützte, zurückzuschlagen.

Aber die Plebejer auf dem heiligen Berge litten nicht vom Mangel, Zwiespalt schlich sich nicht zwischen sie ein, wiewohl ihre Zahl immerfort wuchs, und aus allen Gegenden der Nachbarschaft, selbst aus Rom noch, viele von denen zu ihnen stießen, die nur dann einer Unternehmung beytreten, wenn sie dieselbe mit Glück begonnen sehn. Die Patricier hingegen fingen nach und nach an, die thätige Classe der Bürger, welche entwichen war, zu vermissen, sie waren gezwungen, eine Menge von Diensten sich selbst zu leisten, oder auf sie Verzicht zu thun. Dabey lagen ihre Aecker unbestellt, und selbst der Krieg, die ehrenvollste Arbeit des Mannes, lag mit allen seinen Lasten und Gefahren auf ihren Schultern. — Uiberdem sank das Ansehn des Staats bey den Nachbarn, dreister fielen diese in sein Gebieth, und zerstörten die Früchte der Felder. Man fürchtete vielleicht sogar einen Bund zwischen den Nachbarn und den Plebejern auf dem Berge, welcher der Stadt um so gefährlicher war,

da noch mancher Schuldner daselbst in Fessen lag, oder eine ungerechte Sklaverey zu dulden gezwungen war.

Der erste Schritt zur Versöhnung geschah bey der Consulwahl, indem man einem Volksfreunde diese Würde übertrug. Man vereinte sich zu einer sanfteren Behandlung der Schuldner, zu milderen Grundsätzen in Rücksicht dieser Rechte, man beschloß, die Gefangenen ihrer Ketten zu entledigen, und die wegen Schulden zu Sklaven gemachten Bürger in Freyheit zu setzen. — Eine Gesandtschaft überbrachte diese Präliminarien einer Capitulation, aber die auf dem Berge hörten sie mit dem gerechten Mißtrauen an, welches allein die Folge aristokratischer Mißhandlungen war. So oft schon von den Patriciern hintergangen, wollten sie sich jetzt, da sie es in ihrer Gewalt hatten, ihre künftige Lage zu bestimmen, ihrer Treulosigkeit nicht noch einmahl Preis geben. Sie scheinen ihre Forderungen hoch gespannt zu haben. Doch vereinte sie Menenius Agrippa, indem er ihnen in dem faßlichen Gewande einer Fabel ihre Lage schilderte.

Sie ist uns aufbehalten, und ich setze sie als ein Dokument der Geistesbildung jener Zeit hieher. Es muß auffallen, wichtige Staatsverhandlungen mit einer Fabel abgemacht zu sehen, aber es wird dieß nicht, sobald wir uns in die Lage von Menschen versetzen können, die nur dann einen Gedanken ganz zu fassen im Stande sind, wenn er auch

ihrer Einbildungskraft im Bilde sich versinnlicht, seine Wahrheit bekräftigt, und seine Anwendbarkeit beweist.

„Zu jener Zeit,“ — sagte Menenius, als er in das Lager auf dem Berge gelassen war, zu den versammleten Plebejern, — „zu jener Zeit, da jedes Glied des menschlichen Körpers noch seinen „eigenen Willen, seine besondern Absichten, und „sein Privatinteresse hatte, da noch nicht alle durch „das Band der Eintracht zu einem wirksamen und „selbstständigen Ganzen verbunden waren, wurden „alle Glieder unwillig, daß sie allein für den Magen und seine Erhaltung thätig und besorgt seyn „müßten, indeß er, gleich einem Tyrannen, ruhig „und unthätig bliebe, und aller der Freuden, die „sie ihm durch Arbeit gewährten, genöße. — Ich „muß ihm heilsame und schmackhafte Speisen auswählen, sprach das Auge, ich muß sie ihm pflücken und dem Munde darreichen, sprach die Hand, „wir müssen sie zermalmen, sprachen die Zähne, „und wir, fuhren die Füße fort, müssen ihn hintragen, wo er genießen will, ihn tragen, wenn „er sich angefüllt hat, bis er zu einer kurzen Ruhe uns auf das Lager streckt, die er mehr sich selbst, „als uns gewährt. — Alle waren alsbald einig, „ihm diese Dienste weiter nicht zu leisten. Die „Hand schwur, dem Munde keine Speise zu reichen, der Mund, sie nicht anzunehmen, wenn „sie eidbrüchig ihm sie böthe, und die Zähne, sie

„nicht zu zermalmen, wenn beyde sich verschwören
„sollten, ihre Redlichkeit zu prüfen. — So woll-
„ten sie den Magen zwingen, ihr Diener zu seyn,
„gleich viel zur Erhaltung des Menschen beyzutra-
„tragen, oder vor Hunger zu vergehen. Sie spra-
„chen aber sich selbst ihr Urtheil, sie selbst fühlten
„bald eine allgemeine Schlaffheit und Kraftlosigkeit
„durch den ganzen Körper schleichen, und mußten
„besorgen, daß eine Auszehrung ihnen insgesammt
„ein Ende mache. — So wurden sie gewahr, daß
„der Magen der weichliche, arbeitscheue und unthä-
„tige Schlemmer nicht sey, für welchen sie ihn
„hielten; sie sahen ein, daß er sich nur ernähren
„lasse, um wieder zu ernähren, daß er es sey, der
„Mark und Kraft aus den Speisen bereite, und
„durch sie Leben in alle Glieder vertheile."

Dieser einfachen, den Fähigkeiten ungebildeter und dabey trotzender Menschen, so anpassenden Erzählung, fügte er eine Vergleichung ihrer jetzigen Lage mit dem belehrenden Bilde bey, und man fing bald an, mit sich unterhandeln zn lassen. Die Plebejer sahen ein, daß wenn das Ganze erhalten werden sollte, sie ihre Forderungen nicht zu hoch spannen, und nicht den Schein annehmen durften, als wollten sie sich in die Lage setzen, um welche sie die Patricier beneideten. Jetzt kam es ihnen nur darauf an, um im Gleichnisse des Menenius fortzufahren dem Körper Magenkrämpfe zu ersparen.

Gegen die Consulen und die Verwaltung ihrer Würde und Rechte waren sie am meisten eingenommen. Sie sahen in ihnen nur die Patronen der Patricier, sie glaubten, daß nur darum ihnen die Gesammtrechte aller Bürger übertragen wären, um diese nach ihrer Willkür, oder nach den Absichten und Vortheilen einer Faktion auszuüben, die sie mit einem tödtlicheren Hasse verfolgten, als auswärtige Feinde. Sie beneideten dem Senate und denen, die auf eine Stelle in demselben Ansprüche machen durften, diese mit der ganzen Macht des Staats gewaffneten Vertheidiger, verlangten eine gleiche Würde zu ihrem Schutze, und forderten das Recht, getrennt von ihren Peinigern, ohne ihren Vorsitz, nach freyer Wahl und Einrichtung Volksversammlungen halten, und in ihnen allgemein verbindliche Gesetze geben zu können. Sie wollten ihre Feinde nicht vernichten, aber wohl sich mit ihnen in eine Paralell der Rechte setzen.

Nach diesen Forderungen und Vorschlägen wurde der Vertrag entworfen, und durch sie diejenige Würde in Rom gegründet, welche von allen, die jemahls in diesem Freystaate entstanden, sowohl durch die Ausdehnung ihrer Rechte als durch die Verwaltung derselben, und ihre langsamen, der Freyheit selbst, deren Palladium sie seyn sollte, so gefährlichen Folgen, die wichtigste in der Verfassung Roms geworden ist. Mit ihr erhielt der Bürger das große Dokument einer allgemeinen Volks-

gunst, und eine fast grenzenlose Macht, um diese Liebe der Nation auf jede ihm beliebige Art zu erweitern und zu befestigen. Für entstehende Staaten und Republiken ist in der That die Geschichte dieser Staatswürde, und der allmählichen weiten Ausdehnung ihrer Rechte, deren Mißbrauch zuletzt die Despotie herbeyführte, welche sich schlau, wie sie immer seyn sollte, zuerst in den heiligen Mantel dieses Amts kleidete, äußerst lehrreich. Sie prediget die so oft vergessene Maxime, daß das Volk, wenn es seine Freyheit retten will, nie einem einzelne Anhänglichkeit und Liebe zusichern, noch weniger aber ihn berechtigen darf, von seinen stets bereiten Kräften, wenn er will, zu jeder Absicht Gebrauch zu machen.

Die Idee, welche sich die Plebejer von den Consulen als Vertheidiger des patricischen Senats entworfen hatten, war mit allen ihren falschen oder wahren Uibertreibungen der Maaßstab, nach welchem man die Rechte der Tribunen bestimmte. Sie sollten für die Plebejer das seyn, was die Consulen für den Senat waren. Daher erhielten sie die Vollmacht, alle die Maaßregeln und Gesetze, von welchen sie glaubten, daß sie dem Beßten ihrer Bevollmächtiger nachtheilig seyn konnten, einzuschränken, zu untersagen, und zu vernichten. Jedes Gesetz, wenn es verbindende Kraft haben sollte, mußte ihre Zustimmung erhalten, und ein einziges Wort des Verbothes aus ihrem Munde hob

lange Berathschlagungen des Senats oder des Volks auf. — Dieß waren die Rechte der Einzelnen, obgleich sie ein Collegium bildeten, dessen Macht durch Eintracht noch weitere Grenzen erhielt. — Als die Wächter der Freyheit saßen sie in dem Versammlungssaale des Senats auf niederen Bänken. Ihre Unterschrift bestätigte seine Entschlüsse, ihr Widerspruch (veto) hob sie auf. Aus ihrem Munde sprach der Wille des Volks.

Schon bey der ersten Wahl von Tribunen, die auf die Rückkehr vom heiligen Berge erfolgte, wählte man, ohne eine bestimmte Zahl festzusetzen, derselben mehrere. Alle Lieblinge des Volks, die, welche die Revolution bewirkt, und sich des Volks, während seiner Entweichung nach dem Berge, vorzüglich angenommen hatten, von denen das Volk auch in der Folge treue Anhänglichkeit und aufopfernden Patriotismus erwarten durfte, wurden mit diesem Amte beehrt. — Weil aber die Plebejer ihre Lieblinge und Schutzengel nicht vorschnell und unbesonnen den offenbaren oder heimlichen Machinationen der Patricier, welche sie mit ihrem ganzen Hasse zu verfolgen berechtigt waren, Preis geben wollten, so sicherten sie ihr Leben durch den heiligen Mantel der Religion, in welchen sie die Vertheidiger der Unterdrückten hüllten. Ihre Personen waren unverletzlich, und der Fluch über denjenigen ausgesprochen, der freventlich Hand an sie legte. Mit dem heiligsten Eide, und unter den

gräßlichsten Flüchen, würde folgendes unwiderrufliche Gesetz beschworen:

„Niemanden ist erlaubt, den Tribun gewalt-
„thätig zu behandeln, keiner darf ihn tödten oder
„tödten lassen, keiner ihn schlagen oder schlagen
„lassen. Wer dieß Gesetz übertritt, sey ver-
„flucht, die Götter wenden ihr Antlitz von ihm,
„seine Güter werden ihm entrissen, und fallen
„den Göttern anheim, er selbst aber wird von
„einem jeden bis auf den Tod verfolgt. Dieß zu
„thun, ist Bürgerpflicht."

Diese heiligen Schranken, welche die Tribunen umgaben, beschützten auch zugleich alles, was in ihrer Nähe war. Jeder, der ihre Hülfe anflehte, stand, sobald sie ihm gewährt ward, unter dem Schutze dieses Gesetzes, ihr Haus mußte darum für jeden Hülfsbedürftigen, auch zur Nachtzeit, geöffnet seyn, und sie selbst durften sich nie, (außer bey der Feyer der latinischen Nationalspiele, wo alle Staatsbeamte gegenwärtig seyn mußten) aus Rom entfernen. Die Kraft dieses Gesetzes geht so weit, daß es die Tribunen selbst über das Gesetz erhebt, daß sie, so lange diese Würde ihnen gehört, vor kein Gericht geladen, und von keinem Richter verurtheilt werden konnten.

Nie hat eine Würde so sehr alles in sich vereinigt, was sie der Freyheit gefährlich machen konnte, als diese; nie haben die Römer unbesonnener einem einzelnen alles übertragen, was ihm Schutz

und Macht geben konnte, und sogar zum Mißbrauch der letztern auffordern mußte. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß diese Würde den Charakter der Demokratie trägt, und daß sie ganz dazu gemacht war, diese zu begründen. Es ist daher auffallend, daß die Patricier in diese Rechte derselben so ganz willigen konnten. Sollten sie so fest auf ihre Schätze und ihren Einfluß gebaut haben, daß sie diese mit der Macht des Staats, mit der Liebe des Volks und dem Schutze der Religion ausgerüsteten Feinde nicht für furchtbar gehalten hätten? oder sollten sie vielleicht diese Würde sich selbst bestimmt haben? Wahrscheinlicher als das letzte bleibt immer noch der patricische Dünkel, denn ein ausdrückliches Gesetz schloß sie von dieser Würde aus; sie konnten weder dazu wählen noch erwählt werden. Uiberdem konnte auch kein Aristokrat sich zu diesem Amte Hoffnung machen, so lange sich unter dem Volke noch ein Andenken ihrer Mißhandlungen erhielt, welches durch immer wiederhohlte Kränkungen von neuem aufgefrischt ward. — Am wahrscheinlichsten bleibt immer, daß sie nicht ahndeten wie viel sie gradezu verloren gaben, und wie unendlich mehr noch sie auf das Spiel setzten; oder daß sie gezwungen waren, alles zuzugeben was man forderte.

Denn es herrschte in diesen Zeiten zu Rom eine große Unwissenheit in den Kenntnissen welche zur Gründung einer vortheilhaften Staatsverwaltung

und Constitution nothwendig erfordert werden, und zugleich eine Unbestimmtheit des Willens und eine Unentschlossenheit, die ihren Feind, statt ihn zu unterdrücken, immer neben sich duldete. In Rom waren seit dieser Zeit immer zwey Parteyen, Patricier und Plebejer, Aristokraten und Demokraten, keine von beyden schlug die andere ganz zu Boden, um die Oberherrschaft sich allein anzumaßen, sondern sie behielten beyde Antheil; und jede derselben, die grade überwiegend war, übte ihn aus. In den von Servius gegründeten Comitien nach Centurien hatten die Aristokraten das Uibergewicht, in den seit der Entweichung nach dem heiligen Berge dem Volke gesetzmäßig vergönnten Comitien nach Tribus wurde die Demokratie ausgeübt. Denn obgleich die Patricier mit zu diesen Volksversammlungen gelassen wurden, so waren sie doch in die Tribus vertheilt, und da diese nicht wie die Centurien das Stimmrecht nach dem Verhältnisse des Vermögens ausübten, da die Reichern nicht mehr Stimmen als die Aermern hatten, sondern die Gesammtstimme jeder Tribus von der Mehrheit der einzelnen abhing, so mußten die Aermern, deren Zahl bey weitem die stärkste war, das Uibergewicht behalten. — Es ist nicht zu leugnen, daß Eintracht und Festigkeit in der Vertheilung und Ausübung der Majestätsrechte, die Kraft des Volkes weit schneller zu großen Unternehmungen vereint haben würden, aber es bleibt auch gewiß, daß diese Unbestimmtheit

und der stets rege Kampf beyder Parteien, die Kräfte und Talente entwickelte, welche die Bewunderung der Nachwelt verdienen. — Die Völker bilden sich mehr in sich selbst, indem sie an ihres gleichen ihre Kräfte üben, als in dem Kampfe mit Fremdlingen. Des Siegers Sitte müssen sie annehmen, und selbst der Sieger schmiegt sich zuweilen unter das verführerische Joch der Weichlichkeit derer, die eben diese Weichlichkeit ihm unterwarf. —

Bey den Unruhen welche bald nachher Cajus Marius, mit dem Beynahmen Koriolanus, erregte, zeigte sich diese Unbestimmtheit der Rechte, und diese falsche Nachgiebigkeit zuerst.

Die Plebejer waren gegen die Saatzeit nach dem heiligen Berge entwichen, und hatten Rom grade zu der Zeit die thätigen Hände entzogen, wo sie ihm am unentbehrlichsten waren. — Die Folgen davon zeigten sich bald, und wurden durch die Rückkehr der Plebejer nur um so auffallender. Die Felder waren während der Abwesenheit der Bürger unbestellt geblieben, oder von Fremden, welche die vorübergehende Schwäche des Staats nutzten, verheert, des geringen Vorraths der in den Magazinen der Stadt war, hatten sich die Patricier bedient, und ein drückender Mangel fing an überhand zu nehmen.

Manche Patricier, und unter ihnen vorzüglich ein junger Mann, der sich einige Jahre zuvor im Feldzuge gegen Korioli durch die Eroberung dieser

Stadt ausgezeichnet hatte, hielten diesen Mangel für eine bequeme Gelegenheit den Plebejern ihr Uibergewicht fühlen und ihren strafbaren Trotz entgelten zu lassen. Sie hofften zugleich manche von denen Rechten, welche sie dem Volke hatten einräumen müssen, wieder zu erhalten, und es durch eine Hungersnoth in die alte Sklaverey zurück zu zwängen. Koriolan that daher im Senat den Vorschlag, daß man das Korn, welches aus den benachbarten Gegenden und Sicilien der Stadt zugeführet sey, nicht eher unter die Bürger vertheile, bis sie alle ihre den Patriciern widerrechtlich abgedrungenen Vorrechte zurückgegeben hätten.

Die tollkühnen Jünglinge unter den Senatoren, die unwahrscheinliche Hoffnungen für Gewißheit nahmen, gaben diesem Vorschlage des siegstolzen Patriciers Beyfall; aber der größere Theil der Versammlung, welcher die Kraft des Volkes in den letzten Unruhen hätte kennen gelernt, der sich nicht unbesonnen in neue Gefahren stürzen wollte, verwarf ihn.

Gleichwohl kam er zu den Ohren des Volkes. Die Freyheitswächter an der Thür der Curien benachrichtigten die Plebejer von den gefährlichen Anschlägen, die Koriolan zu eröffnen sich erdreisten durfte. Sie standen drohend auf, und der Senat gab ihnen Korn für einen geringen Preis. So waren die Plebejer beruhigt, aber nicht die Tribunen, die Koriolan beschimpft hatte, indem er sagte, er

wolle lieber einen Tarquin als einen Sicinius dulden. Sie forderten ihn daher vor das Gericht des Volkes, zu dessen Untergang er Rathschläge gegeben hatte. — Obgleich Senat und Patricier bereit waren ihn zu schützen, so entzogen sie ihn doch nicht dem Gericht, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, in den Versammlungen nach Centurien die Oberhand zu behalten.

Diese Hoffnung war vergeblich. Die Tribunen, die darauf bestanden, daß sich das Volk nach Tribus versammle und votire, setzten es durch, und Koriolan, der sein Schicksal voraussah, verließ seine Vaterstadt. — Bald nachher erschien er an der Spitze eines feindlichen Heeres vor den Thoren. Er war nach Tarquin der erste Römer der das Schwert gegen sein Vaterland zog. — Die Geschichte desselben gehört nicht weiter hieher.

Merkwürdig bleibt immer diese auffallende Aeußerung des Einflusses der Plebejer, der sich so glücklich gegen einen jungen Mann erhob, dessen Verdienste um das Vaterland der Staat anerkannt hatte, der als Verfechter der patricischen Partey aufstand, und auf die Unterstützung des ganzen Senats rechnen durfte. — Was aber wühlt wohl schneller um sich als die demokratische Volksgewalt, wenn sie einigermaßen nur vom Glücke begünstigt wird, und ihre Wagstücke gelingen sieht? Sie gleicht einem ausgetretenen Strome. In Rom mußte dieß um so mehr der Fall seyn, da die Tribunen, deren

Macht mit dem Ansehn der Plebejer stieg und sank, alles thaten um sie auf die gefährlichste Höhe zu treiben. Hiezu kommt, daß der Tribun selbst um so gewisser auf die Liebe des Volkes rechnen konnte, je mehr er es auf seine Rechte aufmerksam machte, es zur Wiedererlangung derselben aufforderte, und sich selbst an die Spitze dieser Eroberer stellte. Je mehr das Volk alles das für Recht hält, was ihm Vortheil bringt, um so gefährlicher war jetzt diese Pflicht der Tribunen, das Volk auf seine Rechte aufmerksam zu machen.

Daher denn auch die beständigen Kämpfe der beyden Parteyen gegen einander, sobald der auswärtige Feind ihnen einige Ruhe läßt, denn so sehr sind beyde doch noch Römer, daß sie über das Privatinteresse den Staat nicht vergessen.

In einem solchen Zwischenraume der Ruhe nach den Koriolanischen Fehden kam zum erstenmahle die so oft wiederhohlte Anforderung wegen einer gleichen Vertheilung der Aecker zur Sprache. — Sie ist so wichtig, daß wir um ihretwillen einen Rückblick auf die Vorzeit werfen müssen.

Eroberungen gründeten das erste Gebieth von Rom und die ersten Besitzungen seiner Bürger. Den Siegern gehörte die Beute, zu welcher man auch das Land zählte, und sie ward wahrscheinlich gleich vertheilt. — Indessen wäre es thöricht gewesen, diese Gleichheit erhalten zu wollen. Bey der wachsenden Volksmenge, bey den ausgebreiteten Erobe-

rungen welche die Römer machten, mußte sie aufhören. Auch ist in der That die Gleichheit des Vermögens der Bürger nichts wünschenswerthes; sie hebt den Vertrieb und Wechsel der Dienstleistungen auf, und macht das Leben lästiger, als es ohne sie seyn würde. Eben so wenig kann sie zu den demokratischen Bürgerrechten gehören, es sey denn, daß man einem Lykurg gleich, Armuth zum Gesetz machen, und durch das Verboth für seine Einkünfte thätig zu seyn, den Staat von allem Umgange mit Auswärtigen trennen wollte. — Die Plebejer forderten sie auch nicht, sie wollten nur das zu große Mißverhältniß zwischen den Reichen und Armen gehoben, und eben dadurch sehr viele von einer drückenden Schuldenlast befreyt sehn.

Seit dem Ausbruche der tarquinischen Unruhen hatten die Römer, wiewohl ihre Anzahl sehr gewachsen war, wenig Eroberungen gemacht. Ihre Kriege wurden mehr ihres Schutzes und ihrer Sicherheit wegen geführt. — Gleichwohl waren eben diese Kriege Ursachen der Armuth; die Bürger mußten, wenn sie in Noth waren, den Ertrag ihrer Aecker oder sich selbst verpfänden, und so hatten die reicheren Aristokraten sich in den Besitz fast aller Ländereyen gesetzt.

Bey der Rückkehr vom heiligen Berge war man mehr darauf bedacht, Rechte zu begründen und Gesetze zu geben, die ein ähnliches Schicksal für die Folgezeit ersparten, als die Ursach der jetzigen Hän-

del

del zu heben. Man dachte nur an die Befreyung gefangener und gemißhandelter Schuldner; man suchte sein Leben und seine Freyheit zu retten, und überließ, ohne die Rechtmäßigkeit ihrer Erlangung zu untersuchen, den Patriciern was sie unter dem Nahmen der Schulden besaßen.

Es mußte aber den Einfluß der Plebejer sehr heben, wenigstens die feilen Gemüther unter denselben ihnen ganz gewinnen, wenn sie auch in Rücksicht des Vermögens mit den Patriciern in Paralell standen. Die Tribunen waren auch schon bereit diese Forderung laut werden zu lassen, als ein Patricier und Consul ihnen zuvorkam, und dadurch den Plebejern den großen Beweis ihrer Macht gab, daß er, es sey für welche Plane es wolle, um ihren Beystand und ihre Gunst sich bewarb.

Der Consul Spurius Cassius drang zuerst darauf, daß die Patricier alle die Ländereyen, welche sie durch Gewalt, List oder Bedrückungen den Armen entrissen hatten, unentgeltlich zurückgeben, und auch die Staatsgüter, die sie als ihr Eigenthum behandelt hatten, dem Staate abtreten sollten, um sie nebst den neueroberten Gegenden unter die Bürger zu vertheilen. Die Plebejer mußten diesen Vorschlag mit allen ihren Kräften unterstützen, so wie die Patricier ihn mit ihrer ganzen Macht bekämpften. — So brachen die Unruhen von neuem aus, und sonderbar genug wurden die Plebejer zuerst von

einem Patricier auf dasjenige aufmerksam gemacht, was sie zu fordern berechtigt waren.

Aber es kostete auch diesem Patricier das Leben. Die Aristokraten im Senat hofften mit dem Manne die Sache zu vertilgen, glaubten die Forderung mit ihrem Verfechter verschwunden. Sie verbreiteten daher unter dem Volke das Gerücht, daß Cassius um ihre Gunst nur in der Absicht buhle, um ihres Beystandes sich nachher zu weit gefährlichern Absichten zu bedienen, daß er den Plan habe, sich zum König Roms aufzuwerfen. In der That erscheinen in dem Verfahren des Consuls manche Unvorsichtigkeiten, die diese Meinung bestätigen, er öffnete Fremdlingen die Thore, und gab ihnen das Bürgerrecht, und scheint sich aus ihnen und den Plebejern, die er durch erheuchelten Demokratismus bestach, eine Partey haben bilden zu wollen. — Nie straft das Volk grausamer, als wenn es gefährliche Heuchler entdeckt, wenn sich jemand zu seinen Liebling aufschwingt, um an ihm zum Verräther zu werden. Es scheint dann zugleich seine Ehre und den Schimpf der Täuschung rächen zu wollen. — Dieß erfuhr Cassius. Kaum hatten die Tribunen diese Vermuthung verbreitet, als man sie in jedem kleinen Schritte den der Consul gethan hatte, bestätigt sah, ihn vor das Tribunal des Volkes zog, und das Todesurtheil sprach. Der Senat stimmte freudig bey, und Cassius ward als

ein Verbrecher gegen die Volksmäjestät vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Mit ihm starb indessen das Gedächtniß des Volks nicht, welches sich nur zu gut erinnerte, was er in Anregung gebracht hatte. Die Tribunen wachten, und trugen von neuem auf eine gerechte und verhältnißmäßige Vertheilung der Ländereyen an.

Nichts hat den Parteygeist in Rom so sehr genährt und unterhalten, als diese immer von neuem vorgebrachte Motion wegen der Ländereyen. Beyden Parteyen war sie gleich wichtig; die eine gewann so sehr viel dadurch, als die andere verlor, und nichts war daher im Stande, die gegenseitigen Kräfte so hoch zu spannen, als gerade dieser Gegenstand. Alle Künste wurden aufgebothen, jede Art von Macht und Einfluß benutzt, um dieß wahre oder vermeinte Recht durchzusetzen, und nichts hat auf die Verfassung Roms durch selten unterbrochene Unruhen so viel Einfluß gehabt. — Die Patricier bemühten sich, das Volk in Thätigkeit zu erhalten, damit es an diese Forderung nicht gedächte. Bald führten sie es in den Krieg, bald belustigten sie es mit Triumphaufzügen, oder festlichen Spielen. Weigerte es sich aber in das Feld zu ziehen und die Waffen zu ergreifen, oder war der Taumel der Lustbarkeiten verflogen, und gedachte es nun wieder seiner Zukunft und seiner Rechte, so vertheilten sie einen kleinen Theil von Ackergütern, und das Volk ließ sich täuschen.

Dagegen standen aber die Tribunen mit aller Würde ihres Amts auf; sie forderten vom Volke Eintracht, und feste Beharrlichkeit auf dem was recht und nothwendig sey; sie tadelten es, daß es sich täuschen lasse, indem man ihm einen unbedeutenden Theil seiner Forderungen zahle, und verlangten, daß er nicht eher ablasse, als bis die uralte Schuld ganz getilgt sey. — Die Bürger hatten Sinn für diese Lehren, sie lernten den Privatvortheil von dem Nutzen des Ganzen und Allgemeinen trennen, sahen nicht mehr allein auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft, und begnügten sich nicht mit Palliativen, sondern wollten eine Radikalkur dieses Schadens. — Dabey machten die Tribunen das Volk aufmerksam auf die aristokratischen Schliche des Senats, sie zeigten ihnen den verderblichen Einfluß der Patricier an manchen unter sich selbst, die, gewonnen durch ihre Gunst oder ihr Geld, nur die Partey der Reichen hielten, und zu Verräthern am Volke wurden, dessen Geschäftsträger sie waren. — Sie selbst suchten diesem Unheile durch heilige Eide, die sie einander leisteten, und wodurch sie sich zur Eintracht verpflichteten, zuvorzukommen, zugleich aber lehrten sie das Volk Vorsichtigkeit in der Wahl seiner Stellvertreter. Dieß war die Ursach, daß alle die, welche sich um diese Würde bewarben, ihren Demokratismus nur durch Haß und Verfolgung der Patricier zu zeigen glaubten, daß sie auf

diese Art um die Stellen buhlten, und schon, ehe sie dieselben erhielten und antraten, auf Vorschläge dachten, die sie eben so verhaßt bey den Patriciern, als bey den Plebejern beliebt machten. So schlich sich die öffentliche Kabale der unterschiedenen Stände ein, so entstanden die Zeiten, welche große Staatsmänner und Redner bildeten, so entstanden Patrioten von mancherley Art; und wiewohl eben dadurch manches Gute verhindert, und manches Nachtheilige durchgesetzt ward, so erhielt doch dieser lebhafte Streit der Parteyen die Kräfte des Staats immer in einer gespannten Lage.

Das Volk hatte kaum erfahren, daß man auf seine Vorstellungen höre, daß man ihm Recht zugesteht, so war es auch thätig, diese Rechte immer auszuüben, um sie nicht veralten zu lassen. Die erste Nachgiebigkeit der Aristokraten machte die Plebejer dreister, die erste Hinwegnehmung einer Last machte sie ungeduldiger gegen die übrigen, und gab ihnen eine Empfindlichkeit gegen alle Art von Druck, selbst gegen eingebildeten.

In einem Staate von so unvollkommener Verfassung, wo die Bürger selbst so wenig über dasjenige unterrichtet sind, was zur Staatsverwaltung gehört, läßt es sich nicht erwarten, daß man darauf bedacht gewesen wäre, durch Zuvorkommen etwas zu verbessern. Der kranke Staat fühlte seinen Schaden erst durch den Schmerz, den er ihm ver-

ursachte, und es gab manchen, der seinen eigenen Schmerz für einen Schaden des Ganzen hielt.

Indessen war noch unendlich viel zu verbessern. Die Lage der Plebejer war bey weitem noch nicht so, wie sie dieselbe fordern konnten. Sie hatten sich bis jetzt dem Senate nur furchtbar gemacht, und also höchstens das gerettet, was sie wirklich schon besaßen, und ihre Zukunft gesichert. In den Händen der Patricier waren aber noch mancherley Ketten, an welchen sie die ärmeren leiteten, und je mehr derselben wir entdecken, um desto bedauernswerther wird das Loos der Unterdrückten, um desto mehr ihr beständiger permanenter Aufstand gerechtfertigt.

Die Unvollkommenheit der gerichtlichen Verfassung Roms both den Patriciern viele Mittel, die Plebejer zu drücken. Eine Verbesserung derselben mußte diesen daher um so nothwendiger scheinen, da bis jetzt noch kein Gesetzbuch existirte, und niemand wußte was Rechtens war, und ob seine Sache gerecht entschieden wurde.

Die Könige Roms, die so manche Würde in sich vereinten, waren auch zugleich die obersten Richter. Sie entschieden die streitigen Fälle entweder selbst, oder ernannten Richter. Manche Art der Entscheidung war dem Volke in seinen Versamlungen überlassen. Eine besondere Benennung der Richter in Rom, die vermuthlich sehr alt ist (arbitri) führt auf den Grund, aus welchen die ältesten

Richter ihre Erkenntnisse schöpften. Diese war die Einsicht des Entscheidenden, sein Gefühl von Billigkeit und Recht. Das Herkommen, welches bey rohen Völkern immer in großem Ansehen steht, gehörte mit zu den Entscheidungsgründen, und beyde wurden durch die mangelhaften Gesetze, welche man theils vom Numa, theils vom Servius hatte, unterstützt.

Nach der Vertreibung der Könige hatte man bey der Constitution der Consulen ihnen auch das Richteramt übertragen, und die Plebejer waren um nichts gebessert, da diese Würde Eigenthum des patricischen Standes war. — Das Patronat, welches dem Plebejer es zur Pflicht machte, seine Sache nicht selbst zu führen, sondern als Klient mit einem Patron vor Gericht zu erscheinen, half dem Uibel, so schmeichelhaft die Nahmen klingen, nicht ab, und die Tribunen, vereint mit dem Volke, dessen Stellvertreter sie waren, drangen auf die Anfertigung eines Gesetzbuches.

Die Patricier widersetzten sich, und man fing nun an, die Sache mit dem vollen Eifer des Parteygeistes zu betreiben. — Indessen erhellt aus dieser Widersetzlichkeit gegen eine gerechte Forderung, wie gut diese Gesetzlosigkeit und das Recht, nach Willkür zu entscheiden, von den Patriciern als ein Kapzaum des Volks habe gebraucht werden können. Auch die Machinationen, deren sie sich nachher bedienen, die Formeln und Formalitäten, die sie er-

finden, und als allein rechtskräftig anerkennen, die sie mit ägyptischer Mysteriösität geheim halten, zeigen, wie viel ihnen an dem Eigenthume der Justiz und Rechtspflege gelegen war. — Oder hätten sie sich alle dem vielleicht nur darum widersetzt, weil sie besorgten, daß dadurch das Patriciat und die ihnen so vortheilhafte Klientel sinken würde?

Dem sey wie ihm wolle, es ist gewiß, daß eine aristokratische Partey in einem Staate solche Vorrechte, wie diese patricischen sind, nicht aufopfern durfte. Sie kömmt durch dieses eigene rechtliche Verhältniß zu einer genaueren Bekanntschaft mit der Lage derer Bürger, auf welche sie ein wachsames Auge haben muß; der ärmere kann, ohne ihren Beystand, keinen Kauf oder Kontrakt schließen, keine Erbschaft antreten oder verlassen.

Die Aristokraten Roms setzten daher den Plebejern alle ihre Macht, ihren ganzen Einfluß, alle Kunstgriffe und Ränke entgegen; aber das Volk, welches einmahl schon durch die Erfahrung belehrt war, daß es alles das wirklich durchsetzen könne, was es mit Eifer beginne und verfolge, bestand mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit auf seinen Forderungen. Mißtrauisch beobachtete eine Partey die Schritte der andern, eine zweifelte an der Redlichkeit der andern, und jede erlaubte sich alles, selbst Erdichtungen und Verleumdungen, gegen ihre Gegner. — Cincinnatus wurde vom Pflug zum Diktator erhoben, um dem heftigen Streite

ein Ende zu machen. Der große Römer kehrte, nach vollführtem Auftrage, von seiner Würde zu dem edlen Geschäft zurück, von welchem man ihn abgerufen hatte.

Dennoch setzten die Plebejer ihr Vorhaben durch. Anfangs wollten sie, daß dieß Gesetzbuch nur von Mitgliedern ihres Standes entworfen würde, nachher aber vereinte man sich dahin, daß aus beyden Parteyen Gesetzgeber erwählt wurden. — Im Jahre 300 d. St. sandte man daher drey Männer in die untern Theile von Italien, wo mehrere griechische Staaten durch weise Gesetze blühten, und selbst nach Griechenland, um aus den Gesetzen Solons, Lycurgs, Zaleucus und Charondas dasjenige auszuwählen, was nach ihrem Gefühl und Einsichten mit der allgemeinen Billigkeit übereinstimme, und auf Rom eine Anwendung litt. Sehr weise war es von den Römern, daß sie sich nicht von dem glänzenden Rufe so mancher Gesetze täuschen ließen, sie, so wie sie waren, in Rom einzuführen: denn wie können Gesetze auf zwey Nationen passen? Sie müssen aus den Sitten, dem Charakter, und der ganzen Lebensweise der Nation geschöpft werden, und in der Uibereinstimmung derselben mit diesen und der allgemeinen Billigkeit liegt der Grund ihrer Verbindlichkeit für die Nation.

Die Gesandten kehrten zurück, und mit ihnen Hermodor, ein Ephesier, der aus seinem Vaterlande vertrieben war. Bald nach ihrer Rückkehr wähl-

te man Zehnmänner (Decemviros legibus scribundis) zur Verfertigung des Gesetzbuchs, bey welchem der in Griechenland gesammelte Stoff und die bisher beobachteten Gebräuche zum Grunde gelegt werden sollten. Es ist merkwürdig, daß die bildende Hand eines Griechen hier mit wirksam war. Welche Gestalt würde der feine Stoff griechischer Geister unter den rohen Händen der Römer erhalten haben, wenn nicht ein Grieche sie geleitet hätte.

Die Gesetzbücher aller Nationen sind die wichtigsten Dokumente für den Geschichtsforscher. Nichts spiegelt so rein den Geist der Völker wieder, als diese selbstgeschaffnen Richtschnuren ihrer Handlungen. Sie müssen genau auf den Charakter des Volks passen, müssen ganz aus ihm selbst geschöpft seyn, und schon die Dauer derselben, oder ihr Sturz entscheidet über ihr Gewicht. Sogar angenommene und verpflanzte Gesetzbücher, welche die Völker von Nachbarn erhielten, oder die ihnen von Siegern aufgezwungen wurden, haben in der Geschichte Werth, indem die Nation sich entweder gegen sie auflehnt, oder ihr Joch trägt.

Es wird daher der Mühe lohnen, einen Augenblick bey den zwölf Tafeln, welche von diesen zehn Gesetzgebern entworfen wurden, zu verweilen. Zwar sind sie uns nicht erhalten, auch Caji Dodecalton, in welchem sie enthalten waren, ist verloren gegangen, aber in den Anmerkungen früherer Rechtsgelehrten, welche sie noch besaßen, und auf

sie manche ihrer Erkenntnisse und Bescheide gründeten, sind uns merkwürdige Bruchstücke aufbehalten.

Bey einem Volke, wie die Römer jetzt sind, läßt sich kein Blick über das Allgemeine des Staats und über dessen Verfassung erwarten. Die Römer haben über diesen Gegenstand nie eine feste Norm gehabt, zwey im Staate mächtige Parteyen kämpften immer gegen einander, und die Verfassung war daher in einem immerwährenden Schwanken. Bald hob ein Gesetz den Einfluß einer Parthey, bald warf ein Gesetz der andern diesen nieder. Gefahr von außen vereinte sie, Ruhe und Sicherheit vor feindlichen Anfällen brachte innere Kämpfe hervor. — Diese Streite bildeten die römischen Staatsheere, jene Colosse, die die Nachwelt anstaunt. Talente und Muth vermogten alles, sie wurden von keinem Constitutionsgesetz eingeschränkt, es gab vielmehr durch die Verfassung geheiligte Würden, die zur Erweiterung der Rechte aufforderten, und dem Ehrgeize einen Deckmantel darbothen.

Die Gesetze der zwölf Tafeln, welche jetzt verfaßt wurden, hatten obendrein nicht einmahl diesen Zweck. Das Staats- und Religionsrecht fand hier also keinen rechtmäßigen Platz, und konnte sich nur hie und da unbemerkt einschleichen. Desto mehr aber umfaßte die Polizey, deren Bedürfniß auch der rohere Mensch fühlt, weil die Wohlthaten der Einrichtungen, welche sie festsetzt, so ausgebreitet

sind. So viel wir aus den Bruchstücken der Gesetze ersehn, bezog sie sich indessen zu Rom nur auf den Ackerbau, als den damahls einzigen Nahrungszweig, und auf Begräbnisse, welche ihnen durch eine damit verbundene Religiosität wichtiger geworden waren.

Nach der Ordnung der zwölf Tafeln enthielten sie vorzüglich folgende Gesetze, von welchen dieser zweckmäßige Auszug zu einer Charakteristik derselben genügen wird.

## Erste Tafel.

### Vom Gerichtswesen.

Wer vor Gericht gefordert wird, folge alsbald dem Fordernden. Unterläßt er es, so rufe der Fordernde Zeugen, und weigert sich jener auch dann noch, so darf er Hand an ihn legen.

Kranke, Greise und Schwache, dürfen einen Wagen oder eine Sänfte verlangen.

Der Prätor ist Richter, oder bestellt sie.

Mit der untergehenden Sonne ist jedes Gericht geschlossen.

## Zweyte Tafel.

### Vom Diebstahl.

Einen nächtlichen Dieb kann man ungestraft tödten.

Wenn jemand bey Tage stiehlt und ertappt wird, so werde er gegeißelt, und das Eigenthum dessen, den er bestehlen wollte.

Ist er ein Sklave, so wird er mit Ruthen gehauen und vom tarpejischen Felsen gestürzt; ist er ein Unmündiger, so ist seine Strafe der Willkür des Prätors überlassen.

Bewaffnete Diebe kann man ungestraft tödten, wenn man vorher durch Geschrey jemanden zum Zeugen gerufen hat. Niemand darf eine gestohlne Sache in Besitz nehmen.

## Dritte Tafel.

### Von den Verträgen und dem Schuldenwesen.

Wenn jemand ein vertrautes Gut absichtlich beschädigt, soll er es doppelt ersetzen.

Wer mehr als ein Prozent Zinsen nimmt, soll vierfache Strafe erlegen *).

*) Dieß wird nach Monathen gerechnet, denn sowohl in Griechenland als in Rom war es Sitte, die Zinsen mit dem ersten jedes Monaths zu entrichten. Darum will Strepsiades in den Wolken des Aristophanes sich den Mond durch eine thessalische Zauberin herabhexen lassen, und ihn wie einen Taschenspiegel bey sich tragen. Die gesetzmäßigen Zinsen in Rom waren also zwölf Prozent nach unsrer Art zu rechnen. Gleichwohl blieb es dabey

Wenn jemand die Schuld eingesteht, so muß man ihm dreyßig Tage Frist zur Zahlung geben. Nach Verlauf derselben kann der Gläubiger ihn verhaften und vor Gericht bringen. Zahlt er aber alsdann die Schuld nicht, und stellt keinen Bürgen für sich, so kann ihn der Gläubiger in sein Privatgefängniß werfen und fesseln; doch dürfen die Ketten nicht schwerer als funfzehn Pfund seyn.

In diesem Verhaft muß sich der Schuldner ernähren, oder der Gläubiger ihm täglich ein Pfund Brot geben.

Während dieser Zeit kann der Schuldner sich mit dem Gläubiger vergleichen; wo nicht, so muß er ihn dreymahl an den Markttagen vor den Prätor bringen, der über seinen Kaufpreiß entscheidet.

Sind der Gläubiger mehrere, so theilen sie sich in das, was er besitzt, und dürfen ihn jenseits der Tiber verkaufen.

nicht, und die Wucherer übertraten dieß Gesetz sehr häufig. Horaz führt in einer Satyre einen Wucherer an, der fünf Prozent nahm, und der den jungen Römern, welche eben die neue Toga bekommen hatten, so viel er konnte, nachlief. Dieß Gesetz zeigt übrigens, daß die Lage der Schuldner in Rom sehr hart war, und daß die Empörungen der Plebejer, die hierin ihren Grund hatten, uns nicht wundern dürfen.

## Vierte Tafel.

### Von der väterlichen Gewalt und der Ehe.

Der Vater hat das Recht, einen Sohn von monströser und unglückvorbedeutender Gestalt zu tödten.

Uiber Kinder aus rechtmäßigen Ehen hat der Vater das Recht über Leben, Tod und Freyheit.

Wenn der Vater den Sohn dreymahl verkauft hat, so ist er nach dem dritten Verkauf frey von aller väterlichen Gewalt.

Ein Sohn der zehn Monath nach dem Tode des Vaters gebohren wird, ist ein rechtmäßiger Sohn.

## Fünfte Tafel.

### Von der Vormundschaft und Erbschaft.

So wie der Hausvater über sein Vermögen und über die Vormundschaft seiner Kinder entschieden hat, so soll es nach seinem Tode gehalten werden.

Wenn der Hausvater ohne Testament stirbt, und keine Leibeserben (haeredes ſuos) hinterläßt, so ist der nächste Seitenverwandte (agnatus) sein Erbe.

Wenn ein Freygelaßner ohne Testament stirbt und keine Leibeserben hinterläßt, so erbt sein Patron oder dessen Kinder, oder nächste Verwandte.

Nach dem Tode eines Schuldners versammeln sich die Erben, um zu theilen. Der Prätor setzt drey Schiedsrichter über diese Theilung.

Wenn jemand wahnsinnig oder ein Verschwender wird, und keinen Vormund hat, so gehört die Kuratel seinen Seitenverwandten.

## Sechste Tafel.

### Vom Eigenthum und Besitz.

Das Eigenthumsrecht gründet sich auf den Vertrag der Besitznehmung.

Bey einem Verkauf kann die Sache nicht eher in Besitz genommen werden, als bis dem Vertrage ein Genüge geschehen ist.

Auf eine Frau erhält man das Eigenthumsrecht auch dann, wenn man ohne gesetzliche Verbindung ein Jahrlang mit ihr in einem Hause und vertraut gelebt hat, und wenn sie während dieses Jahres nicht drey Nächte hintereinander außer dem Hause schlief.

Wenn der Mann von der Frau geschieden seyn will, so muß er einen Grund angeben.

## Siebente Tafel.

### Von den Verbrechen.

Alle den Schaden, welchen ein Thier, oder

Sklav,

Sklav, oder ein Kind verursacht, muß der Besitzer derselben ersetzen.

Wer einen bestellten Acker bey Nacht abweiden läßt, oder wenn das Korn reif ist, abmäht, wird als ein Verfluchter gehängt.

Eben so, wer durch Zaubergesänge und Verwünschungen die Früchte auf einem Acker zernichtet hat.

Wer absichtlich aufgeschüttetes Korn verbrennt, wird gefesselt, gegeißelt und verbrannt.

Wer den guten Nahmen eines andern kränkt, ihn entehrt, wer ein Pasquill auf ihn macht, wird mit Riemen gehauen.

Wenn jemanden ein Theil des Körpers von einem andern verletzt wird, und dieser sich nicht mit ihm versöhnen will, so hat er das Recht, ihn desselben Gliedes zu berauben.

Wer einem freyen Bürger einen Zahn ausschlägt, bezahlt dreyhundert Aß. Einem Sklaven hundert und funfzig.

Wer jemanden ein Zeugniß ableugnet, oder eine Bürgschaft, der ist für ehrlos erklärt, und kann fernerhin kein Zeugniß leisten.

Wer ein falsches Zeugniß ablegt, wird vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Wer einen freyen Bürger tödtet, wer ihn durch Zauberlieder, Hexengesänge oder Gift, Schaden zufügt, ist des Todes schuldig.

Wer seinen Vater tödtet, wird mit verhülltem Antlitz in einen Sack genäht, und ersäuft *).

Ein Vormund, der seine Kuratel widerrechtlich verwaltet, kann von jedermann als verdächtig angegeben werden.

Hat er von dem Vermögen des Mündels etwas entwandt, so soll er nach geendeter Vormundschaft das doppelte ersetzen.

Wenn ein Schutzbedürftiger sich einem Patron anvertraut, und dieser ihn hintergeht, so soll der Patron verflucht seyn.

## Achte Tafel.

### Von den Rechten liegender Gründe **).

Zwischen den Häusern in der Stadt soll ein drittehalb Fuß breiter Zwischenraum seyn ***).

*) Auf dieß Gesetz gegen den Vatermord ist Cicero so stolz, indem er der Gesetzgebung des Solon den Vorwurf macht, daß ihr Verfasser dieß Verbrechen ganz übersehen habe. Solon sagt aber sehr richtig: ich will meine Gesetze nicht zu Lehrbüchern der Verbrechen machen. Von diesem Gesetz ließ es sich also behaupten, daß es ächt römischen Ursprungs wäre.

**) Die achte, neunte und zehnte Tafel beziehen sich mehrentheils auf Polizeysachen.

***) Dieß geschah in den älteren Zeiten wegen der Feuersgefahr, und diese kleinen Zwischenräume bildeten die angiportus, welche in spätern Zeiten

Zwischen den Aeckern sey ein Zwischenraum von fünf Fuß, über welchen nie ein Eigenthumsrecht Statt findet.

Grenzstreitigkeiten zwischen den Eigenthümern von Ländereyen entscheidet der Prätor und drey von ihm ernannte Schiedsrichter.

Die Landstraße muß acht Fuß Breite haben; wo sie sich beugt sechszehn.

Wenn eine Landstraße von dem Besitzer der daran stoßenden Ländereyen nicht umzäunt ist, so kann man das Vieh treiben wo man will.

## Neunte Tafel.

### Vom Staatsrechte.

Einzelne Menschen haben keine besonderen Rechte.

Ein gesetzmäßiger Richter, der sich bestechen läßt, ist des Todes schuldig.

Uiber das Leben, die Freyheit, das Bürgerrecht und Hausvaterrecht der Römer entscheidet allein das gesammte Volk in seinen Versammlungen nach Centurien.



als der Aufenthalt feiler Mädchen so berüchtigt waren. Nachher, als Rom bevölkerter wurde, beobachtete man dieß Gesetz nicht mehr, indem theils der Grund desselben wegfiel, theils es in der Stadt selbst an Platz zu Gebäuden gebrach.

Die Richter über Leben und Tod ernennt das Volk.

Wer in der Stadt einen Auflauf erregt, ist des Todes schuldig.

Wer gegen das römische Volk oder das Vaterland auswärtige Feinde aufbiethet, oder einen Bürger dem Feinde ausliefert und verräth, ist des Todes schuldig.

## Zehnte Tafel.

### Vom religiösen Rechte.

In der Stadt darf kein Todter beerdigt oder verbrannt werden.

Kostbare und prächtige Leichenbegängnisse sind verbothen.

Das Holz, woraus die Scheiterhaufen erbaut werden, muß unbearbeitet seyn.

Man darf den Leichnam nur in drey Purpurgewänder einschlagen, und nicht mehr als zehn Musikanten haben. Die Weiber dürfen sich die Wangen nicht zerfleischen, auch den Leichenzug nicht mit Wehklagen und Jammergeschrey begleiten.

Man darf vom Leichnam kein Glied trennen *), außer wenn er in der Fremde starb, oder vor dem Feinde blieb.

*) Man scheint dieß gethan zu haben, um unter diesem Vorwande das Leichenbegängniß zu wiederhohlen.

Sklavenleichen dürfen nicht gesalbt werden.

Alle Leichenschmäuse sind verbothen.

Der Scheiterhaufen darf nicht mit kostbarem Wasser oder Salben besprengt werden.

Kränze und lange Blumenflechten, weihrauchduftende Altäre, und andre wohlriechende Sachen, dürfen nicht vor der Leiche hergetragen werden.

Alles Gold soll von dem Leichenbegängnisse entfernt seyn.

Ein Scheiterhaufen muß wenigstens zwanzig Schritt von dem Hause eines andern entfernt seyn.

Das Grabmahl und sein Vorhof sind den Göttern geweiht, und dürfen nie in Besitz genommen werden.

## Eilfte Tafel.

### Zusätze zu den fünf ersten Tafeln.

Spätere Gesetze des Volkes vernichten die früheren, und haben allein verpflichtende Kraft.

Die Ehe zwischen Patriciern und Plebejern ist verbothen.

## Zwölfte Tafel.

### Zusätze zu den fünf letzten Tafeln.

Eine Sache, deren Besitz streitig ist, darf keinem Gotte geweiht oder geschenkt werden. Den Thäter trifft Ersatz des doppelten Werths.

Wenn jemand boshafterweise etwas in Besitz genommen hat, so setzt der Prätor drey Schiedsrichter. Nach ihrer Entscheidung muß er den doppelten Werth der Nutznießung entrichten.

Wenn ein Sklave mit Vorwissen des Herrn stiehlt, oder jemanden Schaden zufügt, so muß der Herr ihn für den verursachten Nachtheil ausliefern.

---

Wenn man auch annimmt, daß uns vieles von diesen Gesetzen verloren ging, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie noch immer sehr mangelhaft blieben. Die zwey später hinzugefügten Tafeln füllten nur wenige Lücken aus. Man sieht überall, daß die Erfahrung und eine historische Kenntniß derjenigen Gegenstände, über welche gewöhnlich Streit zu entstehen pflegte, und um derenwillen Patricier und Plebejer so oft in Fehden mit einander geriethen, die Führer der Gesetzgeber waren.

Diese Gesetze schränkten daher die Freyheit der Bürger nur sehr wenig ein. Die Vorschriften, welche ihn und seine Handlungsweise betreffen, stehen mit diesen nur in so fern in Verbindung, daß sie dadurch gesichert wird. — Die Sklaverey scheint dagegen von den Gesetzgebern fast gar nicht beachtet zu seyn. Wenigstens ist keine Spur einer für sie ehrenvollen Aufmerksamkeit auf dieselbe, keine Spur von Milderung da. Sie blieb wie sie war,

und in Rom immer gewesen ist, ein hartes unerträgliches Joch. — Auch die Auswärtigen und fremden Ankömmlinge unterstützten die zwölf Tafeln nicht, sie erhielten bey weitem nicht die Rechte römischer Bürger, und dieß ist ein Beweis, daß Rom nicht mehr Ursach hatte fremde Ansiedler an sich zu locken.

Der Unterschied der Familien, der bisher immer der Zankapfel zwischen den beyden mächtigen Parteyen im Staate gewesen war, scheint indeß durch diese Gesetzgebung gehoben. Die Häuser waren in Rücksicht des Alters und ihrer Abkunft verschieden, allein, in Rücksicht ihrer Rechte gleich. Das Recht ein Haus oder Familie zu bilden, gehörte auch dem Plebejer, er pflanzte sie durch Erzeugung und Adoption fort. Der Nahme und besondere religiöse Gebräuche waren Eigenthümlichkeiten der Familien, die eine gesetzmäßige Heiligkeit erhielten. Indessen blieben doch die Ehen zwischen Patricier und Plebejer verbothen, und es stand also noch zwischen beyden eine starke Scheidewand.

Die Ehe war der Grund einer Familie, und diese schloß entweder Kauf mit oder ohne religiöse Ceremonieen, oder ein langer vertraulicher Umgang. Durch sie wird der Mann Despot in seinem Hause. Sein Eigenthum sind Weib und Kind und Knecht, und über alle darf er eine schrankenlose Herrschaft ausüben. Hier zeigt sich ganz der römische Geist dieser Zeit; die grenzenlosen Rechte des Hausvaters hat in dieser Ausdehnung nie die griechische

Welt anerkannt. Die Rechte des Vaters zertraten die Rechte des Menschen. Jeder Athemzug seines Kindes hing von seiner Willkür ab, und selbst mit der Freyheit desselben konnte er nach Willkür spielen. Gleichwohl scheint das Gesetz der dreymahligen Verkaufung nur eine Grenzbestimmung dieser Willkür zu seyn. Die Rechte des Familienhauptes dehnen sich bis nach dem Tode desselben aus, indem er den Beschützer weiblicher Schwäche, und den Berather und Pfleger, den das Unvermögen und die Hülflosigkeit der Unmündigen erfordern, bestimmt.

Zu den Sachen des Hausherrn, die sein Eigenthum waren, zählte er auch die Sklaven. Diese unterdrückte Classe von Unglücklichen hat im Alterthume nie die Rechte eines freyen Menschen, einer Person gehabt. Sogar dann, wenn sie mit der Freyheit beschenkt wurden, waren sie wenig gebessert: sie behielten immer die Clientenpflicht gegen ihren Befreyer, die nur um ein weniges leichter war; denn wie hätte sonst wohl der verschuldete Vater, um seinem Sohne Sklaven zu hinterlassen, diesen die Freyheit schenken können?

Die peinlichen Gesetze dieser Legislatur enthalten viele Spuren von Barbarey. Die Verbrechen sind in keine Verhältnisse gegen einander gestellt, auf dem kleinsten wie auf dem größten liegt die Todesstrafe. Was sie vorzüglich schrecklich macht, ist der Aberglaube, welcher sich mit ihnen vermischt,

und mit der Todesstrafe nicht minder verschwenderisch umgeht. Der Verbrechen waren weniger, und unter den Staatsverbrechen kannte man nur das einzige gegen die Erhaltung und die Majestät desselben.

Was die Gerichtsverfassung betrifft, so blieb diese noch immer sehr einfach. Der neue Prätor ernannte Richter, aber er selbst war mehr Schiedsrichter; Kläger und Beklagte trugen ihre Sache mündlich vor, und die Entscheidung folgte schnell.

So gering aber auch die Verbesserungen des Justizwesens waren, welche die zwölf Tafeln in der That bewirkten, so groß waren gleichwohl die Erwartungen der Römer von dieser endlich bewerkstelligten Gesetzgebung. Den größten Beweis hiervon gibt die unumschränkte Gewalt, welche sie ihren zehn Legislatoren einräumten. Alle Staatsbeamte waren, so lange sie sich mit diesem großen Werke beschäftigten, von allen ihren Geschäften freygesprochen.

Den Herrschsüchtigen gefiel diese unumschränkte Gewalt über Leben und Tod der Bürger so wohl, daß sie nach Verlauf der Zeit ihrer Vollmacht zwar zehn Gesetztafeln der Prüfung des Volks vorlegten, aber zugleich selbst erklärten: daß diese gesetzliche Verfassung noch unvollkommen sey, daß sie noch Stoff zu zwey Tafeln gesammlet hätten, und berechtigt zu seyn wünschten, diese als Zusätze jenen noch hinzu zu fügen. Sie erhielten die Vollmacht

noch auf ein Jahr, nach dessen Verlauf sie auch die zwey übrigen Tafeln aufstellten.

Das Volk nahm dieß Geschenk mit so vieler Freude auf, daß es im Taumel seines Glücks beynahe seine Freyheit eingebüßt hatte. Die Decemviren schienen nähmlich die Gewalt, mit welcher man sie der Gesetzgebung wegen bekleidet hatte, als einen Lohn für ihre Mühe behalten zu wollen, und weigerten sich den Posten zu verlassen, indem sie sich die Herrschaft des durch sie organisirten Staates anmaßten. — Da in Rom die Würde nur durch die Nichtausübung ihrer Vorrechte niedergelegt ward, so zogen sie aus diesem Fehler der Verfassung Vortheil, und übten ihre Macht auch da noch aus, als die Zeit ihrer Vollmacht verlaufen war. Sie suchten der Versammlung des Senats und der Ansetzung neuer Staatsbeamten zuvorzukommen, sie schmeichelten dem Volke, und die Patricier schienen mit dieser Veränderung zufrieden.

Gewiß wären die Anmaßungen dieser zehn Usurpatoren nicht so weit gegangen, wenn sie Plebejer und Patricier gleich getroffen hätten. Beyde würden sich dann vereinigt haben, und diese wenigen würden bald entfernt gewesen seyn. Vielleicht waren aber die Decemviren größtentheils oder alle aus patricischen Familien, und so durfte diese Partey nicht fürchten, daß sie ihren Einfluß in die Verfassung und Regierung einbüßen würde. Ein gewaltthätiger Eingriff in die heiligen Rechte des

Bluts und der Tugend, entzündete mit einemmahle das Volk, und ein schönes Mädchen rettete zum zweytenmahle durch ihren Tod die Freyheit der Römer.

Die zehn Machthaber Roms fingen an, ihre Gewalt zur Befriedigung ihrer Lüste zu mißbrauchen. Appius Claudius, hingerissen von den Reizen der schönen Virgina, wollte das schuldlose Mädchen ihrem Vater entreißen, und zum Eigenthum seiner zügellosen Begierde machen. Ein bezahlter Ankläger mußte sie für seine Sklavin ausgeben, und der Decemvir, vor welchem dieser Rechtshandel geführt ward, sprach sie ihm zu. Der Vater aber, der seine Tochter sich entrissen und der Schande Preis gegeben sah, ermordete sie.

Dieß stürzte die zehn Tyrannen. Im Virginius sah jeder Römer sich selbst, und je weniger Kraft er sich zutraute, in einer gleichen Lage gleich männlich und römisch zu handeln, um desto mehr both er alles auf, dem vorzubeugen. Einstimmig erhob sich der Unwille, und die Tyrannen wurden verjagt.

Gleichwohl schätzte man ihr Werk; die Gesetze der zwölf Tafeln wurden von den neuerwählten Staatsbeamten in Erz gegraben, aufgehangen, und vom Volke als Landesgesetze bestätigt.

Der gemeinschaftliche Feind hatte die Zwietracht zwischen den streitenden Parteyen aufgehoben, und es herrschte nun Eintracht zwischen den Siegern.

Es war die Ruhe nach einem Sturm. Die Plebejer hielten den Druck der Patricier für Milde. — — Bey dem allen vergaßen die Tribunen des Volks aber nicht, für die Unterdrückten zu wachen, und durch thätigen Kampf für neue Rechte sich bey ihren Committenten beliebt zu machen. Sie setzten die Staatsdekrete durch, welche die Unverletzlichkeit der Volksbeschützer sichern, die Staatsbeamten untersagen, von welchen keine Appellation an das Volk Statt finden soll, und dem nach Tribus versammleten Volke das Recht geben, allgemein verpflichtende Gesetze zu dekretiren.

Ein gelungenes Unternehmen ermuntert zu neuen. Die Tribunen forderten für die Plebejer das Recht, sich mit Patriciern zu verschwägern, welches nach dem Gesetze der zwölf Tafeln ausdrücklich verbothen war. Als man auch dieß zugestand, als eben dadurch die Eifersucht, welche bisher im Allgemeinen nur geherrscht hatte, sich inniger in die Familien einschlich, da strebten die Plebejer selbst nach der höchsten Gewalt, nach der consularischen Würde. — In der That war die ehrgeizige Eifersucht zweyer Schwestern die erste Gelegenheitsursach zu einem Antrage dieser Art.

Allein das Eigenthumsrecht dieser Würde war den Patriciern zu werth, als daß sie nicht alles hätten aufbiethen sollen, um es sich zu erhalten. Der Verlust desselben mußte die Patricier beynahe vernichten, und sie zu Sklaven der Plebejer ma-

chen, deren Herren und Gebiether sie gewesen waren. Sie beriefen sich auf die Pflicht der Consulen, Staatsopfer und religiöse Ceremonieen für das ganze Volk zu veranstalten, welche den Göttern bis dahin nur von den Angesehensten im Staate hätten dargebracht werden dürfen; sie beriefen sich auf die Wichtigkeit und das Allumfassende der Amtspflichten dieser Staatsdiener: allein die Plebejer sahen bald ein, daß dieß nur Ausflüchte waren, und fühlten zu gut, daß der einzige Beruf des Bürgers, dem Staate zu nützen, nicht in seinem Geschlecht und in der Geburt, sondern in der Fähigkeit zum Amte, und in dem Vermögen, nützlich zu seyn, liege. — Mit dem gespanntesten Eifer strebten sie daher nach einer Würde, die ihrem Patriotismus einen großen Wirkungskreis eröffnete, ihrem Ehrgeize einen freyen Spielraum ließ, und ihre Rechte für die Ewigkeit, oder doch so lange sicherte, als sie dieser Rechte würdig blieben.

Gleiche Gründe trieben die Patricier, und diese entschlossen sich, da sie diese Würde sich nicht erhalten konnten, sie lieber ganz aufzugeben und zu vernichten, ehe sie dieselbe, und mit ihr die Oberherrschaft über sich, den Plebejern, ihren Feinden, in die Hände lieferten. Man beschloß daher, statt der Consulen, Kriegstribunen mit consularischer Gewalt zu wählen, und beyden Ständen das Recht auf diese Aemter zu geben. — So sehr hängt das Volk an dem Nah-

men, daß es sich auch hier täuschen ließ. Die Gewalt der neuen Staatsbeamten war der der Consulen gleich, ihre Rechte dieselben, sie hatten gleiche Geschäfte. — Bey der ersten Wahl erhielten drey Patricier diese Würde. Dieß war wohl der Grund, warum diese sie bald niederlegten.

Viele kleine Kriege, welche indessen die Römer immerfort beschäftigten, und die Kriegstribunen aus der Stadt hinauszogen, gaben den Patriciern Gelegenheit, sich die verlorene Consulwürde durch eine neue zu ersetzen, die für immer den Patriciern zugestanden ward. Dieß waren die Censoren, deren Pflicht es war, die Bürger als Menschen, Bürger und Hausväter zu beobachten, ihr Betragen in jeder Rücksicht zu beurtheilen, und die Zahl und den Vermögenszustand derselben zu registriren.

Dieser ehemahls mit dem Consulat vereinigte wichtige Theil der exekutiven Gewalt war von zu allgemeinem Einfluß, als daß die Patricier ihn nicht hätten sich zueignen sollen. Durch ihn wären die Plebejer zu Herren der Patricier geworden, sie hätten über ihre ganze bürgerliche Existenz entscheiden können. Darum trennte man dieß Geschäft von dem Consulat bey der neuen Organisation desselben, und widmete es einer Staatswürde, die allein den Patriciern eigen blieb.

Diese beständigen Unruhen in der Stadt, die durch Kriege, welche dem Volke gleich nachtheilig

waren, ganz allein unterbrochen wurden, hielten die Römer von der Thätigkeit für ihr Wohl ab, und waren schuld an einem Kornmangel, der dem Staate gefährlich zu werden anfing, indem er schon Selbstmorde veranlaßte. Dieß schien dem Spurius Mälius der gelegenste Zeitpunct, sich die Alleinherrschaft und die Königswürde zu erschleichen. Er vertheilte Korn unter das hungernde Volk, welches er im Auslande aufgekauft hatte, und glaubte die freyen Leute dadurch zu seinen Söldnern zu machen. Der freye Mann aber scheut den Tod nicht, er verachtet die Reitze, mit welchen man seine Ketten umwindet, und hegt selbst gegen seinen Retter, dem er mit Dankbarkeit verpflichtet ist, ein gerechtes Mißtrauen, weil er nie allein auf sich, sondern auch auf das Allgemeine sehen muß.— So dachten die edleren unter den Römern, sie entdeckten die Gefahr, wählten den alten Cincinnatus zum Diktator und Retter. Mälius ward vor sein Tribunal geladen, und als er durch die Flucht sich für schuldig erkannte, da hohlte ihn der Dolch der Volksrache ein.

Die Kriege dauerten fort, überall machten die Römer ihre Waffen furchtbar, Camill ward Diktator, und seine Krieger erhielten zum Erstenmahle Sold, da die Römer bis dahin nur aus Liebe für das Vaterland und aus Ruhmsucht gedient hatten. Das Schicksal des großen Camill gibt einen neuen Beweis von der Wachsamkeit der Römer für

ihre Freyheit; sie ließen sich durch seine Verdienste nicht blenden, und verbannten ihn, als er ihnen einiger Ungerechtigkeiten und Anmaßungen schuldig schien.

Mancherley Mißbräuche schienen auf diese Art gehoben, und der Staat ruhig dem Glücke und der Größe entgegen zu gehen, als ein neuer, fremder und schrecklicherer Feind, als die bisherigen, es mit einer Wuth und Kraft angriff, die seiner Existenz gefährlich zu werden drohte. Aus Gegenden, die bisher den Römern unbekannt waren — denn sie kannten nur, was sie bekriegten — stürzten mit einemmahle von den Alpen über den Appennin eine herkulische Nation voll von Energie in das mittlere Italien herab. Einzelne Schwärme von ihr hatten schon vorher diese ungestörten Fluten überschwemmt, und ihre Ruhe unterbrochen; die Römer hatten sie vielleicht schon von ferne kennen gelernt, aber jetzt sollten sie dieselbe in ihrer ganzen Kraft und Furchtbarkeit sehen. Die Gallier waren es, die eine mit Rom befreundete Stadt belagerten, welcher der Senat Hülfe sandte. Bis jetzt der Siege gewohnt, behandelten sie die eindringenden Gallier mit dem Trotze, welchen sie später die ganze von ihnen beherrschte Welt empfinden ließen; aber die Gallier, ihrer Tapferkeit und ihren Schwertern vertrauend, antworteten mit gleicher Dreistigkeit, und verfolgten die Spur der Uibermüthigen.

Kaum

Kaum waren die Römer im Stande, ihnen bey Allia eine geringe Schaar entgegen zu stellen, und als diese darnieder geworfen ward, hielt nichts den Strom der eindringenden Feinde auf. Nur die Furcht vor einem ähnlichen späteren Sieger aus Süden gleicht der Bestürzung, welche die Römer bey dieser Bothschaft ergriff. Ein großer Theil der Bürger, und die Vestalinnen, wanderten nach Cäre aus; die wenigen Krieger, die bey Allia dem Schwerte entronnen waren, retteten sich auf das Kapitol, und die Staatsbeamten saßen, ihr Schicksal erwartend, im heiligen Ornat ihrer Würde, auf den Atrien ihrer Häuser und dem Markte. Die Wehrlosen wollten wenigstens in ihrem Berufe sterben, wenn sie nicht etwa, von einem thörichten Wahne hingerissen, sich einbildeten, auf diese Art durch Ehrwürdigkeit Theilnahme und Schonung zu erzwingen. Durch die offnen Thore Roms, die noch nie ein Feind erstiegen hatte, brachen die wilden Krieger des Nordens herein. Die Verwalter des Staats, welche sich mit kalter Erwartung der Zukunft dem Tode für das Vaterland geweiht hatten, fielen unter dem Schwerte der rächenden Sieger, keiner ward verschont, alle Häuser geplündert, an die Tempel Feuer gelegt, und so gingen im gallischen Brande eine Menge der wichtigsten Dokumente für die Geschichte Roms verloren *). — Den

*) Vielleicht ist es hier nicht der unrechte Ort, darauf aufmerksam zu machen, daß die ältere Ge=

begünstigten Sieger hält nichts auf, Schwierigkeiten reizen ihn nur. Im Dunkel der Nacht erstiegen die Gallier das Kapitol, welches Manlius, von den der Juno geweihten Gänsen geweckt, rettete. Gleichwohl erkauften bald nachher die Helden des Kapitols ihr Leben mit Golde, zu dessen Zahlung die Weiber allen ihren Schmuck hergaben.

Jetzt erinnerte sich der vom mißtrauischen Vaterlande verstoßene Mann von Verdienst seiner Beleidiger. Sich mit Großmuth rächen, und das Ge-

schichte Roms bis auf diese Zeiten sehr viel Unwahrscheinlichkeiten enthält. Andere haben dieß deutlicher auseinander gesetzt; hier genügt es den Leser zu Zweifeln zu ermuntern, die in der Geschichte weit schätzbarer als Leichtgläubigkeit sind. — Schon die römischen Geschichtschreiber hatten keine Denkmahle mehr, aus denen sie schöpften, ihre einzigen Quellen waren Volkssagen, die sich erhalten hatten. So viel Respekt man für diese hegen muß, wenn man die Geschichte selbst erhalten will, so erlaubt ist es, gegen sie Zweifel zu erheben. In der That, das ununterbrochene Glück des aufblühenden Staats erregt Mißtrauen, das sich nicht sogleich unterdrücken läßt, welche die überall sichtbare Ruhmsucht der Römer nur bestätigt. Den meisten Zweifeln ist die Geschichte der Könige unterworfen. Sieben Könige herrschen 244 Jahre, und unter diesen sind noch manche ermordete, und ein vertriebener. Ich zweifle, daß die Geschichte irgendwo ähnliche Beyspiele aufzeigen könne, und erlaube mir die Vermuthung, daß der Nahme manches unbedeutenden Königs verloren gegangen seyn mag, oder daß manche Revolution, von welcher keine Nachricht auf uns kam, diese Reihe unterbrochen hat.

schehene vergessen, ist der Hauptzug edler Seelen. So rächte sich Camill. Die nach Cäre geflüchteten Römer hatten ihn zum Diktator ernannt, er sich an die Spitze eines zusammengeraften Heeres gestellt, und so eilte er der Stadt zu Hülfe, als der Gallier sich eben das goldene Lösegeld darwiegen ließe. — Er lehrte die Römer ihre Freyheit und Leben mit Eisen, nicht mit Gold erkaufen, griff den ungerechten, seinen Sieg gewinnsüchtig nutzenden Sieger an, als er es nicht vermuthete, schlug ihn aus der Stadt hinaus, verfolgte ihn, und rächte die Schande des römischen Nahmens. — Ihm folgte das Volk, welches, von seinen Tribunen aufgefordert, schon willens war, Rom nach Veji zu verpflanzen. — Vergebens erhob sich der Vertheidiger des Kapitols gegen ihn, Manlius ward von dem tarpejischen Felsen gestürzt, den er so glücklich vertheidigt hatte. Der Schutz der Plebejer war fruchtlos, seine Absichten waren einleuchtend, er war getödtet, und sein Haus geschleift.

Die Gallier, welche an sechs Monden in Rom verweilten, hausten dort mit einer so grenzenlosen Wuth gegen das Belebte und Leblose, gegen das Geweihte und Ungeweihte, daß, nach ihrer endlichen Vertreibung, die Stadt sich in wüsten Ruinen darstellte, aus deren Mitte das Kapitol sich allein erhob. Selbst nach der Wiedereroberung der Stadt fanden sich daselbst so wenig Spuren von menschlicher Thätigkeit und ehemahliger Ruhe, und

die Zerstörung hatte allem ihren Stempel so sichtbar aufgedrückt, daß man an einer künftigen Bewohnung dieser Wüste zu verzweifeln schien, und vor dem colossalischen Geschäfte, diese Häuser und Mauern wieder aufzuführen, zurückschauderte. Nur durch diese Vorstellungen wird es uns begreiflich, wie die Römer, die so stolz auf diesen Wohnsitz ihrer Vorfahren, den sie schon zu einer respektabeln Größe erhoben hatten, waren, auf den Gedanken kommen konnten, ihn zu verlassen, und mit ihrem Ruhm in eine Stadt zu wandern, die sie kurz zuvor erobert hatten. Eben so merkwürdig aber, und über ihre Cultur entscheidend bleibt es, daß sie nicht durch politische Gründe, welche von der vortheilhaften Lage an einem schiffbaren Fluße zwischen Latium und Etrurien hergenommen waren, sondern allein durch Argumente des Aberglaubens von diesem Entschluße abzubringen waren. „Wollt ihr die „Geburtsstätte eurer Vorfahren und eures Ruhms „verlassen? Soll Veji aufleben, indeß der Nahme „Rom bestattet wird? Wollt ihr die Altäre eurer „Götter in Schutt fallen lassen? der Götter, die „euch Siege und Triumphe schenkten? Wollt ihr „die Stätte verlassen, wo die Leichen der Helden „ruhen?“ — — So sprach Camill, und besiegte alle Zweifel an einer Wiederherstellung der Stadt.

Glänzender ging sie aus ihren Trümmern wieder hervor, und ihre Bewohner waren bald nachher eben so stolz auf diese neue Schöpfung, als sie kurz

vorher leichtsinnig genug an der Möglichkeit dersel- ben gezweifelt hatten. Sie wurdem dadurch zu neu- en Angriffen auf ihre Nachbarn begeistert, die eine ununterbrochene Reihe von Fehdem hervorbrachten, in welchen die Römer gewöhnlich Sieger waren.

Allein auch im Innern des Staats brachen Un- ruhen und Parteyen aus. Durch die Wiedererbau- ung der Stadt war ein großer Theil der römischen Bürger, der schon zuvor nicht schuldenfrey war, noch tiefer verschuldet; andere hatten im Kriege sich Reichthümer, und alle Verdienste um den Staat erworben, für welche sie sich allein durch den Be- sitz der Ehrenstellen entschädigt glaubten, die bis jetzt in den Händen herrschsüchtiger Patricier wa- ren. Glaubten die reicheren sich durch ihr erkämpf- tes Vermögen dazu berechtigt, so wünschten sie die ärmeren um so lebhafter, je gewisser sie durch die- selben Befreyung von ihren Schulden hoffen durften.

Die Eifersucht eines Weibes auf die höhere Macht und den Glanz ihrer Schwester, die an ei- nen Patricier verheirathet war, ward die Veran- lassung, für ihren Vater und Gatten, mit theilneh- mendem Eifer darauf zu dringen, daß dem Volke Rechte ertheilt würden, die man ihm zu lange vor- enthielt. Durch die Gesetze, welche sie vorschlugen und durchfochten, war die Schuldenlast gemildert, die Ungleichheit des Vermögens aufgehoben, und nach einer vierjährigen unruhigen Anarchie ward Lucius Sextius der erste plebejische Consul (387. J.

d. St.). Camill lebte noch, er hatte so eben über die Gallier einen Sieg erfochten, und sich von neuem als Beschützer Roms gezeigt, aber fruchtlos widersetzte er sich dem Eingriffe in die Rechte seines Standes.

Als die Consulwürde, die höchste des Staats, nicht mehr zu retten war, da dachten die Patricier darauf, ihr Gewicht wenigstens zu vermindern, und ihre Macht zu zertheilen. Vormahls war der Consul zugleich der höchste Richter im Staat, und dieses Richteramt war um so wichtiger, da in der frühern Zeit die Gesetze sehr unbestimmt waren, und größtentheils auf dem Billigkeitsgefühl des Richters beruhten. Dieß entzogen sie den neuen plebejischen Consuln auf den Antrag Camills, der den Funken der Bürgerkriege schon glimmen sah, unter dem Vorwande der mit der Erweiterung des Staats ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Die Prätur wurde gestiftet, sie ward den Patriciern zugeeignet, und ihre Tyranney fand bald Mittel, sich durch sie den Verlust des Consulats zu ersetzen.

Mit ihnen zugleich entstehen, durch öffentliche Volksfeste veranlaßt, die curulischen Aedilen, eine Würde, welche schon ihres großen Aufwandes wegen, den sie erforderte, nur für die Patricier bestimmt zu seyn schien.

So bildete sich während eines beständigen, bald versteckten, bald offenbaren Kampfes die Staatsverfassung Roms aus; die Tyranney ist gebrochen,

die übermächtige Partey der Patricier danieder-geworfen, und die Rechte sind zwischen beyde Stände gleich vertheilt. Aber noch existirt die Kaste der Unterdrücker, noch ist ein Theil der aus-übenden Gewalt in ihren Händen, deß sie gewiß zu ihrer Tyranney mißbraucht. Die Rache der Plebejer ist ein armseliges Mittel dagegen, welches mehr dazu dient, immerwährende Kämpfe als glückliche Ruhe hervorzubringen. Die Demokratie ist noch nicht gegründet, aber alles ist vorbereitet und thätig, sie zu errichten.

In der That sind die Römer in diesem Zeitraum ein Volk, welches der Freyheit und eines ruhigen Besitzes derselben würdig ist. Nur mit dem Pfluge oder Schwerte beschäftigt, nur darauf bedacht, sich und seine Familie durch eigene Thätigkeit frugal zu machen, als für das Vaterland und die Freyheit, welche er schwärmerisch liebte, zu sterben, war sein Haus das Heiligthum des Patriotismus und aller Tugenden, die jedes Laster, durch Reichthum oder Schwelgerey erzeugt, entfernten. Die beyden Parteyen erhielten eine nützliche und wachsame Eifersucht auf ihre Rechte, die aber, als die Demokratie gegründet war, einschlummerte, und eine Gleichgiltigkeit hervorbrachte, die sich mit dem Nahmen begnügt. Diese und der hinzugetretene Luxus, den man so willkommen aufnahm, machten den Demagogen und Usurpato-

ren der Volksrechte die Ausführung ihrer Plane leicht.

Mit einem bewundernswürdigen Glücke breitet Rom nun seine siegreichen Waffen über Italien aus. Die patriotischen Helden, ein Curtius, der sich freywillig opfert, ein Torquatus, Corvinus, Decius Mus, und Manlius dem der größere Vater nach dem Siege das belorbeerte Haupt von den Lictoren abschlagen läßt, begeisterten das ganze Volk. Alle Völker Italiens, Samniter, Gallier, Sabiner, selbst die Hetrurier unterliegen ihnen, und nur einmahl wird der römische Siegerstolz bey den caudinischen Pässen tief gedemüthigt.

Auch die cultivirteren Staaten griechischen Ursprunges in Unteritalien erheben sich, im Bunde mit benachbarten Nationen, gegen die Römer, und suchen Hülfe gegen die übermächtigen Halbbarbaren in Griechenland. Pyrrhus, der epirotische König, einer der ersten Feldherrn seiner Zeit, kömmt mit geübten Truppen, kömmt mit Golde und mit furchtbaren Elephanten, dergleichen noch nie den italiänischen Boden betreten hatten, über das adriatische Meer, und landete in Tarent. Fast reut es ihn, sich des weichlichen parteysüchtigen Volkes, welches mitten in der Gefahr sich den Vergnügungen überläßt, angenommen zu haben; aber gleichwohl fürchtet er selbst die Römer, die auch jenseits des Meeres ihm einst gefährlich werden könnten. — Die neue Kriegskunst der

Elephanten verschafft ihm mehrere Siege, aber die Römer lassen sich nicht oft schrecken; von ihnen, wie vom Fabrizius an Großmuth, überwunden, flieht er nach Sicilien, um Syrakus von den Carthagern zu retten. Nach einer fruchtlosen Rückkehr, und einer furchtbaren Schlacht, verläßt er Italien von neuem, und Tarent fällt sammt seiner epirotischen Besatzung in die Hände der Sieger. — Durch diese Eroberung werden die Römer zuerst mit griechischen Sitten, griechischer Cultur und Weichlichkeit bekannt.

Italiens Küsten waren jetzt die Grenzen des römischen Gebieths; alle Nationen desselben, von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge, waren ihnen unterworfen, und durch sanfte oder drückende Bande mit ihnen vereinigt. Nichts widerstand ihrem Muthe, nichts dem patriotischen Stolze, mit welchem sie den römischen Nahmen in der damahls bekannten Welt gefürchtet machen wollten. Auch konnten sie jetzt, da ihre Kräfte an kleinen Feinden geübt, ihr Muth durch Siege erzogen, und ihre Kriegskunst durch Gefahren und manchen Nachtheil geübt war, wagen, den dreisten Gedanken zu fassen, eine Welt zu Sklaven eines einzigen Freystaats zu machen. Denn ein Staat von so viel intensiver Kraft der Individuen, in seinen ersten Schritten durch ein schnelles Glück begünstigt, und auf allen folgenden begleitet, nie übermüthig im Glück, nie verzweifelnd im Unglück, konnte

dreist einer ganzen Welt trotzen und nur sich selbst und der Zwietracht unterliegen.

Diese schien jetzt entfernt, und alle Gefahr eines politischen Selbstmordes mit dem Parteygeist aufgehoben. So sehr die Macht der Patricier gebeugt war, die nur wenige Vorrechte noch besaßen, eben so sehr war die Macht der Plebejer und mit ihr die des Staats gestiegen. Das Recht, dem Vaterlande auf jede Art Dienste zu leisten, Gut und Blut für dasselbe zu opfern, war unter alle Bürger gleich vertheilt, keiner ward durch Vorurtheile von dem Orte entfernt, den sein Patriotismus ihm anwies, und zu welchen ihn seine Verdienste erhoben. Eine edle Rivalität hob beyde, Patricier und Plebejer, jeder einzelne strebte nicht sich selbst allein, sondern sein Geschlecht und seine Partey durch Edelthaten zu erheben. Im beständigen Wetteifer der patriotischen Tugend und Größe bildeten sich daher die Staatsmänner, die von Rom aus einer Welt Gesetze gaben, und die Krieger, die der kleinen Republik und ihrem despotischen Scepter alles mit ihrem Schwerte unterwarfen. — Gleich entfernt von edler Cultur wie von dem verderblichen Luxus, der sie gewöhnlich begleitet, und vor dessen Einfluße sich das menschliche Herz nicht zu bewahren vermag, suchten sie jetzt in einer stillen Genügsamkeit und Entfernung von selbstsüchtigen Eigennutz, die Muster ihrer Ahnen darzustellen. Jeder einzelne vergißt sich selbst, und

findet sein Glück und seine Existenz nur im Vaterlande; dem Ruhme desselben opfert er den seinen, er lebt nur um Roms Nahmen zu verewigen. Die Freyheit und das Vaterland sind die einzigen Ziele ihrer Blicke, und sie beobachten mit scharfem Auge die Bürger und Ausländer. Nur der Verlust dieses Charakters konnte der römischen Größe gefährlich werden, und dieser nahte sich mit jeder Ausbreitung ihrer Macht, die eben durch die Ausdehnung an innrer Stärke verlor. Auf Italiens Grenzen eingeschränkt, hätte diese eiserne Rupublik jedem Schicksal getrotzt. Sie wagte sich in andre Länder und Welttheile, und erlag zuerst ihrer Größe, ihrem Reichthum und ihrem Glanze.

Von allen benachbarten Ländern mußte keines so sehr die Aufmerksamkeit der glücklichen Eroberer reizen, als das kornreiche Sicilien, welches der immer wachsenden Stadt und ihren sich täglich mehrenden Einwohnern immer wichtiger ward. Gleichwohl war es von den mächtigen Charthagern zum Theil besetzt, zum Theil das Eigenthum blühender griechischen Pflanzstädte, unter denen Syrakus sich über alle erhob, die ehemahlige Nebenbuhlerin Athens, die grade jetzt im Kriege mit Charthago begriffen, und durch den weisen König Hiero eine Bundesgenossinn von Rom war.

Bis jetzt hatten die Römer nur zu Lande gefochten und gesiegt, die Carthager beherrschten die Meere, und setzten ihren künftigen Eroberungen.

die nur zur See gemacht werden konnten, eben dadurch Grenzen. Begeistert von künftigen ausgedehntern Besitzungen und wichtigern Tributen, einen neidischen Blick auf Carthago und Sicilien gerichtet, ergriffen sie die Gelegenheit zu einem Kriege, der in seinen Folgen eben so verderblich zu werden drohte, als er in seinem Anfange glänzend war.

Appius Claudius erficht den ersten Sieg außerhalb Italien, mit dem ersten Schritte nach Sicilien machen die römischen Waffen sich furchtbar. Eine nicht unbedeutende Flotte entsteht plötzlich, und Duillius gewinnt die erste Seeschlacht, ihre Zahl mehrt sich, Regulus landet zuerst in Afrika, und die Carthager wünschen so sehr den Frieden, daß sie den gefangnen Feldherrn selbst nach Rom senden, und ihm mit dem Tode drohen, wenn er ohne Friedensbothschaft zurückkehren würde. Der edle Römer widerräth den Frieden und eilt dem Tode entgegen. Ein fortdauerndes Kriegsglück verschafft seinen Landsleuten bald darauf einen ehrenvollen Friedenschluß. — Während indeß die römischen Flotten die illyrischen Seeräuber demüthigen und ihre Küstenstaaten sich unterwerfen, während die Gallier vom Marcell besiegt und ihre Länder bis an den Po und die Alpen mit dem Gebiethe Roms vereinigt werden, während sie so sich zu künftigen furchtbaren Kriegen vorbereiten, erhebt sich die Stadt in den Künsten des Friedens. Aus den

eroberten Staaten zogen sie in dem Wohnsitz der Sieger ein. Gefangene und Sklaven brachten thätige und geschickte Hände, und wiewohl der Römer, eifersüchtig auf die Pflicht dem Vaterlande zu dienen, nur für diese lebt, so hat er doch Gefühl und Achtung für das Nützliche und Schöne. Die erste Kunststraße dehnt sich durch Italien, in Rom erheben sich Cirkus und Amphitheater, die Musen des Schauspiels ziehen in Rom ein, und neben ihnen entstehen die unedleren Fechterspiele, die dem rauhen Charakter der Römer, den sie auch später noch erhielten, ihren ersten Beyfall verdanken.

Der nun folgende Zeitraum zeigt Rom in einer Lage, die für seine Existenz entscheidend ist. Es muß entweder die Beherrscherin der Welt oder vernichtet werden. Mit den äußern Verhältnissen zu sehr beschäftigt, ruht indessen das Auge des Römers weniger auf den innern; von Feinden umlagert, und überall angegriffen und bedroht, wagen sie es nicht sich selbst zu befehden, aller Parteygeist ruht, und die Kräfte des Staats sind vereinigt nur gegen die Feinde des Vaterlandes gerichtet. — Wenn aber gleichwohl in der Verfassung durch die jetzigen Begebenheiten keine Veränderungen entstehn, so sind sie doch von zu großem Einfluß auf den Nationalcharakter der Römer, so bereiten sie doch zu große Erschütterungen vor, als daß sie nicht eine Erwähnung verdienen sollten, die dem kundigen Leser

das Bild der jetzigen Lage Roms lebhaft vor die Phantasie stellt.

Die Römer trotzten nach dem Siege über Carthago, Gallien und Illyrien so sehr auf ihre Macht, daß sie den Carthagern, welche in Spanien eine große Anzahl von Handelskolonien besaßen, verbothen, über den Ebro zu gehn. Hieraus entspann sich der zweyte punische Krieg, der allein schon im Stande wäre, diese Periode denkwürdig zu machen.

Die beyden größten Republiken der alten Welt biethen ihre Kräfte in der höchsten Anstrengung gegen einander auf; in beyden treten die größten Helden einander in das Schlachtfeld, wechselnd treffen bald diese bald jene die hoffnungsvollesten und verzweifelndsten Lagen, und die beyden Nationen kämpfen auf Tod und Leben.

Ein Held dessen Nahme allein den seiner Vaterstadt verewigen würde, — wenn sie nicht wechselseitig einander unsterblich machten, der, wenn ihn sein Vaterland nicht verlassen hätte, wenn sein Heer aus Männern bestanden, die ihm gleich auch dem heimlich schmeichelnden Feinde hätten Trotz biethen können, Carthago zur Herrscherinn der Welt, und Rom der Erde gleich gemacht haben würde, — Hannibal hatte schon als Knabe dem Vater am Altar der heimischen Götter den Schwur abgelegt, den er bis an das Grab hielt, als unversöhnlicher Feind der Römer zu sterben. Uiber die Alpen drang er mit einem Heere durch Schneegebirge und Eisfelsen, die vor ihm keine Ar-

mee überschritten war, und nach ihm nur die Franken zu Siegesfeldern machten, nach Italien hinab. Die kaum unterjochten Gallier wurden von ihm zur Freyheit und zum Bündniß aufgefordert, und wiewohl nur wenig von ihnen unterstützt, ging er durch Hetrurien mit einem geschwächten Heere von Ausländern, denen nur ein Elephant geblieben war, in die Nähe von Rom. Siege bezeichneten seine Schritte, weder Scipio noch der Zauderer Fabius halten ihn auf, bis er bey Cannä die römische Macht mit einem großen gewaltigen Schlage niederwirft.

Dieß ist der höchste Augenblick der römischen Größe, weder die Vorzeit noch die nachfolgenden Begebenheiten zeigen uns einen Moment, wo der römische Charakter so in seinem höchsten Glanze erschienen wäre. Ein großes Heer war geschlagen, ein großer Feldherr, Aemilius Paulus, hatte sich verzweifelnd auf dem Schlachtfelde selbst den Tod gegeben, und nur mit wenigen flüchtet Varro der Vaterstadt zu. Der Senat bewillkommt ihn freudig, er behält seinen Muth im Unglück, er ist zu stolz um den Versehen oder Unglück eines Feldherrn diese rettungslose Lage zuschreiben zu wollen. Obgleich alles in Rom die erschütternde Nachricht sich zuruft: Hannibal ist vor unsern Thoren! obgleich alles sich wegen der Gebliebenen, denn jede Familie hatte in dieser Schlacht einen Verwandten verloren, in Trauer hüllte, so blie-

ben doch die Stellvertreter des Volks entschlossen und überzeugt, daß noch nicht alles verloren sey, wenn sie ihren Muth nicht aufgäben. — Während in Rom ein Heer geworben wird, während vom Senat der feste Muth sich unter das Volk verbreitet, verschwindet die Kraft des carthagischen Heeres im schwelgerischen Kapua; nur der Heerführer bleibt Mann, und schaudert gleichwohl vor dem Gedanken zurück, die mächtigen Römer, die er bey Cannä niederwarf, ganz zu stürzen.

Obgleich auf der einen Seite Parteygeist in Carthago, und eifersüchtige Scheelsucht mächtiger Familien sich der bedrängten Römer annimmt, so hört das Schicksal, welches sich entschlossen zu haben scheint den römischen Muth auf die höchste Probe zu stellen, doch nicht auf, neue Schläge gegen die eiserne Brust dieses Volkes zu führen: der edle Bundesgenosse der Römer, Hiero, stirbt, der Knabe Hieronymus liefert das mächtige Syrakus in die Hände der Carthager, und in Macedonien steht Philipp bewaffnet gegen sie auf.

Aber aus der Asche des Aemilius gehen Helden hervor, und das römische Volk, welches den drohenden Feind von Rom entfernt sah, hatte die Verzweiflung so sehr verlernt, daß neues Unglück seinen Muth nur in Trotz verwandeln, und seine Kräfte auf den höchsten Punct spannen konnte.

Ungeachtet der Kunst eines Archimedes erobert Marcellus Syrakus, Scipio wirft Neucarthago

nie-

nieder, landet in Afrika, erobert mehrere Städte, und erhebt durch die Schlacht bey Zama Rom für immer über Carthago, und seinen Nahmen über den Nahmen Hannibals. Ein Friede, der Carthago entwaffnet und es von Rom abhängig macht, ist die Folge dieses Sieges.

Der katonische Haß, mit welchem der Römer auch auf die unbedeutendste Existenz Charthago's herabblickte, ließ den Frieden sich bald in einen Krieg verwandeln, der nun mit dem Ruin dieser Stadt enden sollte. Zu gleicher Zeit bricht in Griechenland das Feuer des Krieges aus. Antiochus von Syrien, den Hannibal für sein Vaterland aufgefordert hatte, vereint seine Waffen mit den Feinden der Römer, und Roms Kriegsflotten segeln in allen Meeren, in allen bekannten Welttheilen fechten ihre Armeen.

Wo sie fechten da erobern sie, in allen Welttheilen erhalten sie neue Besitzungen. Antiochus tritt ihnen Asien bis an den Taurus ab, in einem Jahre fallen Corinth und Carthago. Die nie besiegten Griechen unterliegen westlichen Barbaren, und werden durch die Mittheilung ihrer Kultur ihre Erzieher, durch die Mittheilung ihres Luxus die Vernichter ihrer Siege.

So große Begebenheiten mußten von den größten Folgen seyn. Das römische Gebieth, welches auf Italien eingeschränkt war, wurde nun von den Säulen des Herkules und dem Taurus begrenzt.

Minder vermögend, sich im Glück als im Unglück treu zu bleiben, und den altrömischen Charakter zu erhalten, gewähren die Römer jetzt ein großes und lehrreiches Schauspiel.

Rom steht jetzt, nach einer Reihe von Kämpfen und Siegen, auf dem für jeden Staat gefährlichen Puncte, Ruhe und Genuß für lange Anstrengung zu fordern. Auf die Trümmer mehrerer Städte hatte es seine Macht gegründet, es war kein Staat in der bekannten Welt mehr übrig, der ihm hätte Trotz biethen können, oder er lag zu fern, um mit seiner Macht gefährlich zu werden. Die Republik, welche in allen Welttheilen gehorsame Sklaven hatte, mußte sich für gefürchtet und für unüberwindlich halten; sie glaubte sich berechtigt, einer sorglosen Ruhe sich überlassen zu dürfen, und jeder Bürger durfte sich einbilden, Ansprüche auf ihren Genuß machen zu können, weil er oder seine Vorfahren sie mit ihrem Blute erkämpft hatten.

Der Reichthum, welcher mit einemmahle aus allen Eroberungen in Strömen nach Rom floß, setzte die Republik in den Stand, ihre Bürger zu Herren der Welt zu erheben, die den Tribut aller Welttheile genoßen. Seit dem Siege über die Macedonier zahlte kein Bürger Tribut.

Dieß erhob sie aber nicht über ihre Bedürfnisse, die um so zahlreicher wurden, je leichter sie befriedigt werden konnten, die mit jeder neuen Eroberung wuchsen, und nach und nach die Stadt,

wo ehemahls Genügsamkeit und Patriotismus ihren Lieblingssitz hatten, zum Wohnsitz der Schwelgerey und Treulosigkeit umschufen.

Der Römer fand nicht mehr, wie sonst, seinen Stolz in ämsiger Bearbeitung seiner Aecker, und in treuer Vertheidigung des Vaterlandes, sein Boden gewährte ihm seine Bedürfniße nicht mehr, weil er nicht im Stande war, sinnlosen Forderungen Genüge zu leisten. Geitz, und noch weit mehr Habsucht, die immerdar zusammenrafft, um unaufhörlich verschwenden zu können, werden in Rom gewöhnlich, in den Provinzen erlaubt man sich Gelderpressungen, und die Klagen über dieselben erscheinen so häufig, daß ein eignes immerwährendes Gericht zur Entscheidung dieser Processe niedergesetzt wird. Das gemeine Volk, der Arbeit entwöhnt, geht müßig umher, schwelgt von den Verschwendungen anderer, oder als Söldner der Ränke einzelner Demagogen, welche sich zu Despoten der Weltbeherscherin erheben wollen, von dem Verkauf seiner Rechte. Eine Menge leibeigener Sklaven ersetzen ihre Dienste, sie bestellen die Ländereyen, und arbeiten in den Manufakturen, die durch ihre Kenntniße und Geschicklichkeit, welche sie aus dem Auslande mitbrachten, sich schnell emporheben. — Der Ritterstand, welcher sich nun ganz vom Volke und den Patriciern absondert, und zwischen beyde in die Mitte tritt, pachtet die Finanzen des Staats, und auswärtige Ländereyen, in denen Sklaven un-

ter dem Drucke eigennütziger Despoten arbeiten. In seinen Händen befinden sich überdem Fabriken und Handel, denn der Römer, stolz auf das Recht, die Welt beherrschen zu dürfen, hielt es unter seiner Würde, anders als für den Staat thätig zu seyn.

Diese Stimmung des Volks hatte eine Menge von Vorfällen vorbereitet, als mit der Eroberung von Korinth und Syracus die griechischen Künste und Wissenschaften nach Rom kamen. Was fanden sie? Gaffende, von Verwunderung staunende Augen. Carneades und Diogenes Reden rollten wie eine schöne Musik vor den Ohren und Herzen vorüber, und die Meisterwerke eines Phidias, Polyclet, Apelles und Zeuxis galten für Prunkstücke, durch die man seinen Reichthum zu zeigen im Stande war. Als Mummius die schönsten Werke der Kunst aus dem brennenden Korinth nach Rom in Schiffen bringen ließ, drohte er dem Schiffer, er solle alle die Kunstwerke wieder verfertigen lassen, wenn er sie verunglücken ließe.

Aber welche Aufnahme konnten sie auch finden? Waren die Römer schon vorbereitet auf sie? Wußten sie etwas von dem Geiste, der aus dem Marmor und von der belebten Leinwand zu uns spricht? Es gab nur selten einen Lälius und Scipio unter ihnen. Die Nachwelt handelt ungerecht gegen sich selbst, und verargt den Römern, was sie sich zu gute hielt, wenn sie ihnen aus dieser Annahme der Kunstwerke einen Vorwurf macht. Wir

haben sehr viel verloren, indem wir den eigenthümlich römischen Geist in keinem Kunstwerke erblicken, sondern überall nur Nachahmungen des verwandten griechischen Genius sehen. Mag dieser immer der vollkommenste seyn, so ist es doch unleugbar, daß jede Abweichung von demselben belehrend seyn mußte. In Rom traten die Künste mit einemmahle in ein solches Verhältniß gegen die Individuen, daß keine Verbindung derselben mit dem Vaterlande denkbar blieb, sie wurden Diener des Luxus, statt Triebfedern des Patriotismus zu seyn.

In dieser Lage, entwehnt der verdienstlichen Thätigkeit, hingerissen zu Schwelgereyen, und durch sie zur Habsucht und Verkäuflichkeit, überdem von Schulden und Armuth, ja selbst durch das gestürzt, was seine letzte Stütze hätte seyn sollen, durch Wissenschaft und Kunst, fand Tiberius Sempronius Gracchus sein Volk. Er, der Sohn einer Cornelia, voll Gefühl für den Werth der alten römischen Tugend, überzeugt, daß nur von ihr das Glück des Staats abhängen könne, bemühte sich aus allen Kräften, dem nahen Verderben zu steuren, und die Römer zu ihrer alten Größe und Kraft emporzuheben. Er dringt darauf, daß eine neue Vertheilung der Ländereyen, die in den Händen habsüchtiger und despotisirender Aristokraten waren, geschehe, und sein Loos ist der Haß der mächtigeren, gegen welchen der Beystand der ärmeren Menge nur wenig vermag. Nach manchem Kampfe steht

selbst ein Scipio (ein Nahme, den Rom so oft gesegnet hatte) gegen ihn auf, und sein Blut ist das erste Bürgerblut, welches die Straßen Roms befleckt. — Aber wiewohl der Senat alles billigt, was Scipio that, so glimmt doch der Funken fort, den Gracchus angezündet hatte: Scipio wird verbannt, und bald nachher ermordet in seinem Bette gefunden.

Ein neues Unglück für Rom ist, daß es die Erbin des Attalus, Königs von Pergamus, wird, daß eine Menge von Schätzen, die ihm weder Schweiß noch Blut kosten, in seine Thore strömen, und daß ein König, wenn gleich sterbend, der Republik das erste Beyspiel der Huldigung und Unterwürfigkeit gibt. — Noch einmahl fließt fruchtlos das Blut eines edlen Gracchen, und Rom wird daran gewöhnt, Bürgerblut fließen zu sehn.

Der Größe des römischen Staats sind Grenzen gesteckt, aber nicht der Größe des römischen Bürgers. Uiber die zu herrschen, die alles überwinden; von denen verehrt zu werden, vor welchen der ganze Erdkreis zittert: dieß ist sein Ziel. Der eine sucht es durch das Volk, der andere durch den Senat zu erringen, und so treten die alten Parteyen und die alten Zwiste wieder auf.

In dem Marius sieht das Volk seinen Gott, in dem Sieger einer Nation, die Rom zum erstenmahle wieder zittern lehrt, und endlich ihren Siegen im Norden Grenzen steckt. Der Uiberwinder

der Cimbern und Teutonen, der zugleich den drohenden Krieg gegen Jugurtha vollendete, mußte in dem erschreckten Rom alles gelten, und durch die Plebejer, deren Partey er ergriff, denen er von den Reichen Zinsen für die Aecker, die sie ihnen entzogen, verschaffte, alles erreichen. Er wird siebenmahl Consul, greift mächtig in die Constitution von Rom, und erliegt einem Feinde, den er in seinen Heeren erzog, der an seiner Größe ein Muster nahm.

Vor andern Kriegen, welche die Weltbeherrscherin gegen Sklaven und Seeräuber zu führen hatte, ist der lange Kampf gegen den Mithridat, König von Pontus, derjenige, der dem unternehmenden Kopfe eines Usurpators alle Gelegenheit, sich geltend zu machen, gab. Sylla benutzte sie; von Rom entfernt, nicht beachtet von den Augen der Republikaner, erwarb er sich eben so viel Gewalt über sein Heer durch Schätze, die er eroberte und erpreßte; als durch Kriegskenntniß und persönliche Tapferkeit. Er beendigte den Krieg; der stolze König von Pontus huldigte den Römern durch Nachgiebigkeit.

Unter Marius erzogen, und nach demselben Ziele mit ihm strebend, konnte er unmöglich hoffen, es auf gleichem Wege zu erlangen. Wenn Marius sich an die Plebejer schloß, so warb Sylla um den Beystand des Senats, hoffte durch ihn sein Ziel zu erreichen, und die Aristokraten unterstütz-

ten den Mann, der sich mit so regem Eifer ihrer Partey annahm, ohne zu bedenken, ob das, was er that, um ihrer selbst, oder seinetwegen geschah. Schon ehe Sylla gegen den Mithridat zog, standen er und Marius gegen einander im Kampfe, aber nicht offenbar, und beyde wählten einen Parteygänger, der ihre Absichten gleich gefällig versteckte, Cinna, den ein jeder seinem eigenen Plane so früh als möglich Preis zu geben bereit war.

Marius ward im Laufe seines Glücks, obgleich fast am Ziele des menschlichen Lebensalters, vom Tode überrascht, und er gab der Selbstsucht eines Sylla Raum, die um so unbegrenzter war, je größer ihm der Abstand zwischen seiner jetzigen Lage und der Zukunft erschien, und jemehr er sich selbst, vermöge des eigenen Selbstbewußtseyns der ihn belebenden Kraft, zutrauen durfte.

Es ist ein großer Verlust für die Kenntniß und Geschichte der Menschen, den wir in der eigenen Lebensgeschichte Sylla's erlitten haben. Denn nie gab es einen kühnern und zugleich bedachtsamern, einen grausamern und zugleich glücklichern Usurpator aller Volksrechte, nie einen Tyrannen, der mit aller Schonung der republikanischen Form einen Freystaat so despotisirte, als ihn. Wenn man die Geschichte seines Lebens beobachtet, so staunt man eben so sehr über die Kälte des eigenmächtigen Despoten, als über seine Grausamkeit; eben so sehr über die Eigenmacht, mit welcher er verfuhr, als

über die Kunst, mit welcher er diese Eigenmacht zu verstecken wußte.

Da er als Sieger über Mithridat nach Rom zurückkehrte, da man in ihm den Friedensstifter erblickte, eilten ihm Cinna und Narbonius mit einem Heere entgegen. Siege bezeichnen seine Bahn, er schlägt in diesen Widersachern seines Eigennutzes die Feinde des Vaterlandes, befreyt Rom, siegt über eine Partey von Anhängern des Marius, verfolgt, was ihn verfolgte, mit grausamen Proscriptionen, und wird immerwährender Diktator. Die Aristokratie hebt ihr Haupt empor, sie bereichert sich an der Beute der Proscribirten, und mit ihr wächst zugleich die Macht des Sylla. Der Einfluß der Tribunen sinkt, und Rom wird durch den Sylla vom Senat despotisirt. — Vergebens erhebt sich Pompejus, er muß um einen Triumph bitten, der ihm abgeschlagen wird, und gleichwohl fürchtet Sylla den künftigen Mitbewerber um die Herrschaft über Rom so sehr, daß er bald nachher alle seine Würden niederlegt, von einem Gerichte seine Thaten untersuchen läßt, und aus der blutigsten Tyranney über einen Freystaat in die sorgenloseste Ruhe zurückkehrt. In der That, nie hat ein eigenmächtiger Despot blutiger geherrscht, und nie ist er von dem despotisirten Volke mit größeren Ehrenbezeigungen bestattet worden; aber nie wußte auch ein Mann sich furchtbarer zu machen, und als er

nicht mehr furchtbar war, zu gelegener Zeit seine Herrschaft aufzugeben.

Nur ein Sylla konnte einem Cäsar die Bahn zum Throne ebnen, und was sich ihm in den Weg stellte, konnte ihm zwar das Erlangen des Thrones erschweren, aber mußte eben dadurch den Besitz desselben sichern. Durch Sylla hatten die Römer sich an die Befehle eines einzigen gewöhnt, sie hatten den Herrscher respektiren gelernt, und zugleich hatte Sylla so eigenmächtig und gewaltsam geherrscht, daß ein nachfolgender Usurpator leicht durch Gelindigkeit und eine Menge von demagogischen Künsten die Liebe des beherrschten Volks erhalten konnte.

Ehe indessen Cäsar erschien, trat Pompejus auf. So verächtlich ihn Sylla vor den Thoren Roms abwies, als er um einen Triumph warb, so fehlte doch nur das Zurücktreten Sylla's, um den Pompejus an seine Stelle zu setzen. Ob er aber gleich durch seinen Vorgänger das Volk auf einen Beherrscher vorbereitet fand, so hatte doch das glückliche Beyspiel Sylla's ihm zu viele Nebenbuhler erweckt. — Man sah es nur zu deutlich, daß die Freyheit aus Rom verschwunden war, daß die Beherrscher einer Welt es verlernt hatten, sich selbst Gesetze zu geben, daß sie dem gehorsamen Auslande nur gebiethen wollten, um von seinem Tribute zu schwelgen, und daß sie selbst durch die Ausü-

bung der Freyheitsrechte sich in diesem Genusse nicht wollten stören lassen.

Pompejus war ein zu guter Patriot, ein zu strenger Mann, um gegen die Menge von Bewerbern um die Herrschaft Roms glücklich zu seyn. Ihm fehlte die kalte Grausamkeit des Sylla, der schlaue intrigante Kopf des Cäsar; er wollte durch Verdienste und Großthaten sich die Achtung seiner Bürger erwerben, und erhalten; uneingedenk, daß die leichtgeleitete Menge, die sich jeder Bestechung Preis gab, es müde ward, nur einem zu folgen; daß sie ewige Veränderungen wollte, weil diese allein ihre Lüste und Schwelgereyen befriedigten. — Die jetzt ununterbrochenen Kriege bothen jedem ehrgeitzigen Kopfe Gelegenheit, sich aus dem Dunkel der Unbekanntheit über eine gleichgiltige Menge zu erheben. Keiner zeigte sich indessen größer und verdienstvoller in derselben, als Pompejus, der den Gladiatoren und Corsaren-Krieg beendigte, und dann auf den Vorschlag des Manilius zur Beylegung der mithridatischen Unruhen nach Asien ging.

Fast jede Begebenheit dieses Zeitraums ist eine große belehrende Erscheinung; jeder Schritt, den der Usurpator thut, den so oft das Volk begünstigt, jede Gefahr die von außen hereindringt, oder im Schooße des Vaterlandes erzeugt wird, und jeder Nahme, den die Geschichte in dieser Zeit aufzeichnet, ist unsterblich, — wodurch er es auch sey.

Eine nicht gleichgiltige Ansicht Roms, und des seine Verderbtheit nachahmenden Italiens, gewährt der Fechterkrieg *). Von einem einzigen tollkühnen, der Gladiatorenschule entsprungenen Waghals, wird eine bis hundert tausend wachsende Schaar von Fechtern aufgebothen, die, von Spartakus geführt, die römischen Legionen schlagen, und nachdem sie Rom, wie einst Hannibal, zittern gelehrt, nur vom Pompejus überwunden werden. — Welch eine Menge von käuflichen, dem Usurpator willkommenen Gesindel, und — wenn auch nicht alle Fechter waren — welch eine Menge von Schlachtopfern barbarischer Vergnügungen!

Auf solche Leute mußte Katilina, der ehemahlige Geschäftsträger eines Sylla, rechnen, als er seine Verschwörung entspann, die, von einem Weibe verrathen, vom Cicero vernichtet ward, und ihm den Nahmen, Vater des Vaterlandes, erwarb, den seine ämsige Wachsamkeit und seine sonst nicht gewöhnliche Hintenansetzung seiner eigenen Sicherheit verdiente. — So sehr die Geschichte über diese Begebenheit schon durch den Titel der Verschwörung entschieden hat, so war sie doch ausgebreiteter, als der schnelle Sturz derselben zu vermuthen uns berechtigen durfte. Theilnehmer wie Cäsar und Cras=

*) Meine Leser finden eine interessante Darstellung der Begebenheiten desselben in dem Spartakus des Hrn. Professor Meisner.

sus, und Heere wie sie die Anhänger des verbannten Katilina ins Feld stellen, zeugen dafür.

In der That war auch der jetzige Römer — zu entmannt und unpatriotisch für den großen Schlag einer Revolution — gerade um desto mehr zu den Machinationen einer Verschwörung aufgelegt, wo er seinen eignen Vortheil baar erhielt, und wo an das Wohl des Ganzen nicht gedacht ward. — Römer von so alten Gesinnungen, daß sie nur im Vaterlande sich beglückt und verherrlicht gefunden hätten, existiren nicht mehr, oder — wenn es ihrer noch einzelne gab — so hatten sie sich von dem Tummelplatze einer unwürdigen Menge in den Genuß einer philosophischen Ruhe zurückgezogen, fern von allem thätigen Antheil an den Begebenheiten und dem Schicksale ihres Vaterlandes. — Ein müßiger, träger, dabey stolzer und schwelgerischer Pöbel fühlte die Hauptstadt der Welt, war das Spiel einzelner, die einander ihre Parteygänger streitig machten, und mit ein und denselben Waffen gegen einander kämpften. — Die Unruhen eines Lepidus, Clodius und Milo, noch mehr aber die Zwiste der nachherigen Triumvirn beweisen dieß genug. Der war Sieger, der den Römer am besten bezahlen, und am öftersten erkaufen konnte, — Cäsar, der, um seine Macht zu gründen, den Schatz des Staats erbrach, und drey Millionen herausnahm. Pompejus, der, als er aus dem mithridatischen Kriege triumphirend zurückkehrte, fünf und zwanzig Mil-

lionen in den Schatz gelegt hätte, verschmähte dieses Mittel; und Lucull, den man aus dem Pontus zurück berief, zog sich mit den für sich selbst erworbenen Schätzen in eine epicurische Muße zurück. Fern von allen Ansprüchen auf Macht und Herrschaft, lebte er hier dem Wunsche gemäß, den er einst in Asien äußerte, als er, in dem Schatten eines Baums hingestreckt, seufzend ausrief: Wenn das doch Arbeit wäre!

Die Geschichte dieser Periode Roms ist zu reich an großen Ereignissen, als daß sie eine kurze, dem jetzigen Zwecke angemessene Darstellung erduldete. Auch war es nur die Absicht, das römische Volk bis auf diesen Punct zu begleiten, auf den seines Glanzes, der, weil er erkünstelt, nicht durch innere lebendige Kraft erzeugt, zugleich der Zeitpunct des Verlustes seiner Nationalgröße und seiner Freyheit war.

Denn wenn man das römische Volk dieser Zeit betrachtet; wenn man die Verderbtheit derer, welche den Staat, und mit ihn die Welt beherrschen, wenn man ihren Eigennutz, Habsucht, Schwelgerey und Feilheit sieht; wenn man bemerkt, daß die Patrioten und Denker, wenn sie nicht, wie Cicero, vom Stolze zurückgehalten werden, sich immer mehr vom Staate entfernen, und statt in Rom dem Vaterlande thätig zu seyn, für eine idealische Republik nach den verschiedenen Systemen ihrer Philosophie leben; — wenn man gewahr wird, daß die

Machthaber und Wetteiferer um die Herrschaft mit Gesetzen spielen, sich unverholne Bestechungen erlauben, und eben darum die Verwaltung der ihnen anvertrauten Provinzen mehr für sich, als für den Staat führen: — so ist es gewiß, daß die Nation — der Freyheit unwerth — sich selbst der Despotie nähert; daß man nicht mehr fragt, ob Rom einem Herrscher gehorchen müßte? sondern nur: wer dieser Herrscher seyn werde? — In der That war die Republik längst, seit Sylla schon, gestürzt; nur die Form und ihre Nahmen fanden sich noch, und diese fürchtete man zu vertilgen, weil man besorgt seyn mußte, daß hier und da ein Schwärmer sich für diesen Schatten aufopfern könnte. Man irrte nicht; Brutus und Cassius bewiesen dieß, aber das leichtgeleitete Volk achtete ihrer, troß des verdienstvollen Nahmens des einen nicht; es sah auf die Erbschaft Cäsars, hörte auf Antonius Schmeichelworte. — Selbst die nachherige, mit Grausamkeiten constituirte Regierung Augusts, zeigt von einer schüchternen Schonung der ehemahligen Republik und ihrer Formen, die man wie Inschriften auf Gräbern heilig hielt.

---

Meine Leser stehn jeßt auf dem Puncte, wohin ich sie führen wollte, um von dort das alte Rom zu übersehen. Ehe wir aber den Blick auf einzelne Verhältnisse dieser großen Volksmasse wenden, wird

es nothwendig seyn, sie noch einmahl im Ganzen zu übersehen, und den Werth derselben in jeder Hinsicht auf unparteyischer Wage zu wägen.

Diejenige Nation, welche durch so große Begebenheiten und Erschütterungen, als die römische seit ihrer Existenz erfuhr, hindurch gehen konnte, ohne einen nachtheiligen Einfluß derselben zu empfinden, die, mit einem großen und edlen Charakter ausgestattet, diesen aller Ereignisse und Gefahren ohnerachtet erhalten, und so über die allmächtige Zeit und ihre Wirksamkeit triumphiren könnte, — eine solche Nation wird in der Geschichte, so lange sie die Darstellung menschlicher Begebenheiten bleibt, nie erscheinen. Wenn wir daher in dem Bilde, welches Rom unter Cäsar uns darbiethet, nicht die kraftvollen Helden der frühern Zeit, nicht die edlen und liebenswürdigen Bürger einer so eben errungenen Demokratie, entdecken, so werden wir um so weniger uns über diesen Wechsel verwundern dürfen, da er nichts anders als das verkleinerte Bild der Geschichte der ganzen Menschheit ist. — Fern sey daher jeder Scheelblick auf die entarteten Nachkommen edlerer Ahnherren, fern jeder Stolz, mit welchem wir aus der Ruhe unserer Zeit auf die Stürme der Vorzeit sehen; das Bewustseyn, daß wir in diesen Zügen die Darstellung der Zukunft — oder der Gegenwart? — unserer eigenen Nation sehen, verpflichtet uns zu einer Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit, die wir von unsern Nachkommen

wün-

wünschen. — Der Geschichtschreiber, der das Band der Vergangenheit und Zukunft knüpfen soll, muß über allen Einfluß der Gegenwart erhaben, jene verehren und diese fürchten. — — Sollten diese Gedanken nicht ganz dem angemessen seyn, was ich leiste, so bleibt mir bey dem Geständniß meiner Schwäche, nur das Bewußtseyn meiner Pflicht, und der Hochachtung gegen das erhabenste Geschäft des menschlichen Geistes.

---

# Skizze von Rom unter Cäsar und Augustus.

## Die Stadt. (Urbs).

Die Herrscherin von den sieben Hügeln war in dieser Zeit ihres Glanzes, weder auf ihren ehemahligen Umfang eingeschränkt, noch glich sie von innen der Stadt, die ein Brennus so leicht einäscherte. Die oft erweiterte Mauer beschrieb einen Bogen von funfzehntausend Schritten, oder wenn man den Trümmern, die in den neuen Rom noch jetzt sich finden, folgt, von vier Stunden, und war von sieben und dreyßig Thoren durchbrochen. Die von der durchströmenden Tiber zerschnittenen Theile verbanden acht Brücken.

Obgleich die Römer jetzt noch nicht die Muße besaßen, welche die Völker zu Verschönerung ihrer Wohnsitze antreibt, obgleich noch kein erklärter Regent es für gut fand, die Augen einer unruhigen

Menge, welche um so stolzer auf ihre Rechte war, je unbedeutender sie wurden und je weniger sie deren noch besaß, von dem geheimen Spiel seiner herrschsüchtigen Absichten, durch öffentlichen Luxus und prachtvolle Ausschmückung des Kerkers freyer Bürger abzulenken, so war doch Rom auch in seinem Aeußern seiner ersten Gestalt nicht mehr ähnlich. — Die reichen Beuten des besiegten Auslandes, die Meisterwerke fremder Kunst die man erobert hatte, und, wiewohl unbekannt mit ihrem innern Werthe, nach Rom brachte, schmückten zuerst die Heiligthümer der Götter, und, bey dem Uiberfluß der Beute, bey dem einreißenden Eigennutze der Eroberer, die nicht mehr für das Vaterland, sondern für sich erbeuteten, auch Privathäuser. Eben diese aus Syrakus und Corinth, so wie aus dem ganzen eroberten Griechenland und Asien herbeygeführten Kunstwerke, wurden alsdann auch die Lehrer hetrurischer Künstler, der einzigen, welche Rom damahls kannte.

Statt ehemahliger Hütten bildeten große aus Steinen erbaute Häuser die breiten Straßen, von denselben trat man hier auf einen mit Rasen belegten freyen Platz (campus) wo der römische Jüngling seine gymnastischen Uibungen anstellte, dort an einen Tempel, welcher aus einem dichten Hayn hochstämmiger Bäume hervorleuchtete, der das Herz des nahenden Verehrers der Gottheit schon zuvor mit Verehrung erfüllte. Portikos und Basiliken

nahmen den Wandrer in den Schatten ihrer Hallen, und führten ihn entweder zu einem Theater oder Amphitheater, oder waren die kühlenden Vorhallen erquickender Bäder für diejenigen, die in der brennenden Hitze des italiänischen Himmels auf den gepflasterten Märkten (forum) in Geschäften des Staats thätig gewesen waren. Hie und da prangten Triumphbögen, Bildsäulen, Obelisken und prächtige Grabmähler, die in früheren Zeiten nur die appische Heerstraße schmückten. — Eine aufmerksame Polizey sorgte für die Reinlichkeit der mit Menschen angefüllten Straßen. Die Kloaken führten allen Unrath in die Tiber, und die Aquädukten, prächtige und kunstvolle Anlagen, eine Menge von Wasser zur Stadt, dessen der Römer in seinen Bädern bedurfte, und welches hie und da kühlend aus künstlichen Brunnen sprang.

Das Getümmel einer mit Menschen angefüllten Hauptstadt, in welche die Geschäfte einer halben Welt ein- und ausströmen, belebte diese Straßen und Plätze; und neben diesem, eine große Zahl von Menschen, die entweder von den edleren Neigungen der Beßten im Volke, von dem Bedürfnisse des Ganzen, oder von den Lastern des verderbten Theils sich nährten. Reiche und Arme, Mächtige und Unbekannte, Geschäftsmänner und Müßiggänger, Freye und Sklaven, Patrone und Clienten, Philosophen, Künstler, Schauspieler, Fechter, Krieger, Seefahrer, Kaufleute, Wucherer, Kupler,

Dirnen, Bettler, feile Partheygänger, Beutelschneider und Banditen, bildeten in Rom wie in jeder großen Stadt ein Gewühl, von welchem die lebhafteste Beschreibung noch nicht einen Schattenriß gibt. — In der That läßt sich die geräuschvollste Hauptstadt der jetzigen Welt nur in so fern mit Rom vergleichen, als sich ein einzelnes Land gegen drey Welttheile halten läßt.

Eine Menge von Ausländern, die in den Zeiten der Kaiser theils als Agenten ihrer Nationen, theils als Leibwächter im Solde des Kaisers, sich in Rom aufhielten, machten das Getümmel noch mannigfacher und auffallender, so wie die Stadt selbst durch die verschwenderischeste Prachtliebe ihrer Herrscher noch glänzender ward. — Der von ältern christlichen Schriftstellern so sehr angefeindete Nero hat in dieser Hinsicht die größten Verdienste um Rom, wiewohl er Mittel wählte, die bey aller ihrer Zweckmäßigkeit eine Vertheidigung unmöglich machen.

## Roms Einwohner

waren weder zu allen Zeiten gleich zahlreich, noch in Rücksicht ihrer Rechte und Lebensart dieselben.

Sie waren entweder Herrscher (römische Bürger, in der weitesten Bedeutung des Worts), oder Unterthanen; freye Leute (Bürger, Ausländer, Bundesgenoßen) oder Sklaven. Zwischen den letz-

ten stehn die Freygelassenen in der Mitte, weil sie durch Herkommen und Gesetz noch zu gewissen Dienstleistungen gegen ihren Freylasser verpflichtet waren.

Die Zahl der römischen Bürger war eben so sehr dem Steigen und Fallen unterworfen, als die der Einwohner Roms. Zu Kriegszeiten waren sie nie so stark als im Frieden, dessen Rom freylich selten genoß. Aber auch hier blieb sie sich nicht gleich, denn seit man angefangen hatte, Bundesgenossen entweder an den vollen Rechten römischer Bürger, oder doch an einzelnen Prärogativen derselben Antheil nehmen zu lassen, ward es ein Kunstgriff der Usurpatoren, durch eine plötzliche Ausdehnung der Bürgerrechte auf Völker oder Freygelassene, die sie bis dahin nicht besessen hatten, ihre Partey zu verstärken. Als Sylla starb, war die Zahl der römischen Bürger vierhundert und funfzigtausend, sie stieg mit der wachsenden Verschwendung des Bürgerrechts auf neunhundert tausend, sank aber durch Bürgerkriege und Unruhen so sehr herab, daß Cäsar nur dreyhundert zwanzig tausend Bürger fand.

Aber diese Bürger lebten nicht alle in Rom, eine Menge derselben hielt sich in Italien (selbst im Auslande) auf, und lebte daselbst von allem Antheil an Staatsgeschäften entfernt, entweder in altrömischer Simplicität oder in einer literarischen Muße. Viele von ihnen kamen an Geschäftstagen

zur Stadt, und übten auf diese Art, ohne in Rom ansäßig zu seyn, ihre Bürgerrechte aus.

Eben so schwankend ist die Zahl derer, die als Nichtbürger in Rom lebten; doch ist gewiß, daß die gesammte Zahl der Einwohner Roms, wohl nie oder doch nicht sehr eine Million überstieg.

## Der Mann von Einfluß

war in Rom entweder durch seine Vorfahren dazu gelangt, indem er zu den Patriciern gehörte, oder ein ansehnliches Vermögen besaß, oder er verdankte ihn sich selbst, indem er durch eigene Kraft aus der Unbekanntheit sich empor schwang. Denn in Rom hatte ein jeder Bürger das Recht an der Herrschaft des Staats und seiner Welt denjenigen Antheil zu nehmen, den seine Vorzüge ihm zueigneten. Der Census machte zwar gewisse Abschnitte in Rücksicht des Ranges, aber nicht in Rücksicht der Rechte; Reichthum beförderte wie überall die Absichten, aber er gab keine Prärogativen.

In den frühern Zeiten der Simplicität und des Patriotismus bahnten Verdienste den Weg zum Einfluß und Ansehn, späterhin schlaue Machinationen, Reichthum, und alle diejenigen Mittel, welche die Kennzeichen eines verdorbten Staates sind. — Die einzige Laufbahn war die der Ehrenstellen, die man früher seinem Werthe, späterhin erkaufter oder erschlichener Volksgunst verdankte. Volks-

feste, die der Römer als Aedil gab, bey welchen er oft sein ganzes Vermögen verschwendete, verschafften ihm die Liebe des Volks, der er dann die Statthalterschaft in Provinzen verdankte, aus welchen er das und noch mehr wieder erhielt, was er einst an das Volk verschwendet hatte.

Alle höhere Staatswürden, mit denen sehr oft die Befehligung einer Armee verbunden war, berechtigten zur Thätigkeit und gaben Einfluß; von der niedern stieg der Römer bis zu der höchsten empor. Gewöhnlich machte die Quästur den Anfang.

Die Art, wie dieser Einfluß ausgeübt ward, wird in der Darstellung der Staatsverwaltung entwickelt werden; hier erwähne ich nur eines besondern Verhältnisses der angesehnen Römer, nähmlich

## des Patronats.

Uiberall schließt der unbemerkte sich an den geachteten Mann, und der verfolgte sucht Schutz bey dem mächtigen. So mag das römische Patronat allerdings älter als die Stadt seyn, und diese Art von Lehnsrechten und Lehnspflichten schon unter dem latinischen Adel Statt gefunden haben. Das Patronat war an den Stand des Patriciers, so wie die Clientel an den Plebejerstand geknüpft, und eben daher hörte es in seiner ganzen Kraft auf, als dieser Unterschied aufgehoben ward. —

Indessen verschwand es doch nicht ganz; der Mann von Einfluß blieb nie ohne Anhänger, die ihres Vortheils wegen sich an ihn schlossen, und er selbst erschien gern, von einer Menge von Schützlingen begleitet, die ihm auf das Forum und in die Curie folgten, die, wenn er sprach, um ihn her standen, und so einen Beweis von seinen Ansehn und der Achtung gaben, die er verdiente. — Da jetzt alle drückenden Rechte der Clientel sich verloren hatten, so war das Gefolge, in welchem der römische Große erschien, mehr ein Hofstaat freywilliger Begleiter, und gegenseitiger Gefälligkeiten — vielleicht noch mehr Hoffnungen, die einer von dem andern faßte — bestimmten das Verhältniß, in welchem beyde Theile gegen einander standen.

## Der Römer von Stande

muß sehr von dem Manne von Einfluß unterschieden werden. Viele vermieden die Erhebung in einen Stand, um ihren Einfluß zu behalten.

Das Vermögen bestimmte zuerst den Stand des Römers; wer nicht wenigstens 400,000 Sestertien (12,500 Rthlr.) besaß, gehörte zu dem Plebs. Dann konnten aber auch Ehrenstellen, welche die Ahnherren begleitet, dazu berechtigen, und die höhere Staatswürde erhob selbst den, welcher sie zuerst verwaltete, zu einem Mann von Stande, den der Römer homo novus nannte. Es war das Geschäft

des Censors, dem Römer seinen Stand anzuweisen; er hatte das Recht, ihn zu erhöhen und herabzusetzen.

Wenn in den älteren Zeiten der Unterschied der Patricier und Plebejer Statt fand, so trat später an die Stelle desselben ein gewisser Adel des Ruhms und Verdienstes, den man entweder den Vorfahren oder sich selbst verdanken konnte. Hiezu war jeder Römer berufen, der reichste wie der ärmste berechtigt. — Es ist ein nicht verwerflicher Glaube, daß die Tugend der Vorfahren durch ihr Beyspiel auf die Nachkommen forterbe, und das Recht, die Bildsäulen verdienstvoller Ahnherren in der Vorhalle des Hauses aufstellen zu dürfen, war ein nicht unglückliches Mittel, den erschlaffenden Ehrgeitz zu spannen.

Bürger dieser Art lebten entweder zu Rom in den Geschäften des Staats, zu welchen sie sich durch die beständige Begleitung eines angesehnen Mannes, dessen Beyspiel sie belehrte, als Jünglinge vorbereitet hatten, oder sie hielten sich fern von Rom, nur den Wissenschaften, ihrer eigenen Kultur, oder den Freuden des Landlebens sich widmend, auf ihren Villen in Italien auf. — Die mehrsten von ihnen theilten ihr Leben in beyde Arten der Beschäftigung.

Aus diesen Männern bildete sich dann gewöhnlich, durch die Wahl der Censoren,

## der Senat.

Ehrenstellen bahnten den Weg in die Curie, und eine Summe Vermögens, welches nicht zu allen Zeiten gleich war. Es stieg von 800,000 Sestertien bis zu 1'200,000, von 25,000 Rthlr. bis zu 37500.

## Die Ritter

bildeten eine Pflanzschule des Senats. Sie standen in der Mitte zwischen dem großen Haufen und den angesehenen durch Verdienste geadelten Männern. Aus der ehemahligen reutenden Leibwache des Romulus, waren sie durch Gracchus zu einem Volksstande erhoben. Sie verloren den Dienst zu Pferde im Felde, den nun Söldner übernahmen, und bereiteten sich in den Gerichtshöfen auf ein praktisches Leben für den Staat vor. — Da sie aber zugleich die Pächter der gesammten Finanzen des Reichs waren, da durch eine Menge von Unternehmungen sich der Großhandel von Rom und die Wechselgeschäfte fast allein in ihren Händen befanden, so saßen sie zugleich an der Quelle des Reichthums, der zu jeder Zeit in Rom die Absichten des Ehrgeitzes sehr befördern mußte.

## Zum Volke

zählte man in Rom alle diejenigen, die entweder durch ihr Vermögen in diese Classe geworfen waren,

oder die freywillig in Privatgeschäften lebten, und ihre Thätigkeit dem Vaterlande entzogen. Auf Verdienste Verzicht thun, hieß, sich zu dem Plebs gesellen.

Diese freywilligen Plebejer sind indeß hier nicht so sehr gemeint, als die geringere Classe dürftiger Bürger, die entweder in den niederen Bedienungen des Staats, oder als Ackerbauer, Kaufleute, Soldaten, Handwerker und Bettler lebten, auch diejenigen nicht ausgeschlossen, die ihre Bürgerrechte verkauften, und als Maschinen von den Großen unterhalten wurden.

Eine Menge ärmerer Bürger lebten in den niederen Bedienungen des Staats, als Schreiber in den Büreaux, als untere Polizeyaufseher, als Diener in den Gerichtshöfen, und als Gehilfen bey den religiösen Ceremonien und Opfern, von Besoldungen in Rom. Noch weit mehrere aber als Unterbedienten der Statthalter und Finanzpächter in den Provinzen, und bey dem Proviantwesen der Armeen, bis man in der späteren Zeit Freygelaßnen diese Stellen gab.

## Der Ackerbauer

gab es in dieser Zeit zu Rom sehr wenige. Die ehemahlige Verehrung des Feldbaues und das Abhohlen der Diktatoren vom Pfluge, klangen wie

schöne Sagen aus der goldenen Zeit Saturns. — Wenn ehemahls die Landleute nur an den Markttagen zur Stadt kamen; wenn aus diesem Grunde die Vorschläge zum Gesetze drey Markttage hinter einander bekannt gemacht werden mußten, damit diese ihre Stimme geben konnten: so lebten sie jetzt, dem lästigen Landbau die bequemere Lebensart der Bestechungen vorziehend, für immer in Rom. Ihre Ländereyen waren entweder Sklaven zur Bearbeitung übertragen, oder wenn es ihnen hiezu an Vermögen fehlte, an Pächter überlassen. Ein großer Theil derselben war durch Schulden und Versatz an die reichsten Häuser Roms gekommen, und so zu den großen Villen verwandt. — Ein Römer klagte einst, daß der Kornmangel, an welchem Rom so oft litt, nur allein daher entstehe, daß die Kornfelder Italiens in Prachtgärten umgeschaffen wären.

## Der Handel

war früher in Rom nie geachtet, denn er forderte eine öftere Abwesenheit aus Rom, welche der römische Patriotismus nicht billigen konnte. Dem Senator war er, als seiner unwürdig, untersagt, und der Ritter selbst ward gewarnt, sich ihm nicht zu sehr zu widmen.

Der Kleinhandel blieb daher auch immer ein Erwerbszweig der niederen Classen, und mit ihm

hat sich nie ein Römer befaßt, der irgend bedeutende Plane gemacht hatte. Hieher gehören auch die Wechsler, die an mehreren Orten der Stadt in den Portikos ihre Buden aufgeschlagen hatten, und die Freunde junger Römer waren, die unter zu strenger väterlicher Aufsicht standen.

Sobald die Geschäfte aber ins Große und in das Ausland gingen, waren sie in den Händen der reicheren und angesehneren, die zur Betreibung derselben viele Negoziateurs hielten, während sie selbst in Rom blieben. Auch hiezu wählte man römische Bürger, die in den eroberten Provinzen vor jedem Einheimischen als Verwandte der Regierung große Vorrechte hatten. — Der bedeutendste Handel war in den Händen der Ritter, sie machten auch die größten Geldgeschäfte, schossen Königen große Summen vor, und bildeten, als Finanzpächter, zugleich eine Societät von öffentlichen Banquiers der Republik.

Der Sklavenhandel — ein Gewerbe, dessen Vertilgung unserm Jahrhundert aufbehalten zu seyn scheint — war im ganzen Alterthume ausgebreitet, und selbst in Rom so wenig gebrandmarkt, daß selbst der strenge Cato sich nicht schämte, ungebildete und unerzogene Sklaven unterrichten zu lassen, und alsdann um höhere Preise zu verkaufen. — Crassus hielt auf eine ähnliche Art Baukünstler, und ließ von ihnen schlechte Häuser, die er erkauft

hatte, prächtiger aufführen. Auch gab er sie Baulustigen in den Sold.

Große und schöne Landstraßen, und eine immer mehr sich vervollkommende Schifffahrt beförderten die Handlung, so wie die große Zahl der Sklaven, als Bothen, die Verbindung zwischen den Handelsorten. Der Handelsgeist bemächtigte sich der Römer mit der zunehmenden Schwelgerey und Habsucht immer mehr; so wie man auf Genuß raffinirte, so mußte man wieder auf Erwerb des Verschwendeten denken.

## Handwerker

gab es eine lange Zeit unter den Römern gar nicht. Sie, nur allein mit Krieg und Ackerbau beschäftigt, überließen diese Art des Erwerbes ganz den Fremden und Sklaven. Von diesen scheinen sie erst gelernt zu haben. — Später gab es eine große Anzahl von Handwerkern aller Art, die sich in gewisse Zünfte vertheilten, oft ämsig bey ihrer Arbeit blieben, oft aber auch, derselben überdrüßig, ihre Werkstatt verließen, um an den Unruhen des Staats Antheil zu nehmen, und ihre Rechte und Stimmen zu verkaufen. — Dieß sind die unruhigsten Köpfe, denen selbst die Machthaber oft schmeicheln mußten. —

Zu ihnen gesellte sich dann die ganze Schaar derer, welche

von Profession waren, die von der politischen Constellation Vortheil zu ziehen suchten, und sich von einem jeden für jede Art von Absichten erkaufen ließen.

Seitdem durch die Volksversammlungen nach Tribus die Stimmen der reichsten und geringsten auf einen gleichen Werth gesetzt waren, seit durch sie alle Staatsämter besetzt wurden, war die Stimme auch des gemeinsten Bürgers eine wichtige Waare geworden, die er, sobald sie ihm feil war, zu jedem Preise anschlagen konnte. Früher wurde jede Art der unrechtmäßigen Bewerbung an beyden Theilnehmern bestraft, späterhin aber, besonders in der jetzigen Periode, verhellte niemand seine Bestechungen. Durch öffentliche Kornvertheilungen, durch große Volksschmäuse, welche das Volk zu fordern berechtigt war, hatte man sie sogar constituirt. Noch allgemeiner und unverschämter wurde dieser Stimmenhandel, als das Volk in den Versammlungen auch den höchsten Gerichtshof bildete.

Wie groß muß bey dem allgemeinen Verderbniß der Sitten, und bey den verführerischen Aufforderungen ehrgeitziger Demagogen die Zahl derer gewesen seyn, die eine so schmeichelhafte und bequeme Art des Erwerbes jeder andern vorzogen? Crassus speiste das Volk an zehntausend Tafeln. Wen anders als diese Söldner der Privatabsichten ande-

anderer? die, zu allem erböthig, nicht allein ihre Stimme, sondern auch ihre Fäuste und ihr Leben feilbothen. — Es gibt unter jeder Classe des Volks Menschen, die durch irgend etwas auf ihres gleichen imponiren, die durch ihre lautere Stimme den Ton angeben, und selbst im Kleinen ihre Partey bilden. Diese waren vorzüglich besoldet, und trieben selbst mit den Stimmen anderer, die von ihnen abhingen, einen Handel. Gewöhnlich gesellte man zu diesen Schaaren, sobald sie einen Aufstand bilden sollten, Sklaven und Fechter, deren ein jeder angesehene Römer für Volksspiele entweder selbst eine Anzahl hielt, oder die er doch für Geld von den Unternehmern der Fechterspiele und aus den Gladiatorenschulen erhalten konnte.

Da mehr als ein Beyspiel der römischen Geschichte zeigt, daß durch ein festes Anschließen an eine Partey sich intrigante Köpfe aus den Hefen des Volks zu Staatswürden und zu Gewaltigen emporschwingen konnten, so lag hierin noch ein neuer Reiz, sich dem Solde einer Partey zu überlassen, für welchen der stolze Römer — und stolz war auch der geringste — um so mehr Gefühl hatte, da nicht allein sein Ehrgeiz, sondern auch seine übrigen Leidenschaften befriedigt werden konnten.

## Die Soldaten Roms

bestanden in den ältesten Zeiten aus den waffenfähigen Bürgern. Sie hörten auf es zu seyn, sobald

sie die Stadt betraten. Früher dienten sie ohne Sold; erst bey Veji, welches sie zehn Jahre belagerten, ward er ihnen aus der Casse des Staats gereicht.

In unsrer Periode war der römische Geist der Tapferkeit schon verschwunden, man vermied den mühseligen Kriegsdienst. Selbst das Gesetz, daß jeder Römer eine bestimmte Anzahl von Jahren die Waffen tragen müßte, verlor seine Kraft; viele entzogen sich dem Kriegsdienste, und setzten die unbemerkten Verdienste im Auslande den auffallenden in der Stadt nach, indem sie wohl wußten, daß die Römer taube Ohren aber hellblickende Augen hatten.

Da die Feldzüge aber immer eine bequeme Gelegenheit, Schätze zu sammlen, blieben, so wählte man diese Lebensart auf einige Zeit, und eben darum arteten die Kriege in Räubereyen, Siege in Plünderungen aus. — Einen andern sehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter der Soldaten hatten die bürgerlichen Kriege und der Parteygeist im Heere. Diese bildete vorzüglich den Trotz, mit welchem sie überall erschienen, den sie nicht allein gegen den Feind, auch gegen den Bürger und selbst gegen den Feldherrn zeigten. Sie sahen ein, daß, so wenig sie ohne den Feldherrn waren, eben so wenig galt der Feldher ohne sie, daß er mehr um ihre Gunst, als sie um die seine zu buhlen hatte, und so entstanden die Veteranen, unter welche nach-

her ganz Italien, welches man seinen rechtmäßigen Eingenthümern entriß, vertheilt ward. — Die würdigen Vorgänger von Prätorianern, die nach ihrer Willkür Kaiser schufen und entfernten.

Die große Menge von Hülfsvölkern und Söldnern eroberter Nationen, welche die Römer in Dienste genommen hatten, gab dem Militair der Römer eine eigne Farbe und Charakter. Diese hatten jedoch weniger Einfluß auf sie, weil sie theils immer in den Provinzen lagen, theils in unaufhörlichen Kriegen beschäftigt wurden. — Die Römer hatten auf diese Art ein stehendes Heer, ohne ein müßiges Heer zu halten.

## Bettler

konnten einer so großen Stadt als Rom war, welche diesem Handwerke einen so guten Markt darboth, nicht fehlen. — Die Zahl derselben muß zu allen Zeiten nicht klein gewesen seyn, wenn man einmahl den Vorschlag thun durfte, zwölf Colonien von diesem Gesindel, jede zu dreytausend, zu verpflanzen, nur um die Stadt einigermaßen zu säubern. — Gleichwohl gehörte bey weitem nicht die ganze letzte Classe der Bürger hieher, die keiner Schätzung fähig waren, weil sie gar kein Vermögen besaßen, unter diesen gab es manchen, der als Krieger, Handelsmann, niederer Staats- oder Tempeldiener; und viele, die als Parteygänger sich

unterhielten. Wirklich hat die letzte Art des Erwerbes, die nur in einem freyen Staate möglich ist, die Bettler in Rom sehr vermindert.

Indessen gab es bey alle dem in Rom eine Menge von Fremden, von Krüppeln, Blinden und Lahmen, die auf das Mitleid der Menschen Anspruch machten. Schiffbrüchige und Abgebrannte gesellten sich zu ihnen und umlagerten das Forum, so wie die besuchtesten Plätze der Stadt. Die Erzählung ihrer Schicksale sammlete die Menge um sie her. Andere spielten die Besessenen, gebärdeten sich wie Jongleurs, zerfleischten sich selbst, und sangen Wahrsagungen und Beschwörungen.

Gewiß ist die Zahl so unglücklicher Menschen durch die rechtmäßige Aussetzung ungestalter Kinder sehr vermehrt worden, ob sich gleich annehmen läßt, daß dieses Gesetz nie so streng ausgeübt ist, als es dem Römer frey stand. Eine gottlose Gewinnsucht nahm sich der Unglücklichen an, schuf sie noch mehr zu Krüppeln um, und sandte sie dann auf Gewinn aus.

## Die Sklaven der Römer

wurden von ihren Herren auf eine so verschiedene Art behandelt, daß sich über die Lage derselben im allgemeinen gar nicht absprechen läßt. Es hing von ihnen selbst ab, sich dieselbe zu erleichtern oder zu erschweren, ihr Charakter, ihre Geschicklichkeit und

Kenntnisse konnten ihrem Schicksal eine sehr vortheilhafte Wendung geben.

Zu Cäsars Zeit war die Zahl derselben in allen Familien, die nur einiges Vermögen besaßen, sehr groß. Sie gehörten zum Prunke der Römer, und mehrere Familien zusammen hätten von ihren Leibeigenen ein nicht unbedeutendes Heer aufstellen können. Gleichwohl hat man in Rom selbst nie von einer Sklavenrebellion gehört.

Das ganze innere Hauswesen der Römer war ihnen anvertraut, und sie bildeten in dem Hause des Herrn einen kleinen Staat, dessen Despot ihr Gebiether über Leben und Tod war. — Ein großer Theil derselben befand sich gewöhnlich auf großen Landhäusern der Römer außer Rom.

Es gibt kein Beyspiel in der Geschichte, daß ein Römer durch Sklaven eine Revolution hätte bewirken wollen. — Fast sollte es scheinen, als hätten die freyen Weltbeherrscher sich dazu so leicht erkaufen lassen, daß man keiner Sklaven bedurfte.

Je mehr der Luxus stieg, desto mehr Aufmerksamkeit und Thätigkeit forderte der kleinste Dienst, und dadurch wuchs die Zahl der Sklaven. Man verlangte sie zugleich von verschiedenen Nationen, und unter August schon aus Indien. — Daß sie oft im Solde des Lasters standen, zeigt der schnelle Wachsthum manches Freygelassenen, und am unwidersprechlichsten die Geschichte eines Sejan.

Außer den Römern hielten aber die Sklavenhändler eine große Menge, die sie, schön geschmückt und durch eine Menge von Täuschungskünsten aufgeputzt, auf einer Bühne feil bothen. — Ein Täfelchen am Halse verkündigte ihr Vaterland, ihre Eigenschaften und ihren Charakter, wonach der Preiß bestimmt ward. Sklaven aus barbarischen Ländern waren die wohlfeilsten, Griechen die theuersten. Diese gehörten lange Zeit zu den gebildetsten Einwohnern Roms. Doch gehörten dazu auch

## die Fremden,

welche sich für einige Zeit in Rom aufhielten, oder daselbst niedergelassen hatten. Zu ihnen zählte man alle freyen Ausländer, welche die Stadt bewohnten. Je mehr sich Rom und sein Gebieth ausdehnte, um desto größer mußte sein Verkehr mit dem Auslande, und eben darum die Zahl seiner ausländischen Bewohner werden. Sowohl Handel als Provincialangelegenheiten, auch die Größe und der Glanz der Stadt, zogen Reiche, welche hier nur genießen, und Arme, die mit ihren Talenten hier gewinnen wollten, an. Der Grieche, der in seinem Vaterlande verarmte, ward hier Erzieher, ohne Sklav zu werden, trat als Lehrer der Beredtsamkeit auf, lehrte die Philosophie seiner Schule, oder Tanzkunst und Fechten. — Ihre Rechte waren bey weitem nicht die der Bürger, sie mußten daher

immer einen Beschützer unter den Mächtigen haben, der ihre Angelegenheiten zu den seinigen machte. Ganze Nationen und Landsmannschaften hatten oft eine sie protegirende Familie. — Sie durften übrigens nicht in der Toga erscheinen, sondern trugen die Kleidung ihres Vaterlandes. Der einzelne Fremdling ward in Rom mit der Achtung behandelt, die man seiner Nation schuldig zu seyn glaubte. — Ein besonders für sie bestimmter Prätor schlichtete ihre Processe. Mehr als einmahl wurden sie plötzlich verwiesen.

Es muß uns schwer fallen, ein lebhaftes Bild von dem Gewühl, welches in den Straßen dieser Hauptstadt der Welt auf und abwogte, vor unsre Phantasie zu stellen. — Rom war nichts ohne seine Provinzen, die großen Kraftäußerungen der Nation wären nicht entstanden, wenn nicht Provinzen aufgebothen wären. Denn der Staat, die Heere, die Unterdrückung und Freyheit, Habsucht und Luxus, alles erhielt erst durch sie sein Daseyn und sein Gewicht.

Um sich von den auswärtigen Geschäften der Römer einen Begriff zu machen, muß man das Auge auf

## Roms Provinzen

werfen. Man darf nur die Grenzen bestimmen, und die große Zeichnung fällt auch bey dem jetzi=

gen Verfall dieser einst so blühenden, und während ihrer Blühte von den Römern beherrschten Staaten auf.

Drey Welttheile gehörten zu ihrem Gebieth; wo man Länder entdeckt hatte, da war Rom bekannt und gefürchtet. Vom Euphrat, vom taurischen und caucasischen Gebirge und dem rothen Meere bis an die Säulen des Herkules und des atlantischen Meeres war alles ihnen zinsbar. Vom Rhein und der Donau, wo unsre tapfern Ahnherren ihre eroberungssüchtigen Waffen zerbrachen, über das Mittelmeer hin, bis in die jetzt noch unbekannten Gegenden des mittlern Afrika's dehnten sie ihren Scepter aus. Die blühenden Reiche Syriens und Pontus, der schwelgerische Staat von Pergamus, Persien, Colchis, Judäa und Phönizien, waren ihnen in Asien unterthan, Griechenland und seine Inseln gehorchten ihnen, Gallien und das reiche Spanien war ihnen zinsbar, und in Afrika gebothen sie von Aegypten bis an die westliche Küste über alle die Länder, welche einst Chartago, Jugurtha, Massinissa und Syphax beherrscht hatten.

Und wie herrschten sie?

## Die Provinzialregierung

der Römer wird in der Geschichte als ein Beyspiel des Uibermuthes von der einen, und der sklavischen

Duldung von der andern Seite immer merkwürdig bleiben. Einem einzigen wurde die Provinz anvertraut, der als Despot mit einem ansehnlichen Gefolge sich dahin begab, und um welchen Rom selbst sich so lange nicht bekümmerte, als er die Gefälle, welche von diesem Lande erwartet wurden, richtig in die Staatscasse lieferte. Das Schicksal der Provinzialen lag ihm nicht am Herzen, und es entstand nie die Frage, ob er das Land aussange? — Und gleichwohl war dieß gewöhnlich geworden, der reiche Bürger Roms verschwendete sein Vermögen in Spielen und öffentlichen Lustbarkeiten die er dem Volke gab, überzeugt, daß er dadurch eine Provinz erhalten würde, die ihm weit mehr als das Verschwendete eintragen mußte. Der Proceß des Verres gab dem Cicero Gelegenheit das Schicksal von Proconsuln despotisirter Provinzen auf das furchtbarste zu schildern. Uns beweisen die permanenten Gerichtshöfe über Gelderpressungen und Provinzendruck (judica perpetua de repedundis) daß diese verbrecherische Behandlung eben so gewöhnlich als empörend war. Gleichwohl wurde nicht jeder angeklagt, nur der, welcher den, durch das Herkommen geheiligten, Druck zu lastend machte, nur die, welche in Rom Neider und Feinde fanden, die ihnen die Mittel zur Usurpation der Volksgewalt, welche sie in der Provinz erpreßt hatten, aus den Händen reißen, und so mit einem Schlage ihre Plane niederwerfen wollten. Denn

auch bey diesem Proceß mußte eine Anklage Statt finden, und diese erhob entweder der Patron der gemißhandelten Provinz, oder der Feind des zurückgekehrten Proconsuls.

Da man diese Provinzen nur auf einzelne Jahre decretirte und übertrug, so kehrte in der Habsucht eines neuen Vicekönigs alljährlich eine neue Plage in die Provinz. Kein Wunder daher daß sie, als die römische Macht ihnen minder furchtbar ward, als gewaltige Nachbaren ihnen Unterstützung bothen, den Fremdling gern aufnahmen, der nicht grausamer als ihr alter Tyrann seyn konnte.

Je ausgesogner aber die Provinzen waren, um desto mächtiger und glänzender ward Rom. — Alles was Ehrgeitz und Habsucht schmeichelte, ward dahin gezogen, und Künste und Wissenschaften, die Begleiter und Diener des Luxus, folgten. Gewaltthätig schleppte man alle Kunstwerke aus den Provinzen nach der Hauptstadt, und die gebildeten Köpfe eilten dahin, wo ihnen Achtung und Unterhalt ward.

## Die römische Kunst und Literatur

gleicht in jeder Rücksicht einer Ausgewanderten, die mit allen Eigenthümlichkeiten ihres Mutterlandes, sich in der Fremde niederließ. Römischer Charak-

ter ist in ihr nicht zu erkennen, es ist der griechische Genius, der uns überall begegnet.

Die Geschichte der Menschheit und ihrer Bildung hat durch diese ängstliche Nachahmung des griechischen Geistes in den Wissenschaften und Künsten Roms ein wichtiges Dokument verloren. Die in diesem kriegerischen und männlichen Staate durch sich selbst entstandene Kunst, die hier gebildete Wissenschaft würde den Stempel einer ganz eignen Originalität tragen.

Ein neues Unglück für Rom war, daß nicht Römer die Wissenschaften und Künste aus ihrem Mutterlande Hellas herüber hohlten, daß Fremdlinge sie brachten, daß sie wie ein ausgetretener Strom alles überschwemmten, und zu einer Zeit, wo der Römer noch nicht im Stande war, den Werth dessen einzusehen, was er erhielt. Seit Syrakus und Korinth erobert waren, seit man mit dem gesammten Griechenlande und den Meisterwerken seiner Künstler bekannt ward, schleppte man alles nach Rom, was entweder durch innern oder äußern Werth reitzte. Man schmückte zuerst die Tempel der Götter und die öffentlichen Plätze der Stadt, bald aber setzte auch der Bürger seinen Stolz in den Besitz von Kunstwerken, von denen er höchstens den Werth der Masse verstand. — Es ist

ein merkwürdiger Unterschied, der zwischen dem Römer und Griechen in Rücksicht der Bildung des Gefühls für das Schöne Statt findet. — In Athen hatte alles Sinn und Verstand für den feinsten Ausdruck, für den leisesten Uibelstand, alles ward von den Bildsäulen der Helden und von den Gemälden ihrer Thaten, welche die Hallen schmückten, angezogen und begeistert, und durch dieses feine Gefühl für das Schöne allein, nicht durch grübelnde Spekulation, hob Hellas sich zu dem Gipfel der Humanität, den noch keine andere Nation erstiegen hat.

Wie anders dagegen in Rom! Kaltes Staunen bey der Menge statt theilnehmender Bewunderung, nirgends eine Spur von Verwandtschaft zwischen dem Geiste des Künstlers und seines Bewunderers. Nur bey Einzelnen erlerntes Mitgefühl, welches bald in den Stolz antiquarischer Gelehrsamkeit sich verlor. — Auch dieser Kenner der Werke eines Phidias und Praxiteles war Zuschauer bey gladiatorischen Spielen, sah mit Vergnügen Fechter auf Tod und Leben unter einander oder auch mit reißenden Thieren da kämpfen, wo der griechische menschliche Genius in den edlen Werken seiner Zöglinge gegenwärtig war. — Die Bekanntschaft mit entfernten Nationen konnte den Geschmack verderben, aber nicht verfeinern, und führte ge-

radezu den schwelgerischen Luxus ein. Als die Römer mit Asien vertrauter wurden, als sie in die Länder des Erbfeindes aller Griechen drangen, und die Sitten der Weichlinge annahmen, die sie so eben überwunden hatten, da entfloh der Genius Griechenlands, und ließ für weisere Nachkommen und Fremdlinge die Denkmahle zurück, zu denen alles, was Humanität schätzt und wünscht, mit heiliger Andacht wallfahrtet.

Was die Wissenschaften in Rom betrifft, so sind auch diese nie ausgebreitet gewesen, und der Römer entzog sich dem Staate, der ihm so viel versprach und gewährte, ungern, um sich ihnen zu widmen. Es war Sprachgebrauch in Rom, alle Thätigkeit des Geistes, die nicht in der genauesten Verbindung mit dem Vaterlande stand, Unthätigkeit, Muße (otium) zu nennen. Diese fand der Große auf seinen prächtigen Landsitzen, wohin ihm späterhin, statt der Musen, Luxus, Schwelgerey und Laster folgten. In keinem Fache originell, sind die Römer in wenigen nur groß gewesen, und in allen unter ihren Mustern, den Griechen geblieben.

Was die Lage des Staats vorzüglich bewirkte, war eine fleißige Uibung in der Beredtsamkeit. Auch hierin waren Griechen ihre Lehrer und Vor-

bilder. Fast alle Rhetoren, deren es in Rom so viele gab, und zu denen ein jeder in die Schule ging, der durch Vortrag und Beredtsamkeit einst im Staate glänzen oder mächtig werden wollte, waren ursprünglich Griechen, Zöglinge der Weltweisen. — Philosophie unterstützte das Studium der Beredtsamkeit, obgleich diejenige nicht so sehr, welche zuerst in Rom einzog und Anhänger fand, weil sie mit dem alten rauhen Charakter der Römer mehr übereinstimmte, die stoische. Das System der Entsagung, welches sie vortrug, paßte ganz für Menschen, welche noch nichts vermißten, und die Verschmähung alles Schmucks und aller Grazie eignete es denen ganz zu, die mit beyden ganz unbekannt, und für sie gefühllos waren.

Mit dem erwachenden Gefühl für feinere Freuden des Lebens, bey der näheren Bekanntschaft mit den Künsten, und mit dem sich hinter ihnen herdrängenden Luxus, verschwand zugleich mit dem rauheren römischen Charakter die Vorliebe für das stoische System. — Die einwandernden Griechen, welche immer das Schöne mit dem Guten zu vereinigen strebten, brachten gefälligere Wahrheiten, trugen sie anziehender vor, als die Schule der Stoa, und freuten sich bald einer Menge von Anhängern. Vorzüglich die Schule Aristipps und die gefälligen Zöglinge Epicurs. — Wenn man bey der

Betrachtung der herrschenden Philosophie nicht so-wohl auf das sehen darf, was gelehrt, als was praktisch ausgeübt wird: so ist das System der Epicuräer das ausgebreitetste und beliebteste in Röm. Nicht das ihres Lehrers Epicur, der die Glückseligkeit in reulose Ruhe und Selbstzufriedenheit setzte; sondern seiner Zöglinge, die das unbestimmte Wort: Vergnügen, zur Beschönigung jeder Schwelgerey nnd Sinnlichkeit mißbrauchten.

Einzelne Catonen, dem altrömischen Charakter mit einem gewissen Stolze treu, machten einen sonderbaren Contrast, jedoch mehr in den Grundsätzen, als in den Handlungen.

Schwankend stehn zwischen beyden die Akademiker in der Mitte, die den Ernst der Stoiker mit der Grazie der Epicuräer vereinen. — Hie und da drängen sich cynische Sonderlinge hervor, deren Zahl sich später durch die Stoiker sehr vermehrte, die, um desto greller von den Epicuräern abzustechen, mit der Sekte Diogens vereinten.

## Der Charakter der Römer

ist, wie überall der Charakter einer ganzen Nation, sehr schwer zu bestimmen. Die Züge, welche, von den einzelnen Individuen entlehnt, auf das Ganze passen, sind immer nur sehr allgemein

und flach, und dulden dabey eine Menge von Ausnahmen. Indessen ist die römische Nation keine von denen, die nicht durch hervorstechende Eigenthümlichkeiten sich auszeichnete, die aber freylich in der Periode, in welcher wir sie betrachten, durch eine fast allgemeine Nachahmung des Auslandes und seiner Schwächen verschwunden waren.

Nicht ganz so rauh und allein dem Kriege gewidmet, wie der Spartaner, ist der Römer doch beydes mehr, als irgend eine andere gebildete Nation der alten Welt. Der Ruhm des Siegers galt ihm so lange als der höchste, so lange Ruhm überhaupt gesucht ward; später schätzte man ihn nur, in sofern er als Mittel zu dem Zwecke der Hab- und Herrschsucht diente. Nicht das Verdienst, welches friedliche Thätigkeit daheim sich um das Vaterland erwirbt, sondern den auffallenden Glanz des Redners und Volkslenkers suchte man; und wenn ein Feldherr sich hervorthat, so sorgte er, durch eine Menge von Beute, durch gefangene Könige, und durch die glänzendsten Triumphe, das Volk von seiner Tapferkeit zu belehren. Wenn einst die Diktatoren vom Pfluge gerufen, mit dem Ruhm ihrer Großthaten und dem Danke ihrer Mitbürger zufrieden, zum Pfluge zurückkehrten, so versäumte jetzt der Feldherr nicht, die Lorbeern seiner Verdienste in Rom zu sammlen, in der Absicht, sie bald um ein Diadem zu schlingen.

Von alle dem, was sonst den freyen Römer charakterisirte, war nichts als ein grenzenloser Stolz übrig, der den geringsten wie den höchsten beseelte. Sie selbst, die Freyheit, hatte sich in eine solche Zügellosigkeit verwandelt, daß der edlere Theil der Bürger sie auszuüben sich schämte, der feile käufliche aber um so eifersüchtiger darauf hielt. Eine Nation, welche die Freyheit nicht anzuwenden versteht, ist ihrer unwerth, und bewirkt sich selbst den Verlust derselben. Seit Sylla, sprach man in Rom nur von Freyheit, das Volk war ein Ball einzelner Usurpatoren, und gab sich dem Meistbiethenden Preis. Man schätzte die Freyheit und ihre Rechte nur, weil sie bezahlt wurden.

So viel Denkmahle der Künste, so viel Lehrer der Wissenschaften auch in Rom versammlet waren, so blieben jene doch unverstanden, diese auf einen kleinen Kreis von Geweihten eingeschränkt. Das Volk, bis in die tiefern Classen hinab, war in Rom stets ungebildet, und alle seine Vergnügungen mußten den Geist unterdrücken, der auch den geringsten Athenienser beseelte. Eine ungebildete Nation (wenn nicht Lycurgs Gesetze sie beherrschen) wird nie sich selbst regieren, nie die Freyheit erhalten, wenn sie dieselbe besitzt, nie sie erringen, wenn sie darnach strebt.

Statt des ehemahligen Patriotismus fand man überall Eigennutz und Selbstsucht, nirgend ein Gedanke an das Ganze des Staats und an Vater-

land. Daher war es nothwendig, daß einer aufstand, der im Wohl des Ganzen das Seine fand, und dem das Vaterland als Eigenthum an dem Herzen lag. Die Bürger, welche ihre Sorge dem Vaterlande entziehen, verdienen, daß einer sich dieses Vorrecht anmaße, und eben dadurch sich zum Herrscher, und sie zu Sklaven mache.

---

# Der
# Römer als Bürger
in seinen
## Verhältnissen zum Staate
betrachtet.

---

## Römische Constitution.



## I.

## Erklärung der Rechte eines römischen Bürgers.

### Jus Quiritium. Civitas.

Unter Romulus waren alle Bewohner Roms Bürger desselben. Das Bürgerrecht wurde jedem Fremdlinge, der sich daselbst ansiedelte, zu Theil. Die Rechte, welche man hier verschwendete, waren aber auch nicht von gleichem Werthe mit denen, die späterhin ein köstbarer Lohn für Verdienste wurden.

Zu dieser Zeit gehörten zu den Bürgern nur die freygebohrnen, die aus einer rechtmäßigen Ehe zwischen einem Römer und einer Römerin erzeugt, und nie gesetzmäßige Leibeigene eines andern gewesen waren. — Der freye Römer gehorchte nur dem Gesetze, welches er selbst gab; selbst der Obrigkeit, die er bestellt hatte, war er nicht unterthan.

Diese Freyheit von aller Knechtschaft, und von der Tyranney gebiethender Obern, ist das erste Vorrecht des Römers. Kein Diener des römischen Staats konnte über die Mitglieder desselben eine Lebensstrafe verhängen, und gegen Mißhandlungen derselben schützte den Bürger die Appellation an das Volk, oder die Aufrufung der Tribunen. Der Druck der Gläubiger, unter welchem die Schuldner seufzten, schuf diese Rechte, die sich auf die Vernichtung der Schuldengesetze in den zwölf Tafeln gründen; und es war die heiligste Pflicht der Tribunen, jeden Hülfeflehenden in den Schutz ihrer Unverletzlichkeit zu nehmen.

Dem Bürger allein mußte nach römischem Gefühl alles an der Erhaltung des Staats liegen, der ihm so große Vortheile gewährte. Daher gehörte, nach dem Gesetz, nur dem Bürger

das Recht, den Staat zu vertheidigen (jus militiae), und

das Recht, den Staat durch Abgaben zu unterstützen, und zu erhalten (tributum).

Beyde veräußerte das entartete Volk, indem es Miethstruppen in den Sold nahm, und seine Nationaltruppen sich für Beute und Ländereyen an Usurpatoren verkauften, — auf der andern Seite aber sich von allem Tribute frey sprach, und ihn doppelt aus den Provinzen zog.

Für die Vertheidigung und Erhaltung des Staats bekam der Bürger aber das Recht, ihn zu beherrschen. Jeder Bürger hatte in den Versammlungen des Volks seine Stimme, und war ein Mitglied der gesetzgebenden Gewalt.

Eben so hatte er das Recht, als Geschäftsträger des Staats in die exekutive Gewalt zu treten, und jede Staatswürde zu begleiten. Zwar maßten sich die Patricier anfangs alle diese Würden an, aber der Muth der Plebejer entriß sie ihnen bis auf wenige, die fast allein Titel und nur dem Aberglauben wichtig waren.

Um alle dieser Rechte zu genießen, mußte der Bürger unter einer gewissen Abtheilung (tribus) in die Bürgerrolle eingetragen seyn. Hier wurde er bey dem Census verlesen, und mit ihr bewies er sein Eigenthumsrecht auf die Würde eines römischen Bürgers.

Uiberdem konnte nur der Bürger ein Geschlecht (gens) mit allen daran haftenden Rechten der Erbschaft bilden. Er allein konnte Hausvater seyn, und die fast grenzenlosen Rechte der väterlichen Gewalt nach seiner Willkür üben; er allein konnte ein gesetzmäßiges Grundeigenthum besitzen, Testamente machen und beerben. Auch war nur den Bürgern vergönnt, sowohl an den öffentlichen religiösen Feyerlichkeiten Antheil zu nehmen, als auch eine besondere häusliche Götterverehrung zu haben.

Nicht jeder römischer Bürger genoß dieser Vorrechte in ihrer ganzen Kraft; die niedrigste Classe derselben, unfähig, zur Erhaltung des Staats etwas beyzutragen, war auch von dem Rechte, ihn zu vertheidigen, ausgeschlossen, und durfte auf die Ehrenstellen keine Ansprüche machen. Doch dauerte dieß nur so lange, als der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern Statt fand.

Zu dem Bürgerrechte gelangte man, entweder durch Geburt von einem Römer und einer Römerin, oder durch eine gesetzmäßige Entlassung aus der Sklaverey, welche aber nur den Eintritt in die städtischen Tribus verschaffte; oder durch eine feyerliche Schenkung, wo das ganze Volk entweder einem einzelnen oder ganze Völker damit belohnte. — Die Kaiser bothen das unter ihnen unbedeutende römische Bürgerrecht feil.

Veräußern konnte seine Rechte nur der Bürger selbst, keine Gewalt war im Stande sie ihm zu entreißen. Die Verbannung — welche in der Sprache des römischen Gesetzes d i e U n t e r s a g u n g d e s F e u e r s u n d W a s s e r s heißt, so wie eine Gefangenschaft, in welche er durch den Krieg oder andere Unglücksfälle gerathen mogte, konnten ihm nur die Ausübung dieser Bürgerrechte nehmen.

Wenn das Volk in seinen Versammlungen über das Leben eines Bürgers entschied, — und dieß konnte, seit Gracchus, niemand als die Nation

selbst — so nahm man an, daß der Beklagte, welcher zum Tode verurtheilt wurde, sich durch seine Verbrechen des römischen Bürgerrechts unfähig gemacht, und eben darum das Volk zu diesem Urtheilsspruche berechtigt habe. Verbrechen waren also eine freywillige Entsagung aller Rechte.

Weil man die Ehre, ein Bürger des weltbeherrschenden Roms zu seyn, für die höchste hielt, zu welcher der Wunsch sich erheben konnte, so wurde die Annahme des Bürgerrechts in einem auswärtigen Staate für eine Entsagung des römischen Bürgerrechts gehalten. — Der römische Bürger konnte nicht zugleich Mitglied eines andern Staates seyn.

## Anhang.

Als Rom seine Macht weiter ausdehnte, sich mit seinen besiegten Nachbarn näher vereinte, und die entfernten Staaten unterjochte, da knüpfte es seine Unterthanen näher an sich, indem es ihnen, zum Theil unter dem schmeichelhaften Titel der Bundsgenossen, einigen Antheil an den Vorrechten seiner Bürger gab. In der That wird dadurch nichts anders, als ihr oft lästiges Verhältniß gegen Rom bezeichnet.

Das lateinische Recht (jus Latii) war das Eigenthum der nächsten Nachbarn von Rom, die einst Mitglieder des latinischen Bundes waren, an

dessen Spitze sich Rom stellte. Sie durften, wenn sie aufgefordert wurden, in den Versammlungen des Volks ihre Stimme geben, und alle die, welche in ihrer Mutterstadt höhere Staatswürden begleitet hatten, waren eben dadurch Römische Bürger geworden. — Usurpatoren vermehrten sehr oft durch Schenkungen diese Rechte, um ihre Parteyen zu verstärken, und so kam's, daß alle latinische Bundsstädte später das römische Bürgerrecht derer erhielten, die zu der niedrigsten Classe gehörten.

Das italische Recht umfaßte alle übrigen Bewohner Italiens. Ohne zu Rom in Volksversammlungen ihre Stimme geben und durch Staatswürden in der Heimat sich zum römischen Bürger emporschwingen zu können, hatten sie von den Vorrechten des römischen Bürgers nur das der Vertheidigung derselben und der Abgaben. — Nicht zufrieden mit diesem Schein von Vorrechten, forderten sie später auch Antheil an den übrigen und erhielten Bürgerrechte.

Die Municipien (einzelne Städte, denen die Römer Antheil an ihren Bürgerrechten vergönnten) hatten bald mehr bald weniger diese Vorrechte. Einige hatten Stimmrecht und Ansprüche auf Staatswürden, andere, von welchen die Stadt Cäre die erste war, welche diese Einschränkung erfuhr, nur des Recht Truppen zu stellen. Es hing dieß von ihrer Annahme der römischen Gesetze ab.

## Verschiedenheit der Bürger Roms.

An Gleichheit der Rechte und des Standes der Bürger dachte man in Rom nicht, und als die erste mit der Demokratie einzutreten schien, als Patricier und Plebejer aufhörten bedeutend zu seyn, da verschwanden doch die Nahmen nicht ganz, und statt ihrer hob sich ein neuer mächtiger Unterschied hervor, die Nobilität. — Beyde Vorzüge konnten durch die Geburt erlangt werden, das Patriciat allein durch die Geburt, die Nobilität auch durch Verdienst. Sie gleichen insofern unserm Adel, selbst darin, daß die Nobilität des Verdienstes der Geburt nachstand, indem man denjenigen, welcher sich zuerst durch sich selbst zu ihr emporschwang, mit einer Art von Spott (novus homo) einen neuen Mann nannte.

## Patricier

war ein jeder, der aus einer Familie stammte, welche vor Alters schon Mitglieder des Senats, und eben darum auch Verwalter des Staats in den verschiedenen Aemtern desselben geliefert hatte. — Romulus trennte seine Bürger schon auf diese Art, indem er die Senatoren ganz von den übrigen unterschied. Der Titel der Senatoren, Väter, (patres) gab wahrscheinlich dem Unterschiede diesen Nahmen, so wie eine gewisse Verächtlichkeit, mit welcher die

Patricier auf diejenigen herabsahen, die es nicht waren, diesen den Nahmen der Plebejer verschaffte.

Mit dem Patriciat waren in den ältern Zeiten die größten Vorrechte verbunden, denn nur sie konnten in die verschiedenen Aemter des Staats treten, sie allein konnten Feldherrn, Verwalter des Staats und der Gerechtigkeit, wie auch Priester werden; sie allein hatten das Recht, Auspicien, religiöse Forschungen der Zukunft, welche in dem abergläubischen Rom jeder wichtigen Unternehmung vorausgingen, anzustellen. — An diese Würde war überdem das Patronat geknüpft, welches den Plebejer mit seiner ganzen Freyheit in den Schutz, d. h. in die Willkür eines Mächtigen warf. — Die ganze Geschichte Roms ist eine Darstellung der ununterbrochenen Kämpfe beyder Parteyen gegen einander, die sogleich ausbrachen, als die Geduld der Plebejer dem Drucke der Patricier nicht mehr gewachsen war. — Die Unterdrückten siegten, sie traten in alle Rechte ihrer Unterdrücker, und diese, denen nur zu wenig blieb, behielten den Nahmen als Eigenthum für sich, in der Hoffnung, ihn künftig wieder geltend zu machen. — Seit dieser Zeit finden sich in Rom Senatoren und Staatsbeamte, die dieser Würde ungeachtet Plebejer sind, und seyn wollen. Ja, als die Plebejer anfingen, die mächtigern zu werden, ließen mehrere Patricier sich durch Adoption in plebejische Familien aufnehmen.

Diese Aristokraten Roms hatten ihre Würde wieder in verschiedene Classen getheilt. Alte Patricier (patricii majorum gentium) nannten sie diejenigen, welche aus den Familien derer stammten, die vom Romulus in den Senat waren aufgenommen worden; neue Patricier aber die, welche später erst dem Senate einverleibet waren, und welche, ehe sie in dieser Versammlung aufgenommen wurden, zu Patriciern erhoben seyn mußten. — Der Adelstolz erzeugt unter jedem Himmelsstriche gleiche Erscheinungen. — Die Kaiser verschenkten das Patriciat, wie — einen Titel.

## Die Nobilität

entstand, als das Patriciat gesunken war. Durch das Verschwinden dieses Unterschieds war eine Art von Gleichheit wenigstens in den Rechten unter den Bürgern Roms eingeführt, und wenn diese Nobilität gleich einen neuen Unterschied schuf, so that sie doch vieles um den alten tyrannischen Unterschied der Patricier und Plebejer vollends zu stürzen.

Das Volk ertheilte jedem seiner Staatsbeamten, wenn er eine der höchsten Würden begleitet hatte, das Recht, sein Bild in der Vorhalle seines Hauses aufzustellen (jus imaginum). Wer dieses Recht hatte, war Nobilis; besonders wenn es schon von seinen Ahnen auf ihn gekommen war; er war

homo novus, wenn er es sich selbst verdankte. So hing die Nobilität an der Würde, welche der Staat ertheilte, und diese Bildsäulen, die man bey Leichenfesten und andern Feyerlichkeiten zur Schau umhertrug, waren nur das Zeichen.

Als die Plebejer das Recht der höchsten Staatsämter erkämpften, ward ihnen auch die Nobilität, und dieser neue Glanz fiel gleichstrahlend auf das Verdienst des Plebejers und des Patriciers.

Die Art, wie der Römer an der Ausübung der Souveränitäsrechte der Freyheit Antheil nahm, ward eine neue Bestimmung eines Unterschieds zwischen den Bürgern, und hieß in der Sprache des römischen Staatsrechts

## der Stand oder Rang (ordo).

Denn der Römer saß entweder im Senat, und gehörte alsdann zum senatorischen Stande (ordo senatorius), oder er übte als Privatmann seine Freyheitsrechte nur durch die Stimmengebung in den Volksversammlungen aus, alsdann gehörte er zum Volk, (ordo popularis). Die Ritter, durch Gracchus zu einem besondern Stande erhoben (ordo equestris) standen zwischen ihnen in der Mitte. Ihnen waren die Gerichtshöfe der Nation anvertraut, und so hatten sie, wenn auch nicht an der gesetzgebenden, doch an der ausübenden Gewalt vorzüglichen Antheil.

Der Senatoren

waren in dem entstehenden Rom nur hundert, bey der Vereinigung des jungen Staats mit den Sabinern aber stieg schon unter Romulus ihre Zahl auf zweyhundet. Tarquin, der Tyrann, den diese Versammlung der reichsten und auf ihre Ahnen und Macht gleich stolzen Familien einschränkte, ließ sie aussterben, so daß der erste Consul nach seiner Vertreibung eine Menge von Plebejern aufnehmen mußte, deren Ahnherrn er, um den Rechten des Patriciats keinen Eintrag zu thun, in die Liste der Patricier eintrug. — Nachher ward die Zahl den Senatoren immer schwankender. Cäsar ließ sie bis zu tausend anwachsen, aber August verminderte sie.

Die Wahl der Senatoren war anfangs dem Könige überlassen, dann ward sie ein Vorrecht der Consuln, und von diesen ging sie auf die neue Würde der Censoren über. Um von ihnen in die Liste derselben eingetragen zu werden, wurde in den ältesten Zeiten eine patricische Herkunft erfordert; nachher stand auch Plebejern die Thür der Curie offen, und gewöhnlich wählte man die Senatoren aus den Rittern. Doch war es nothwendig, daß derjenige, welcher erwählt werden sollte, eine nahmhafte Summe in Vermögen hatte, weil der Senator von der Nation nicht besoldet ward, und jeden Aufwand, den diese Würde erforderte, aus seinen eignen Mitteln bestreiten mußte. Anfangs

war diese Summe auf 800,000 Sestertien bestimmt; sie wuchs mit dem Vermögen der Bürger und dem allgemeinen Reichthum des Staats bis zu 1'200,000 Sestertien. Der Reichthum war aber nicht hinreichend. Der Römer, welcher seinen ehrwürdigen Senat von jedem Makel frey wissen wollte, sah auch darauf, wie dieß Vermögen erworben war. — Uiberdem heischte das Gesetz für die Mitglieder des Raths der Alten eine bestimmte Anzahl von Jahren, — wenigstens dreyßig, und man sah darauf, ob der Bewerber dem Staate schon in irgend einem seiner höheren Aemter Dienste geleistet hatte. Da die Quästur diejenige Würde war, mit welcher der junge Römer seine politische Laufbahn begann, da die, welche sie begleiten, während dieser Zeit bey den Versammlungen des Senats gegenwärtig waren, so überging man sie selten. — Das Zeichen der Aufnahme in den Senat war die Eintragung des Nahmens in die Liste der Senatoren von der Hand des Censors, der bey dem Census — der allgemeinen Musterung — diese Liste ablas. — Eben diese Senatsrolle entschied auch über die Verstoßung aus diesem Collegium. Der Censor hatte das Recht, jeden den er dieses erhabnen Sitzes unwürdig fand, zu entfernen, doch mußte er seine Gründe angeben. Die Entfernung geschah durch die Auslassung des Nahmens, und war entehrend, sobald Verbrechen sie verursachten, ohne Schande aber, wenn etwa

Schmä-

Schmählerung des Vermögens der Grund davon war.

Zu den äußern Auszeichnungen der Senatoren gehörten, außer dem Ehrensitze bey öffentlichen Schauspielen im Theater und Amphitheater, ihre Kleidung. Diese bestand in einem Unterkleide (Tunika) welches mit einem breiten Purpursaume eingefaßt war, und in einer Fußbekleidung von schwarzem Leder, auf deren Riemen eine silberne oder elfenbeinerne Spange in der Form eines halben Mondes saß. Wir können nicht bestimmen in welcher Gegend des Fußes sie angebracht wurde, da die Denkmahle uns hierüber nicht belehren. Eben so ist es wohl mehr witzig als wahr, daß die Figur C auf die ursprüngliche Zahl der Senatoren deute. — Uibrigens war der Ausdruck: die Schuhe wechseln, wenn er von einem Senator gebraucht wurde, so wenig er es zu seyn scheint, von einer sehr unangenehmen Bedeutung; denn der Senator, der aus dieser Versammlung entfernt wurde, mußte alle Ehrenzeichen seiner ehemahligen Würde ablegen.

## Die Ritter

wurden erst durch Gracchus im J. d. St. 631 in einen besondern Stand umgeschaffen.

Vorher bildeten sie die Reuterey der Römer und dienten bey den Legionen. Sie gehörten nach der

Servischen Eintheilung in Centurien, in die erste Classe der Bürger. Damahls gab der Senat ihnen das Pferd (equus publicus), auch den Unterhalt für dasselbe, und ob sie gleich sehr oft von dem Feldherrn ernannt wurden, so standen sie doch unter der Aufsicht der Censoren.

Der alljährliche feyerliche Aufzug zu Pferde (annua transvectio) in welchem die Ritter am 15ten Julius sich vom Tempel des Mars nach den Forum begaben, wo vor dem Heilgthume der ritterlichen Dioskuren die Censoren saßen, war in den ältern Zeiten die Gelegenheit der Musterung, ward aber später ein eben so glänzendes als leeres Gepränge.

Der Ritter erschien dabey in voller Waffenrüstung zu Roß vor den Censoren, und stieg ab. Diese musterten sowohl ihn als auch seine Waffen und sein Roß mit der strengsten Genauigkeit, und hatte er ihren Beyfall, war seine Tapferkeit wie sein Betragen untadelhaft, hatte er nichts von alle dem, was zu seinem Dienste gehörte, vernachläßigt, so ertönte die Formel: Führe dein Pferd weiter (traduc equum). — Fand dieß aber nicht Statt, verstießen die Censoren den Ritter aus der Zahl der Reuterey, so sagten sie: Verkaufe dein Pferd (venda equum), und mit diesem einsilbigen Rittersspruche war alles entschieden.

Bey der spätern Umschaffung dieses Standes aber verloren die Ritter den Dienst zu Pferde, und man hielt nun theils Reuterey von Bundsge-

nossen, theils nahm man sie von fremden Nationen, besonders Numidiern, in Sold. — Sie selbst erhielten die Gerichtspflege, und bereiteten sich da zu höheren Diensten, besonders zum Senate vor. Uiberdem pachteten sie die Staatseinkünfte, wie schon oben gesagt ist.

Außer dem Ehrensitze in den Schauspielhäusern auf vierzehn Bänken, dicht hinter den Senatoren, zeichneten sie sich durch ein Unterkleid mit einem schmalen Purpurstreif aus. Der Ring, welchen sie trugen, der in der Zeit der Tapferkeit eisern war, ward von dem Luxus in Gold verwandelt. Ringe dieser Art waren es, die Hannibal in so großer Anzahl von Cannä nach Carthago sandte. — Das Pferd, welches sie in den frühern Zeiten erhielten, fiel späterhin weg.

Um Ritter zu werden, wurde wenigstens die Hälfte von dem Vermögen eines Senators erfordert. Die Ablesung der Liste ihrer Nahmen, so wie Hinzufügungen und Weglassung derselben, entschied über die Aufnahme und Verstoßung. Der Censor verrichtete sie, und diese trat an die Stelle der ehemahligen Prüfung bey dem solennen Aufzuge.

## Das Volk

bildete den dritten Stand, und zu ihm gehörten alle diejenigen Privatleute, welche zu keinem der andern Stände gezählt wurden, ohne Rücksicht

auf ihre Lebensart oder Geschäfte. In diesem Stand traten alle die zurück, die einen von jenen beyden verließen. Doch trat der Senat oft nur unter die Ritter.

Bey dieser Eintheilung des Volkes in Stände ward in der spätern Zeit, weder auf Patricier, noch auf die Nobilität Rücksicht genommen. Alles ist unter diesen Ständen gemischt.

---

## II.

## Gesetzgebende Gewalt.

Es liegt in dem Begriffe eines Freystaats, daß die legislative Gewalt ein unveräußerliches Vorrecht der gesammten Nation sey. Alle alten Republiken setzen in den Verlust desselben die Tyranney. — So auch in Rom.

Die Nation übt, entweder in ihren Versammlungen oder durch ihre Stellvertreter die gesetzgebende Gewalt aus. Nur was sie selbst als Gesetz geweihet hatte, was durch die Zustimmung jedes Bürgers zur Norm für alle erhoben war, hatte allgemein verpflichtende Kraft.

Dieß fand selbst in den Zeiten der Könige Statt auch hier war der Staat unter einem Oberhaupte

frey, und als dieß Oberhaupt sich vom Verwalter der Nationalgesetze zum willkürlichen Gebiether emporheben wollte, ward es gestürzt; der Tyrann Tarquin ward verjagt.

Auch unter dem lastenden Drucke der Aristokratie verschwand diese Freyheit nicht. Obgleich die Patricier durch List und Macht alle Vorrechte in ihre Hände gespielt hatten, obgleich sie über die Plebejer einen tyrannischen Druck ausübten, so wagten sie es doch nicht, die Form der Republik zu verletzen. Das Volk hatte seine Versammlungen und gab in denselben die Gesetze, die ihm die Patricier durch ihre Uibermacht und die Uiberzahl ihrer Stimmen vorschrieben.

Die römischen Bürger übten aber das Vorrecht der Gesetzgebung in verschiedenen Versammlungen aus,

entweder im Senat,

oder in den Volksversammlungen.

Dieß bezeichnet die Inschrift: S. P. Q. R. (Senatus populusque romanus). Sie deutet überall, wo man sie antrifft, auf die Volksmajestät. — Aus eben diesem Grunde mußten die Lictoren aus ihren Ruthenbündeln (Fasces) die Beile niedersenken, sobald der Staasbeamte, dem sie dieselben vortrugen, die Straßen von Rom betrat.

war, so lange die patricische Aristokratie in Rom die Oberhand hatte, fast ganz unumschränkt, und die Nation in einer großen Abhängigkeit von ihm. Er — oder vielmehr die Patricier, welche von ihm aus die Nation tyrannisirten, — gab dem Volke die Erlaubniß, sich zu versammlen, bestimmte was ihm vorgetragen werden sollte, verstattete ihm nur über das zu rathschlagen, was bey ihm schon genehmigt war, und bestätigte es dann von neuem durch einen zweyten Senatsschluß. — Bey alledem ließ er dem Volke den Schein seiner Majestät, und eine Posse, bey welcher es heilige Freyheitsrechte auszuüben wähnte. — Selbst das Recht, welches dem Volke allein vergönnt war, seine Staatsbeamten selbst zu wählen, ward durch die Art zu stimmen, von welcher wir bald nachher hören werden, und durch eine Menge von Kunstgriffen, wohin auch die Auspicien gehören, so sehr eingeschränkt, daß das Volk in jeder Rücksicht von ihm dependent war.

So durfte es nicht bleiben; die Nation, von allen Seiten gedrückt und betrogen, aber muthlos dabey und ohne Vertheidiger, entwich auf den heiligen Berg. Es fehlte ihr an Sprechern, diese errang sie, und kehrte mit freymüthigen Tribunen, die sie auf ihre Rechte aufmerksam und für die Ausübung derselben muthig machten, zurück.

Ohne zu den Mitgliedern des Senats zu gehören, waren die Tribunen in den Versammlungen desselben, auf niedrigen Bänken an der Thür sitzend, als Freyheitswächter gegenwärtig, und zerrissen oft durch ein gebiethendes Veto, im Nahmen der Nation gesprochen, das Resultat langer Debatten.

Seitdem sind Volk und Senat in einer beständigen eifersüchtigen Rivalität gegen einander, einer thut Eingriffe in die Rechte des andern, und aus diesem Grunde läßt sich jetzt die Grenze der Macht zwischen beyden nicht genau ziehen. — Zuweilen erscheint der Senat, dem die Gesetzgebung zustand, als eine bloß exekutive Gewalt.

Seine Geschäfte waren ohngefähr folgende:

Er bestimmte die Versammlungen des Volkes, und setzte die Tage fest, an welchen sie gehalten werden sollten, auch wurden durch vorläufige Debatten im Senat die Sachen eingeleitet, welche in den Volksversammlungen abgemacht werden sollten. Doch waren hievon die Versammlungen nach Tribus ausgenommen, die frey von allem Einflusse der Aristokratie und des Senats waren.

Seiner Aufsicht und Verwaltung war der Nationalschatz anvertrauet, über welchen er ohne Rechenschaft entscheiden konnte.

Ihm war die Religion mit allen ihren Dienern und Heiligthümern unterworfen, er bestimmte die Festtage, er erlaubte Tempel und Altäre zu errichten.

In ihm erkannte Italien seinen höchsten Gerichtshof.

Seiner Entscheidung war das Schicksal überwundener Könige und Nationen überlassen, er bestimmte ihren Tribut und ertheilte ihnen Vorrechte und Freyheiten. — Die Gesandten des Auslands wurden an ihn gerichtet und von ihm gehört, er ernannte diejenigen, die als Geschäftsträger der Nation in auswärtige Länder geschickt wurden, und gab ihnen Vollmachten und Aufträge.

Alle Provinzen des römischen Reichs standen zunächst unter ihm, und er ernannte die Statthalter derselben.

So war auch seiner Aufsicht und seinem Befehl der ganze Militärstaat unterworfen. Er ernannte die Feldherrn, dekretirte Werbungen, — oder richtiger Requisitionen, so lange die Armee aus freyen Bürgern bestand, — versorgte die Armee im Felde mit allen Kriegsbedürfnissen, und entschied zuletzt über ihr Wohlverhalten und ihre Tapferkeit, indem er das Recht hatte, dem Feldherrn den größern oder kleinern Triumph zu bewilligen.

Ein großes Vorrecht des Senats war, die ersten Geschäftsträger der Nation mit einer unumschränkten Gewalt auszurüsten. In großen Verlegenheiten des Staats sprach er die wichtige Formel aus:

Videant Consules (Praetores, Tribuni Plebis) ne quid detrimenti capiat res publica.

Die Consules (Prätoren, Volkstribunen) sollen auf die Rettung des Vaterlandes bedacht seyn. Sogleich war alsdann die Republik verschwunden, alle Volksversammlungen, der Senat selbst waren aufgehoben, und alle Staatsbeamten außer Thätigkeit gesetzt. — Krieg und Frieden stand alsdann in den Händen der Bevollmächtigten, ihre Macht war ganz unumschränkt, sie hatten das Recht über Leben und Tod der Bürger, die Beile drohten in den Fasces, sie waren Könige — Aber gleichwohl mußten sie von der kurzen Herrschaft, sobald sie ihnen genommen war, Rechenschäft geben.

Außerdem hatte der Senat den größten Einfluß in die exekutive Gewalt des Staats, indem die Staatsbeamten sehr oft sich bey ihm Raths erhohlten, und von ihm Befehle einziehen mußten. Was einer schnellen Entscheidung bedurfte, war überdem ihm ganz vom Volke überlassen, so wie die Vollziehung dessen, was das Volk in seinen Versammlungen beschlossen hatte, welche der Senat durch Instruktion an die Staatsbeamten bewirkte.

Die gewöhnlichen festgesetzten Versammlungen des Senats fielen auf die Calenden, Nonen und Idus jedes Monaths; schleunige Vorfälle bewirkten, daß der Senat zu einer außerordentlichen Versammlung berufen ward (Senatus indicitur); doch durfte

dieß kein Festtag, auch keiner von denen seyn, an welchen sich das Volk versammelte. Das Recht, ihn zu versammeln, hatten alle höhere Staatsbeamten; es geschah durch einen Herold, oder durch einen Anschlag, der zugleich die Gegenstände der Berathschlagung als Ursache der Versammlung darlegte.

Curien und Tempel, an welchen besondere Säle zu diesen Versammlungen angelegt waren, besonders auf dem Capitol, der Tempel der Eintracht, des Saturns, u. a., waren die gewöhnlichen Orte, wo der Senat zusammenkam. — Um den Triumph einem Feldherrn zu bewilligen, versammelte man sich außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona; denn der Feldherr durfte, so lange er das Commando (imperium) hatte, nicht die Stadt betreten, und doch war seine Gegenwart bey der Versammlung nothwendig, damit er durch die Erzählung seiner Thaten, die versammelten Väter geneigt machte, ihm die Ehre des Triumphs zu bewilligen.

Weder vor Sonnenaufgang, noch nach dem Untergange derselben, konnte eine Berathschlagung im Senate Statt finden, außer in den Zeiten der Gefahr. Opfer und Auspicien begannen. Eine bestimmte Anzahl von Senatoren mußte gegenwärtig seyn; sie saßen auf Stühlen rund umher, die Staatsbeamten auf erhöhten Thronähnlichen Sesseln von Elfenbein (Sella currulis).

Der Präsident des Senats, jedesmahl derjenige, welcher seine Zusammenberufung veranlaßt hatte, eröffnete die Sitzung mit dem Vortrage derjenigen Vorfälle, um derentwillen das Collegium sich versammlet hatte, und forderte alsdann einem jeden Senator sein Gutachten ab. In der Folge der Votirenden beobachtete man einen gewissen Rang; derjenige, dessen Nahmen der Censor zuerst von der Liste der Senatoren ablas (princeps Senatus), machte den Anfang; ihm folgten die Staatsbeamten nach dem Range ihrer Würden, und dann die übrigen Senatoren.

Jedem Mitgliede des Senats stand es frey, entweder kurz sein Gutachten anzugeben, oder in einem Vortrage seine Meinung umständlich auseinander zu setzen, und mit Gründen zu belegen. Jenes geschah sitzend, dieses stehend. In einer solchen Rede durfte er auch noch anderer Gegenstände erwähnen, welche er der Berathschlagungen würdig hielt, und der Vortrag derselben ward sehr oft ein Mittel, die Berathschlagung über den Vorschlag des Präsidenten so lange hinzuhalten, daß die Sitzung ohne einen entscheidenden Senatsschluß geendigt werden mußte. — Natürlich konnte diese Art zu votiren nicht Statt finden, wenn ein schleuniger Entschluß nöthig war; dann bediente man sich eines andern Mittels. Der Präsident fügte dem Vortrage der Angelegenheit sogleich einen Vorschlag zu einem Dekret über denselben bey, trat

dann auf die eine Seite des Saals, und sagte: „Wer meiner Meinung ist, geselle sich zu mir; „wer anders denkt, trete dorthin.“ — Die Zahl der Köpfe hier oder dort gab dann die Entscheidung für oder wider den Vorschlag. Man nannte dieß: mit den Füßen votiren; und weil die jüngern Senatoren selbst dann, wenn man laut votirte, selten dazu kamen, ihre Stimmen zu geben, weil schon zuvor eine entscheidende Summe sich ergeben hatte, so nannte man diese spottend: Fußsenatoren (Senatores pedarii).

Sobald die Tribunen des Volks und die Plebejer in den Senat traten, fing die Aristokratie der Patricier, welche zuvor hier ein offnes Spiel gehabt hatte, an, zu Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen. Man umfaßte mit einem Vortrage mehrere Dekrete, ward umständlich bey den unbedeutenden, und verschleyerte damit das Wichtige und Nachtheilige so dicht, daß die unbedachtsamen dieses mit jenem in einem Gutachten bestätigten. — Diesem kam man durch den Aufruf, den Vortrag zu zerlegen, welches jeden Senator freystand, zuvor. — Eben so befahl man den Senat zu zählen, so bald man das oben angeführte Mittel der Beschleunigung bey einer wichtigen Sache zu rasch forderte, oder man drang auf den nahmentlichen Aufruf und auf lautes Stimmen. — Zuletzt blieb in diesen Fällen den Tribunen das Recht, einen

Vortrag zu halten, oder mit einem einzigen Veto die Sache ganz niederzuschlagen.

Hatte keins von diesen Hindernissen die Berathschlagungen des Senats gestört, hatte kein Tribun sich erhoben, so ward aus dem Resultat aller Stimmen ein Senatsschluß (Senatus consultum). Der Präsident der Versammlung, welcher ihn veranlaßt hatte (auctor), dictirte ihn einem Sekretär (Scriba); alle die ihn durch ihre Stimme bestätigt, unterzeichneten, die übrigen wurden entlassen mit den Worten: nil vos moramur, nil vos tenet, euch heißt nichts mehr verweilen. — Die Senatsschlüsse bewahrte man im Archiv derselben auf, welches vormahls im Tempel der Ceres war, und unter der Aufsicht der Aedilen stand; wichtige grub man in Metall, und verwahrte sie auf diese Art; wir besitzen noch einen derselben gegen die Bacchanale. — Sie hatten noch nicht gesetzliche Kraft, außer in einzelnen Fällen, und wenn die Partey der Demokraten unterdrückt war. Der Senat hatte nur das Recht, Vorschläge zu Gesetzen zu machen (censere), das Volk gab Gesetze (jubere).

Wenn die Berathschlagungen der Senatoren durch eins der obigen demokratischen Mittel gestört war, besonders durch das Veto eines Tribuns, so behielt der Senatschluß seine Existenz, wurde aber nur ein Staatsgutachten (Senatus auctoritas) genannt, und nicht im Archiv niedergelegt.

Der gewöhnliche Titel des Senats war Patres Conscripti, entstanden aus Patres et Conscripti. Jener Nahme, den er seit seiner Entstehung führte, erläutert sich selbst; dieser ist unübersetzbar, und bezeichnet diejenigen, welche von Brutus dadurch in den Senat aufgenommen waren, daß er ihre Ahnherren in die Liste der Patricier eintrug. — Der Titel blieb, als diese Verhältniße schon längst aufgehört hatten wichtig zu seyn.

Uibrigens genoß der Senat, so sehr man ihn in Rom anfeindete, die höchste Achtung im Auslande. Seine Gerichtsbarkeit, die sich anfangs nur über Italien erstreckte, dehnte er dann über die ganze von Rom beherrschte Welt aus. Könige huldigten ihm. Prusias stürzte, als er in den Senat trat, auf die Schwelle desselben nieder, und bethete zu den Senatoren als zu seinen Schutzgöttern. Man baute ihm sogar, wie Münzen beweisen, Tempel.

---

## Das souveräne Volk.

Die Majestät und Souveränität ist allein bey der Nation, welche aus allen denen besteht, die das volle römische Bürgerrecht genießen. Sie kann dieselbe nie veräußern, nur in einzelnen Fällen kann sie, bey dringender Gefahr, die Ausübung dersel-

ben, einem ihrer Staatsbeamten auf eine kurze Zeit übertragen.

Dieß war Grundgesetz der römischen Verfassung. Das Volk übte diese höchste Gewalt in seinen Versammlungen aus, die nach den verschiedenen Eintheilungen desselben, von verschiedener Art, sowohl in Rücksicht der Gegenstände derselben, als auch in Rücksicht des Gewichts und der Volksmacht waren. Sie hießen Comitien.

Das Volk war eingetheilt:

in Curien,

Centurien, und

Tribus;

und man hatte daher Comitien nach jeder dieser Abtheilungen.

## Die Volksversammlungen nach Curien.

Als Romulus die ersten Bürger seiner Pflanzstadt in drey Tribus eingetheilt hatte, zerlegte er jede Tribus wieder in zehn Theile, die er Curien nannte. Wenn jene Eintheilung, so weit die unvollkommenen Nachrichten uns belehren, nur Beziehung auf die Kriegseinrichtungen hatte, so stand diese hingegen mit der Religion in Verbindung. — Jede Curie hat ihren eigenen Tempel, ihre besondern Opfer und Feste, ja ihren eigenen Priester, der Curio hieß, und welche insgesammt unter einem Curio maximus standen. Sie feyerten alljähr-

lich ihre Opfer, die mit Schmäusen verbunden waren, welche eine engere Verbrüderung der Mitglieder der einzelnen Curien zum Zweck hatten. — Die Eintheilung der Bürger nach Curien veraltete indeß, seitdem die neue Classification derselben nach Centurien aufkam, noch mehr aber, seitdem die Tribus und die Volksversammlungen nach denselben die allgemeinsten wurden.

Wenn das Volk sich nach Curien versammelte, so hatte jede Curie nur eine Gesammtstimme. Auf diese hatten aber Reiche und Arme, Patricier und Plebejer gleichen Einfluß, denn diese waren nicht in einzelne Curien gesondert, sondern in allen gemischt. Darum ist unter den beyden älteren Arten die Majestät des Volks auszuüben, die nach Curien, die freyste und unbeschränkteste.

Gleichwohl waren sie aber doch durch zwey Gesetze unter die Gewalt des Senats und der Patricier gegeben. Denn die Comitien nach Curien mußten zuvor durch einen Senatsschluß zusammenberufen und angeordnet werden; ihren Schluß mußte ferner ein neues Senatusconsult bestätigen, wenn es Gesetzeskraft erhalten sollte. Nicht genug, so zwischen die Willkür der Machthaber in die Mitte gestellt zu seyn, forderte ein anderes Gesetz, daß die Comitien nach Curien mit Auspicien, religiösen Ceremonien zur Erforschung der Zukunft und des Willens der Götter, angefangen werden mußten, die nach römischem Gesetz kein anderer, als die

höch-

höchsten Staatsbeamten und Priester anstellen durften. Da diese Würden ganz allein den Patriciern gehörten, so erhielten sie hiermit einen neuen Zügel für die Willkür des Volks.

Anfangs machte man alles, was das Volk entscheiden sollte, in den Comitien nach Curien ab; nachher, als noch andere Volksversammlungen aufkamen, blieben ihrer Entscheidung vorzüglich folgende Gegenstände:

Die Ertheilung des Commandos an Feldherren oder Staatsbeamten, welche in die Provinz gingen.

Die Arrogation, oder die feyerliche Aufnahme eines Bürgers, der nicht mehr unter väterlicher Gewalt stand, an Kindesstelle.

Die feyerliche Verpflichtung der Erben, die Familienfeste des Erblassers zu feyern.

Die Wahl einiger Priester und niederer Staatsbeamten.

Später die Bestätigung der Volksbeschlüsse in den Comitien nach Tribus, um die bey diesen fehlenden Auspicien zu ersetzen.

Nur unter dem Vorsitze der höchsten Staatsbeamten konnten diese Volksversammlungen gehalten werden. nur die in Rom ansäßigen Bürger nahmen Antheil daran. Bey religiösen Gegenständen hatte der oberste Priester, Pontifex Maximus, den Vorsitz. — Der Präsident trug die Gegenstände vor, und die Curien gaben ihre Stimmen in der Ord-

nung, wie die Zahlen derselben aus einer Urne gezogen wurden; und alles war entschieden, wenn die Vota von sechszehn Curien einstimmig waren. Diese Comitien wurden immer auf dem Forum gehalten.

Später kamen diese Volksversammlungen so sehr in Verfall, daß die Bürger nicht mehr in Person erschienen, sondern den Lictoren die Stimmen im Nahmen der Curien auftrugen.

Unter den Kaisern verschwanden sie ganz.

---

Mag die königliche Gewalt in Rom noch so ausgedehnt gewesen seyn, so ist es doch außer Zweifel, daß das Volk, durch diese Art seine Rechte auszuüben, ungleich freyer war, als seit der Regierung des Servius Tullius. Dieser, durch den Senat auf den Thron gehoben, konnte nicht dankbar genug seyn, und die Macht der Patricier nicht hoch genug erheben, mit welcher die seinige steigen und sinken mußte. — Die neue Eintheilung der Bürger, die er constituirte, ist oben p. 40. angeführt und erläutert. Es war ein feines System der Trennung eines gemeinschaftlichen Interesses, der Vereinigung der Macht in den Händen der Herrschsüchtigen und Begüterten, und der Unterdrückung derer, — welche anfangs durch die Abnahme von Lasten getäuscht, und nicht klug genug

den Plan zu durchsehen, ihre Rechte veräußerten, — um sie mit Rache zurückzufordern.

Die obige Liste der Classen und ihrer Centurien zeigt, daß die Aristokraten in denselben immer das Uibergewicht haben mußten. Die erste Classe, welche sie ausmachten, hatte eine Pluralität von drey Stimmen mehr, als das gesammte übrige Volk. — Gleichwohl waren die Bürger mit dieser Eintheilung zufrieden, weil ihnen dadurch Lasten des Kriegsdienstes und der Abgaben, die gleichfalls nach dem Vermögen bestimmt waren, abgenommen wurden.

## Die Volksversammlungen nach Centurien.

### (Aristokratie.)

Auch vor diesen Versammlungen des Volks mußte ein Senatsschluß vorausgehen, durch welchen dem Volke, so zu sagen, erlaubt wurde, das in Erwägung zu ziehen, was es derselben wichtig fand. Nur einer der höchsten Staatsbeamten konnte auch hier den Vorsitz haben, der Consul, Prätor, Diktator oder Interrex, und bey der Wahl eines Opferkönigs (der einzigen Würde, welcher die Römer aus Aberglauben einen ihnen sonst verhaßten Titel ließen) der Oberpriester. Auspicien begannen sie, und die ganze Leitung derselben war auf diese Art in die Hände der Patricier gespielt.

Wie bedeutend der Einfluß dieser Herrschsüchtigen in die Staatsverfassung durch diese Einrichtung ward, leuchtet sogleich ein, wenn man mit der Wichtigkeit der Gegenstände bekannt wird, die in diesen Versammlungen abgehandelt und entschieden wurden. — Die gesammte Regierung des Staats, und seine gesetzliche Verfassung mit allen Rechten und Freyheiten der Bürger, ja sogar die exekutive Gewalt, und — das Leben einzelner Bürger war dadurch unter ihre Willkür gekommen.

Die Gegenstände der Volksversammlungen nach Centurien, die man theils ihrer Feyerlichkeit, theils ihrer Wichtigkeit wegen Maximus Comitiatus nannte, waren folgende:

Die Wahlen der wichtigsten Staatsbeamten, der Consulen, Prätoren, des Censors und des Opferkönigs. — Die Erwählten hießen bis zum Antritt ihres Amtes Ernannte (designati).

Alle Gesetze, sie mochten Bezug haben, worauf sie wollten, denn nur sehr wenige, welche die Religion betrafen, waren den Curien vorbehalten.

Krieg und Frieden und Bündnisse wurden hier geschlossen.

Sie bildeten den höchsten Gerichtshof für die Verbrecher des Hochverraths und der beleidigten Nation.

Hiemit war das Schicksal des Staats und jedes einzelnen Bürgers ihren Entscheidungen überlassen.

Und wie verfuhr man dabey? Mit der offenbarsten Zurücksetzung der armen Bürger; denn die freche Aristokratie versteckte sich nicht einmahl.

Der ihnen geweihte Versammlungsplatz war das Marsfeld, vor den Thoren der Stadt: denn da nach Servius Einrichtung die Bürger anfangs bewaffnet erscheinen mußten, nach einem römischen Staatsgesetz es aber verbothen war, eine Armee in den Ringmauern der Stadt zu bilden, so hielt man diese Versammlungen der bewaffneten Nation vor den Thoren auf dem geräumigen Marsfelde, wo jede Classe und ihre Centurien den ihnen bestimmten Platz einnahmen.

Entweder durch einen Herold oder durch öffentliche Anschläge, welche zugleich den Gegenstand der Versammlung bekannt machten, zeigte man drey Markttage zuvor (per trinundinum) den Tag an, wo das Volk sich auf dem Marsfelde nach seinen Centurien versammeln sollte. Man that dieß um diejenigen Bürger Roms, die auf dem Lande lebten, und nur an diesen ihren Geschäftstagen in die Stadt kamen, damit bekannt zu machen, und den Bewerbern um Staatswürden Zeit zu lassen, sich den Vertheilern derselben zu empfehlen. An den einzelnen Markttagen traten schon hier und da Volksredner auf, welche die Menge um sich her sammelten, und entweder für oder gegen den Vorschlag zu einem Gesetze sprachen. — Doch mußte dieß einer von den Comitialtagen seyn, welche im römischen Kalender dazu bestimmt waren.

Ehe man sich auf den Versammlungsplatz begab, stellte der Präses der Volksversammlung, von einem Augur unterstützt, die Auspicien an. — Von diesen Beobachtungen, d. h. von der Willkür der Beobachtenden, welche den Aberglauben als Vorwand benutzten, hing es ab, ob das Volk sich an diesem Tage noch versammeln sollte, denn mit dem einzigen Worte: heute nicht (alio die) hob der Augur alle Anstalten zur Versammlung auf.

Wenn das Volk sich nun auf dem Marsfelde versammelte, so bezog indeß ein anderer Theil desselben die Burg auf dem Berge Jeniculus, um die Stadt nicht einem plötzlichen Uiberfalle der Feinde Preis zu geben. Eine aufgesteckte Fahne war das Signal für die Bürger auf dem Marsfelde, wenn sie verschwand, so war die Versammlung aufgehoben, und alle mußten zur Stadt zurückeilen. — Auch diese Fahne ward in den Händen schlauer Machthaber ein Mittel, Volksbeschlüsse, die sie fürchteten, zu verhüthen.

War das Volk beysammen, so erhob sich der Consul oder präsidirende Staatsbeamte auf ein besonders dazu erbautes hölzernes Gerüst, welches Tribunal genannt wurde, sprach ein feyerliches Gebeth, und ermahnte die gesammte Nation zum Patriotismus und allen mit ihm verwandten Tugenden. Alsdann machte er noch einmahl den Gegenstand der jetzigen Versammlung bekannt, und forderte sofort das Volk selbst auf, seine Stimme zu geben.

Dieß geschah nach den Centurien, die rund um das Gerüst her vor gewissen Schranken standen, die dasselbe umgaben, und vom August und Agrippa in durchbrochne Säulenwände umgeschaffen wurden. — Die erste Classe hatte das Vorrecht, zuerst ihre Stimme zu geben, und hieß daher prärogativa. Die Centurien derselben loosten um den Rang und so die der übrigen Classen. Wer irgend mit der Macht des Beyspiels und mit dem Gewicht der Vorgänger in einer Republik nicht ganz unbekannt ist, der sieht ein, wie viel Uibergewicht dieses neue Vorrecht den Aristokraten einräumte. Da überdem zur Bestätigung oder Verwendung irgend eines Vorschlages nur sieben und neunzig Stimmen erfordert wurden, so kamen die Classen der ärmern Bürger nicht zum Votiren, sobald das Interesse der Reichern Eintracht erforderte. — Es ist klar, daß der wichtigste Theil der Freyheit und des römischen Bürgerrechts für den Aermern durch diese Einrichtung bis auf den Nehmen verloren ging, der für ihn nur in der Rücksicht Werth haben konnte, daß er ihn berechtigte, die Constitution umzuwerfen, die seine Bürgerrechte zu einem Possenspiel heruntersetzte. — Vergebens drang Gracchus darauf, daß dieses Vorrecht der ersten Classe auf mehrere ausgedehnt würde, und daß sie zugleich loosen sollten; man hielt um so mehr darauf, je imposanter der Eindruck des lauten Votirens war.

Denn bis auf das Jahr 614 gab jeder einzelne Bürger in diesen Volksversammlungen, so wie wahrscheinlich überall, seine Stimme laut, nachher führte man Täfelchen ein. — Das ganze Votiren hatte sehr viel umständliches und langsames. Jede Centurie ging Mann für Mann auf schmalen Stegen (ponticuli) in die Schranken (septum) bis an das Gerüst, auf welchem der Präses stand. Am Eingange in die Schranken empfing ein jeder von einem Vertheiler (Diribitor) seine Täfelchen, von denen er eins in einen dazu bestimmten Kasten unter dem Gerüste warf. Beym Hinausgehen aus den Schranken gab er die übrigen in einen Kasten ab. Hatte nun eine Centurie ihre Stimme gegeben, so zählte eine dazu bestellte Person, die von dem ehemaligen lauten Stimmengeben den Nahmen (Rogator) Frager *) hatte, die einzelnen Vota, und bemerkte sie mit Puncten auf eine Schreibtafel, und das Resultat derselben machte ein Herold, noch ehe die nächste Centurie ihre Stimme gab, bekannt. War die Sache nun ganz entschieden, so machte sie der Präses vom Tribunal öffentlich bekannt (Proclamatio). Es stand dem Consul frey, diese Abkündigung zu verweigern.

Die Täfelchen selbst verdienen eine nähere Erwähnung. Man hatte verschiedene Arten derselben,

*) Diesem Geschäfte unterzogen sich oft die angesehensten Staatsmänner, um der Sache oder ihren Freunden desto mehr Gewicht zu ertheilen.

nach den verschiedenen Gegenständen der Verhandlung. Bey Vorschlägen zu Gesetzen erhielt jeder Bürger zwey Tafeln, eine mit den Buchstaben U. R. (uti rogas) wie du vorschlägst, eine andere mit einem A bezeichnet, (antiquo) es bleibt beym alten. — War das Volk hier als Richter über ein Verbrechen gegen die Nation versammelt, so bekam jeder Richter 3 Täfelchen. Eine mit einem A (absolvo) ich spreche frey; die zweyte mit einem C (condemno) ich verurtheile; die dritte mit N. L. bezeichnet (non liquet) es ist noch nicht klar. — Sollte irgend eine Staatswürde vergeben werden, so wurden so viele Täfelchen vertheilt, als Bewerber um dieselbe waren, auf welchen die Nahmen derselben standen.

Zu diesen Versammlungen war ein jeder Bürger Roms berufen, er mogte in der Stadt oder auf dem Gebiethe derselben leben. Seinen Platz wies ihm der Censor an, der zu eben diesem Zwecke das Recht hatte, alle Classen und Centurien zu versammeln. Nur wer über sechzig Jahre alt, und eben dadurch von allen Kriegsdiensten freygesprochen war, hatte, weil er den Staat nicht mehr vertheidigen konnte, keinen Antheil an der Regierung desselben.

Es wirft ein eigenes Licht auf den Charakter der Römer, daß sie dem Aberglauben und der Religiosität durch ihren Einfluß auf die Versammlung

gen des Volkes, so viel Gelegenheit gegeben hatten, auf den Staat zu wirken. Schon oben habe ich der Auspicien erwähnt, deren man sich zur Aufhebung der Versammlungen bedienen konnte. Aber nicht genug, die Vorbedeutungen waren noch umständlicher angegeben. Ein Blitz, den ein einzelner gesehn, ein Donner, den des Augurs bestochenes Ohr gehört hatte, ein Epileptischer, der in Zuckungen niederfiel, oder sie nachahmte, alles dieß hob mit einemmahle die Geschäfte der Nation auf. Ein solcher Zufall entschied über das Leben der Bürger, über Krieg und Frieden und über das Schicksal ganzer Staaten. — Es ist den Constituenten eines Staats von nicht ganz gebildeten Bürgern nicht zu verargen, wenn sie solchen Mitteln einer drohenden Gefahr plötzlich vorzubeugen, und eine Kabale in dem Augenblicke zu zernichten, wo ihr alles gelingen soll, die öffentliche Sanktion geben; und wohl dem Staate, wo nur der Edelmuth sich dieser Mittel zur Vertilgung boshafter Machinationen bedienen kann; — aber in Rom war dieß der Fall nicht. Hier, wo alles dahin abzweckte, die Macht der Aristokraten durch diese Versammlung zu befestigen, wurden auch diese Mittel von ihnen in den Sold genommen. Selten mögen sich die Freunde des Volks derselben bedient haben, wahrscheinlich nur bis auf die Zeit, wo sie als Tribunen das Recht erhielten, mit ihrem allmächtigen Veto auch hier zu entscheiden.

Zu allen diesen Vorrechten der Patricier und Reichen kam nun noch das des Senats, alles was in den Volksversammlungen nach Centurien beschlossen war, durch einen neuen Senatsschluß zu bestätigen. Nicht genug, daß ehe etwas vor die Entscheidung des Volks kam, es ihre Billigung haben müsse, auch nachdem entschieden war, mußte das Volk seinen Willen ihrer Bestätigung unterwerfen.

Die Vorrechte der Unterdrücker waren indeß hier zu gehäuft, als daß das Volk auf dieses Mißverhältniß nicht hätte aufmerksam und eifersüchtig werden sollen. Sobald die Plebejer in den Tribunen ihre Sprecher erkämpft hatten, fing man an in diesen Einrichtungen vieles zu ändern. Publius Philo setzte im Jahre d. St. 414 das Gesetz durch, daß der Senat zum voraus die Schlüsse des in Centurien versammelten Volkes bestätigen solle. — Aber der Senat behielt, in der Hoffnung sein veraltetes Recht wieder einmahl geltend zu machen, die Sitte bey, und bestätigte ungefragt, was das Volk beschlossen hatte.

So viel auch hiedurch gewonnen war, so konnten sich doch die Plebejer, die von ihren Tribunen immer aufgemuntert wurden, dabey nicht beruhigen. Die Auspicien und der vorhergehende Senatsschluß schränkten sie noch immer sehr ein, und das Uibergewicht der Reicheren lag lastend auf ihren

Schultern. Der heftige Kampf der Aristokratie und Demokratie begann, die Plebejer errangen

## Die Volksversammlungen nach Tribus,

und erhoben diese nun zu den wichtigsten Nationalversammlungen, indem sie ihnen nach und nach alles vindicirten, was auf das Wohl des Staats Einfluß hatte, und durch die Beschlüsse in denselben sich Gesetze gaben, welche das Ansehn der aristokratischen Versammlungen sehr schwächten. Das so eben angeführte Gesetz ist ein Beweis davon. Mit ihnen beginnt die

## Demokratie;

denn sobald bey den Tribus, und der Eintheilung des Volks in dieselben, weder auf Vermögen noch Stand Rücksicht genommen ward, so hatten die Aristokraten allen Einfluß auf dieselben verloren.

Die Tribus sind die älteste romulische Eintheilung der Bürger. Er zerschnitt nähmlich seine neuangelegte Stadt in drey Theile, und daher der Nahme; jeder derselben war noch einmahl in zehn Curien getheilt. — So wie die Curien auf religiöse Verhältnisse Beziehung zu haben scheinen, so standen die Tribus mit dem Kriegsdienst in Verbindung, und noch späterhin geschahen alle Werbungen in Rom, so daß entweder alle Tribus, oder einzelne loosen mußten, wer von ihnen die Waffen

rgreifen sollte. — Durch die spätere servische Eintheilung der Bürger in Centurien ward die alte in Tribus nicht aufgehoben; dieser König fügte vielmehr eine vierte hinzu. In welchem Verhältniß aber beyde Eintheilungen der Bürger gegen einander standen, ist nicht ganz deutlich. Jeder Bürger scheint in jede derselben besonders eingetragen zu seyn.

Als Roms Gebieth sich erweiterte, viele seiner Bürger auf das Land zogen, und späterhin den Grenznachbarn dieser Republik, den Latinern und andern italischen Völkerschaften, das Bürgerrecht ertheilt ward, da vermehrte man die Tribus, und theilte sie in städtische und ländliche ein. Jener blieben zu allen Zeiten nur vier, diese aber stiegen nach und nach zu der Zahl von ein und dreißig, so daß im Ganzen der Tribus fünf und dreyßig waren. — Die städtischen faßten späterhin nur die geringeren Bürger, weil fast alle angesehenere Landsitze hatten, nach welchen sie vertheilt waren; es fiel sogar eine Art von minderem Recht auf sie, indem man die Freygelassenen und manche Bundesgenossen nur in diese eintragen durfte. — Die Usurpatoren suchten daher oft den Vorschlag durchzusetzen, daß die Bürger der städtischen Tribus in alle übrigen vertheilt werden sollten, um durch die feilen Gemüther die ganze Volksversammlung zu stimmen.

Einzelne Bürger hatten in zwey verschiedenen Tribus einen Platz und eine Stimme. Wenn sie

nähmlich von jemand adoptirt waren, so standen und votirten sie in den Tribus ihrer beyden Väter. Der Nahme der Tribus, selbst beyder, ward dem Nahmen des Bürgers vorgesetzt z. B. Servius Sulvicius Q. F. Lemonia Rufus. — Opimius Vejentina Tromentina Antius.

Sehr lange fand indessen diese Eintheilung des Volks Statt, ohne daß die Nation nach derselben die höchste Gewalt ausüben konnte. Erst nachdem die Plebejer ihre Tribunen erhalten hatten, und diese einsahen, daß ihre Macht ohne eine Ausdehnung der Volksgewalt, und ohne Schmälerung der Rechte der Patricier nichts seyn würde, erfanden diese eine Art der Stimmengebung, bey welcher arme und reiche Patricier und Plebejer gleiches Recht hatten, und diese nur durch die größere Zahl alles ausrichten konnten.

Coriolan und seine tyrannischen Anmaßungen gaben die erste Gelegenheit dazu; denn die Tribunen, welche seine Vorschläge im Senat gehört hatten, wollten ihren gefährlichsten Feind entfernen, der ihre kaum constituirte Würde zu vernichten drohte. — In den Versammlungen nach Curien und Centurien war dieß unmöglich, sie konnten nicht ohne einen vorhergehenden Senatsschluß gehalten werden; und wie hätte wohl der Senat einen Gerichtshof über den Vertheidiger seiner Rechte festgesetzt?

Mit einemmahle beriefen daher die Tribunen

das Volk nach seinen Tribus, und hielten eine Versammlung desselben, ohne Auspicien anzustellen, und ohne einen Senatsschluß zu erwarten. Coriolan ward verdammt, und, durch diesen Erfolg aufgemuntert, luden in der Folge die Tribunen alle diejenigen, welche sie entfernen wollten, und sie für gefährlich ansahn, vor die Comitien nach Tribus.

Nicht zufrieden, sie zu einem Gerichtshof über Volksfeinde gemacht zu haben, dehnten sie die Rechte derselben noch weiter aus, sie erhoben sie zu den Wahlversammlungen der Tribunen und andern plebejischen Staatsbeamten. Der Senat, wachsam auf seine Macht und Rechte, welche durch diesen Eingriff in die Constitution sehr geschmälert werden mußten, widersetzte sich demselben, wollte die Wahlen nicht anerkennen, die Urtheilssprüche und Gesetze derselben nicht für giltig und verpflichtend erklären. Denn er behauptete, daß diese Versammlungen, weil sie ohne vorhergehende Auspicien und Senatsschluß gehalten würden, ganz constitutionswidrig wären. — Dieser Streit zwischen den beyden Parteyen dauerte so lange, bis in den Comitien nach Centurien ein Gesetz durchgesetzt ward, vermöge dessen erklärt wurde, daß alle Verordnungen, die auf den Versammlungen nach Tribus gegeben würden, für alle Bürger gleich verpflichtend seyn sollten. J. d. St. 304.

Nun war mit einemmahle die Macht des Se-

nats gestürzt, das Volk trat mit seinen Tribunen als alleiniger Gesetzgeber auf, und übte nun, ungekränkt durch Vorrechte der Geburt und Anmaßungen des Reichthums, die Souveränität allein aus.

Die Gegenstände der Versammlungen nach Tribus waren, seitdem man sie constituirt hatte, folgende:

Die Wahl aller plebejischen Staatsbeamten, d. h. die Besatzung der Aemter, welche nach der Verfassung nur den Plebejern zukamen.

Die Wahl der Proconsuln und Proprätoren, welche entweder zu einer Armee, oder als Vicekönige in eine Provinz abgingen.

Die Besetzungen einiger Priesterwürden.

Die Gesetzgebung; denn auf den Comitien nach Tribus wurden späterhin, wenn auch nicht alle Gesetze, doch diejenigen gegeben, an welchem dem Volke vorzüglich gelegen war.

Die Entscheidung von Processen. Die Nation übte ihr höchstes Recht über das Leben der Bürger in denselben aus.

Die furchtbarste Periode dieser Volksversammlungen ist die ihrer Entstehung. Als durch sie die Plebejer ihre Macht gegründet hatten, hörten die Centurien auf ihnen gefährlich zu seyn, und man entriß denselben nichts mehr, um es vor die Behörde der Tribus zu ziehen. Im Gegentheil vereinten sich diese so sehr unterschiedene Arten der gesetzgebenden Gewalt so nah mit einander, daß

eine

eine Vermischung unter denselben entstand, welche uns aber nicht ganz verständlich ist.

Die Art der Haltung derselben war ganz der unter den Centurien gleich, nur versammlete man sich auf dem Forum, wo das Volk durch gezogene Garne, wie dort durch die Schranken, abgetheilt war.

---

Da auf allen diesen Besammlungen des Volks jeder Bürger selbst erscheinen mußte, um seine Stimme zu geben, so ist an dem tumultuarischen Lärmen der Volksversammlungen nicht zu zweifeln. In diesem Getümmel aber mußte nothwendig diejenige Partey, für welche die Form der Stimmengebung entschied, ihren Vortheil finden, und durch denselben erklärt sich auch die Nachgiebigkeit, mit welcher die nachfolgenden Classen der zuerst stimmenden sich beygesellten.

Minder stürmisch mögen die Versammlungen gewesen seyn, so lange die Aristokratie die Oberhand behielt; und hätten die Patricier ihre Gewalt nicht gemißbraucht, so würde durch dieselben sich auch die Freyheit ungleich länger erhalten haben.

Denn obgleich mit den Volksversammlungen nach Tribus die Freyheit der Römer zuerst beginnt, so ist doch gewiß, daß eben diese Versammlungen, als die Bürger entartet und schwelgerisch gewor-

den waren, durch die Feilheit der Stimmen der Versammleten, den Sturz der Republik nothwendig machten. Die geringere Classe der Bürger, am wohlfeilsten bezahlt, und also am leichtesten erkauft, trennte in Rom die Gefühle, welche den Bürger mit dem Staate vereinen, nur kurze Zeit. Usurpatoren, welche die Menge bald hierhin, bald dorthin wendeten, verursachten, daß das Volk in ihnen den Staat erblickte, und, statt an das Ganze, an sie sich schloß. Schwelgerey und Luxus aber legten den eigenen Vortheil der Bürger so sehr an das Herz, daß er das allgemeine Wohl vergaß.

In der That wird es auch eine so allgemeine Sitte, Stimmen zu erkaufen, daß selbst der strengste unter allen Römern, M. P. Cato, sich diese Gesetzwidrigkeit erlaubte, weil er ohne dieselbe auch das Gute nicht durchsetzen konnte.

---

## III.

## Vollziehende Gewalt.

Die vollziehende Gewalt kann in einem Freystaate nicht in den Händen der Nation seyn, und von ihr unmittelbar ausgeübt werden. Sie würde,

auf diese Art verwaltet, nie schnell wirken können, und sehr oft mehr zerstören als herstellen.

Auch in Rom war sie daher ganz von der gesetzgebenden getrennt, und nur in sofern grenzte sie daran, daß ein Theil derselben dem Senate anvertrauet war, und daß die Staatsbeamten oder Geschäftsträger der Nation zunächst unter ihm standen. Sonst war sie ganz in den Händen einzelner von dem Volke in seinen Versammlungen Ernannten.

## Staatsbeamten, (Magistratus)

unter welche man alle die Mächte und das Ansehen vertheilt hatte, welches vormahls in der Person des Königs vereint war.

Diese Staatsbeamten theilte man in Rom

in ordentliche, die zu der constitutionellen Staatsverwaltung gehörten, und

in außerordentliche, die vermöge der Constitution nicht immerwährend, sondern nur im Nothfall auf gewisse Zeiten erwählt wurden.

Zu jenen gehören Consulen, Prätoren, Aedilen, Tribunen des Volks, Quästoren und Censoren, welche jedoch nur alle fünf Jahre erwählt wurden. — Zu diesen der Diktator, der Chef der Reuterey (magister equitum), der Interrex und andre.

Obgleich der Unterschied zwischen Plebejern und Patriciern sich längst verloren hatte, und jene zu dem Rechte gelangt waren, alle Staatsämter zu

begleiten, so behielt man doch den Unterschied zwischen patricischen und plebejischen Staatsämtern bey, vielleicht um die letzten vor dem Einflusse der Patricier und ihrer Usurpation zu bewahren. — Das Recht, auf einem elfenbeinernen Thronsessel (sella currulis) zu sitzen, war nur wenigen Staatsbeamten eingeräumt, und es scheint ganz den ehemahligen patricischen zu gehören.

Eine neue Eintheilung derselben war die in höhere und niedere, in römische (urbani) und Provinzialbeamten.

In der Darstellung derselben leitet die erste Eintheilung am sichersten.

Fast alle Nationen setzen ein gewisses Alter, als das der Mündigkeit und Brauchbarkeit zu Staatsgeschäften fest. Wahrscheinlich ist dieß auch in Rom geschehen, uns ist es aber nicht mehr möglich, dasselbe genau zu bestimmen. Es war Gesetz, daß jeder Staatsbeamte zehn Jahre gedient haben mußte, folglich hätte jeder, der um die Quästur, den ersten Schritt in der politischen Laufbahn des Römers, anhielt, sechs und zwanzig Jahre alt sein müssen. — Allein der dreyundzwanzig jährige Consul Valerius Corvus und Scipio Africanus der ältere, der ebenfalls sehr jung zu dieser höchsten Würde gelangte, machen die Ausübung dieses Gesetzes sehr ungewiß, von welchem sehr oft Lossprechungen müssen Statt gefunden haben.

Folgende Gesetze bestimmten die Macht der Staatsbeamten.

„Von dem Urtheil eines jeden Staatsbeamten „kann an das Volk appellirt werden. — Dieß Ge„setz bekam später folgenden Zusatz.“

„Jeder, der eine Staatswürde vorschlägt, von „welcher keine Appellation an das Volk Statt finden „soll, wird für einen Feind des Vaterlandes, und „für geächtet erklärt.“

„Niemand kann zwey Staatsämter zugleich be„gleiten.“

„Niemand kann ein und dasselbe Staatsamt „früher als nach zehn Jahren begleiten.“ — Ein Gesetz, welches sehr häufige Ausnahmen erlitt.

„Nur derjenige, welcher persönlich sich um ein „Staatsamt bewirbt, kann dazu erwählt werden. — „Cäsar erhielt Dispensation von diesem Gesetze.“

„Alle Staatsbeamten stehen im Solde der Ehre, „und erhalten kein Gehalt.“

„Jeder Staatsbeamte muß innerhalb der er„sten fünf Tage nach dem Antritt desselben einen „Eid leisten, daß er die Gesetze beobachten wolle.“

„Jeder Staatsbeamte muß, ehe er seine Wür„de niederlegt, schwören, daß er die Gesetze nicht „verletzt habe.“

„Jeder Staatsbeamte kann, wenn er seine „Würde niedergelegt hat, vor das Volk gefordert „werden, um Rechenschaft abzulegen.“

---

Nicht die Gesetze allein, sondern vorzüglich die Verwaltung und Anwendung derselben ist im Stande, das Glück eines Staats zu gründen. Ein Freystaat kann durch die Mißhandlung der Volksgesetze unglücklich, eine Monarchie durch die edle Verwaltung derselben zu dem Glücke eines Freystaats erhoben werden.

Kein Wunder daher, daß nicht allein die schon angeführten Gesetze gegeben wurden, man mußte auch

## der Bewerbung um Staatsämter

Vorschriften geben, die um so wichtiger waren, da das Volk das Recht der Wahlen hatte, da jeder einzelne Bürger nicht ohne Einfluß auf dieselben war, und Bestechlichkeit und Verrätherey hier einen weiten Spielraum erhielten.

Nach römischen Gesetzen mußte ein jeder, der sich um ein Staatsamt bewerben wollte, sich zuerst bey dem Consul melden, welcher alsdann, sobald er sein Alter und sein bisheriges Betragen geprüft hatte, ihn entweder zurückwies, und als einen der Bewerbung unwürdigen bey dem Senat angab, oder ihm die Bewerbung freystellte, und mit ihr die Erlaubniß, eine weiße Toga zu tragen gab.

Diese weißgekollerte und glänzende Toga war die auszeichnende Tracht der Bewerber, und gab ihnen den Nahmen der Candidaten. Sie trugen

dieselbe gewöhnlich ohne Unterkleid, (tunica) auf dem bloßen Leibe, um durch die stumme Beredtsamkeit ihrer Wunden, die sie für das Vaterland erhalten hatten, und zu zeigen sich nicht scheuen durften, auf das Volk zu wirken. — Wahrscheinlich geschah es aber auch um nicht Geldsummen zu verbergen, mit denen man das Volk bey den Wahlen bestechen konnte.

Die Vorliebe des Volks zu erhalten war nun der erste Zweck aller ihrer Bemühungen, nach welchem sie zuweilen schon Jahre lang vorher gestrebt hatten, indem sie überall mit buhlerischer Popularität selbst dem niedrigsten Bürger sich wohlwollend nahten, und ihm die Hand drückten. Jetzt, mehr als zuvor berechtigt alles dazu anzuwenden, erschienen sie unablässig auf dem Forum, oft von einer Menge der angesehensten Bürger (ehmahls Clienten) begleitet, um durch diese Verbindung mit den ersten und geachtetsten Römern des Staats sich als beliebt, geschätzt und wichtig zu zeigen. Hier bestiegen sie dann die Rednerbühne und empfahlen sich durch freymüthige Reden, wo das Selbstlob durch keine falsche Scham eingeschränkt ward, dem Volke.

Unedle Mittel hat man zu keiner Zeit — wenn man nicht vielleicht die Periode der Aristokratie ausnehmen darf — ungenutzt gelassen. Die Bestechung war immer thätig, und die Bestechlichkeit jederzeit willig zu empfangen. — So sehr auch Gesetze dieß verbothen, indem auf das Verbrechen der unedlen

Bewerbung (crimen ambitus) eine große Strafe gesetzt war, so unterblieb es doch nie; man brachte es vielmehr später in ein vollkommnes System. — Der Tribus oder Centurie, welche ihre Stimme zuerst gab, und deren Beispiele die andern gern folgten, machte man die größten und dreistesten Versprechungen; man bediente sich gewisser Mäkler und Unterhändler (Interpretes, Sequestres) welche umhergingen und mit den Bürgern handelten, bey denen man auch wohl die Summe, welche man versprochen hatte, niederlegte. — Andere Diener der Candidaten vertheilten gradezu unter das Volk Summen, die ihnen zu diesem Zwecke anvertraut waren. — Daher verschwand in den spätern Zeiten der Verderbtheit das Verbrechen und die Klage wegen unedler Bewerbung fast ganz, auch hätte das Volk, welches bey demselben sich so gut stand, keinen deßwegen verurtheilt.

Am Tage der Wahl standen sie, von ihren Freunden umgeben, auf einer Erhöhung des Forums, die man den Gartenhügel nannte. Auch hier suchten sie noch durch ihre Gegenwart zu würken, während ihre Unterhändler unter dem Gewühl des wählenden Volkes umherschwärmten.

Der Erwählte ward alsdann vom Vorsitzer der Volksversammlung ernannt, und vom Herolde ausgerufen. Er bestieg dann das Tribunal, um in die Hände des Präsidenten einen Eid abzulegen, und verließ dasselbe von Glückwünschen begleitet.

Eine zweyte Volksversammlung bestätigte alsdann die Wahl.

Die gewöhnliche Stuffenfolge der Staatsämter war: Quästur, Aedilat, Prätur, Consulat. Jedes dieser Aemter begleitete man ein Jahr, der Censor allein behielt sein Amt achtzehn Monden.

Unter den

ordentlichen Statsbeamten

der Republik steht oben an

## der Consul.

Von den Königen erbten die ersten Consulen ihre ganze Macht und alle ihre Ehrenzeichen, nur das verhaßte Diadem und den Purpurmantel legten sie ab. Die Einschränkung ihrer Herrschaft auf ein Jahr, und die Theilung derselben unter zwey, waren es allein, was ihre Macht begrenzte und unter die königliche herabsetzte. — Einen neuen Sturz erhielt diese Würde aber durch das Gesetz der Appellation an das Volk, und einen eben so großen durch die Trennung der Gerichtsbarkeit von derselben, welche die Aristokraten der neuerfundenen Prätur zueigneten, als die Plebejer das Consulat erhielten.

Man muß sie, was ihre Geschäfte betrifft, als die Repräsentanten der Volksmajestät, als seine ersten Geschäftsträger, besonders des Senats, ansehen. Alle übrigen Staatsbeamten standen un-

ter ihnen, die Volkstribunen ausgenommen; sie versammelten Senat und Volks, und hatten überall den Vorsitz, an sie wurden die Gesandten des Auslandes gewiesen, und sie fertigten die Staatspapiere an fremde Mächte aus. Ihnen war auch der Nationalschatz (aerarium) anvertraut. — So lange die Prätur nicht errichtet war, gehörte ihnen die höchste Gerichtsbarkeit in Civilsachen, daher standen die Provinzen auch unter ihnen, deren Klagen an sie gerichtet werden mußten. — Die Insignien derselben deuten noch in der spätern Zeit ganz auf diese Gerichtsbarkeit hin. — Uiberdem bezeichneten ihre Nahmen die römischen Jahre, und diejenigen Gesetze, welche unter ihrem Vorsitz gegeben waren.

Außerhalb Roms, besonders im Felde, war ihre Gewalt noch ausgedehnter. — Wenn ihnen der Oberbefehl über die Armee (imperium) durch ein Gesetz der Curien übertragen war, so waren sie unumschränkte Gebiether derselben, und von ihnen hing die Ernennung aller Unterbefehlshaber, selbst der Anführer von den Hülfstruppen ab. — In ihrem Nahmen geschahen alle Werbungen und Requisitionen, und sie hatten über die unter ihnen dienenden Bürger selbst das Recht über Leben und Todt. — Daher steckten auch die Liktoren, welche vor ihnen hergingen, die Beile auf, sobald sie vor die Thore Roms kamen, denn in der Stadt durften sie dieselben seit dem Gesetz über die Appellation an das Volk nicht tragen.

Der auszeichnende Schmuck des Consuls bestand zuerst in den genannten zwölf Liktoren, die sie unter einander entweder theilten, oder die der, welche im Felde war, dem Consul zu Rom überließ. Sie gingen in einer Reihe vor ihm her, und machten ihm Platz, wenn er durch das Gedränge des Volks ging. Er selbst trug eine mit einem Purpurstreif eingefaßte Toga (praetexta) statt des ehemahligen königlichen Purpurmantels, in seiner Hand hielt er einen elfenbeinern Scepter, auf dessen Spitze ein Adler, das kriegerische Sinnbild Roms, schwebte. Ihm gehört der elfenbeinerne Thronsessel, von dem er seine Urtheile sprach.

Unter den Kaisern fingen sie an die Fascen mit Lorbeern zu umwinden (fasces laureati), auch erhielten sie, zum Ersatz für wichtige Rechte, die man ihnen willkürlich nahm, den unbedeutenden Putz einer gestickten Toga, welche dem ehemahligen königlichen Mantel glich, sogar zum Spott die ehemahls blutigen Beile.

Die Wahl neuer Consulen setzte man sehr früh an, weil man besorgen mußte, daß diese, als die Ernennung der wichtigsten Staatsbeamten, durch alle nur mögliche Mittel gestört werden mögte. Schon im Julius und August geschah dieselbe, obgleich der neue Consul erst im März und später im Januar sein Amt antrat. — Der Senat und die ersten im Volke statteten dem neuen Consul ihre Glückwünsche ab, und von ihnen begleitet ging er dann

auf das Capitol, um ein feyerliches Gebeth für das Wohl des Vaterlandes zu verrichten, und dem Jupiter einen weißen Stier zu opfern.

Unter den Kaisern *) verwandelte sich diese Würde in einen Schatten, man setzte sie so sehr herab, daß man sogar Titular-Consulen ernannte.

Der abgehende Consul behielt nachher ein Andenken seiner Würde und seiner Verdienste in dem Titel eines Consularen (vir consularis).

## Der Censor

gehört unstreitig zu den constitutionellen Staatsbeamten von Rom; denn obgleich er nur alle fünf Jahre erwählt wurde, und später sein Amt nur achtzehn Monden dauerte, so war es doch Gesetz, daß der Staat diesen Beamten nicht entbehren dürfe. Die Wichtigkeit seiner Pflichten liefert den besten Beweis.

Einst mit der Würde der Könige, dann mit dem Consulat vereint, wurde ein besondrer Censor erst im J. 310 auf fünf Jahre erwählt. — Seine Macht und der lange Zeitraum der Ausübung derselben schienen im Mißverhältniß zu stehn, und im J. 319 wurde der Besitz dieses Amtes auf achtzehn Monden eingeschränkt. — So spricht Cicero **) von der Wichtigkeit der Censur:

*) Obgleich Rom in dieser Zeit ganz aufhörte, Rom und Republik zu seyn, so verdienen diese Verhältnisse desselben doch einige Erwähnung.

**) Von den Gesetzen 3, 3.

„Die Censoren sollen von dem Alter, den Kin„dern, den Leibeigenen und dem Vermögen der „Bürger ein Verzeichniß halten; sie sollen für die „Tempel, Landstraßen und Wasserleitungen Sorge „tragen, und über den Schatz und die Staatsein„künfte die Aufsicht haben. — Sie sollen das Volk „in Tribus, und diese wieder nach dem Alter und „Vermögen in Classen, sie sollen Reuter und Fuß„soldaten in Centurien eintheilen. Sie dürfen nicht „dulden daß jemand unverehlicht bleibe, sie haben „die Oberaufsicht über die Sitten des Volkes, und „dürfen niemand in dem Senate dulden, der ihm „Schande macht. Ihrer sollen zwey seyn, ihr „Amt fünf Jahre dauren, und der Staat nie oh„ne Censoren seyn." — Das letztere scheint auf die „frühere Zeit der Republik sich zu beziehen.

Ein Amt wie dieses mußte durch eine weise Verwaltung zu dem wohlthätigsten werden. Denn es gibt eine Menge von Immoralitäten, die Lastern gleich, nur darum nicht sich zu Verbrechen, und für die Strafe des Gesetzes eignen, weil das Gesetz, um die Zahl seiner Befehle nicht zu sehr zu häufen, sie nicht dafür erklären durfte. Gleichwohl sind sie es vorzüglich die den Staat stürzen, die ein allgemeines Verderbniß unter allen Bürgern einführen, und leise sich einschleichend, ihre künftigen furchtbaren Folgen nicht ahnden lassen. — Daß die Censoren in Rom den, durch solche Fehler und

Schwächen bewirkten Fall aufzuhalten nicht im Stande waren, beweist nichts gegen den Werth eines solchen Amtes.

Ihr wichtigstes Geschäft war

## der Census,

oder die fünfjährige Zählung aller römischen Bürger, mit welcher zugleich eine Beurtheilung ihres Betragens als Bürger, eine Schätzung ihres Vermögens, und eine Taxation ihrer Abgaben als Bürger verbunden war.

Sie bestraften die, welche im Felde ihre Pflicht versäumt hatten, und entweder unkriegerisch oder treulos gewesen waren, den, welcher die Bearbeitung seiner Ländereyen vernachläßigte; sie zwangen den ehelosen sich zu vermählen oder einen Hagestolzen Tribut (Aes uxorium) zu bezahlen, sie untersuchten das Verhältniß zwischen dem Aufwande und dem Vermögen der Bürger, das Wohlanständige und Redliche in ihrem Betragen. Kein Verbrechen straften sie aber mehr als die Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit.

Alle Strafen indeß, welche sie auflegten, trafen nur das Ehrgefühl, und wirkten bloß durch Beschimpfungen, die jedoch nicht ehrlos machten. Sie nahmen dem Senator seine Würde, sie ließen den Ritter sein Pferd verkaufen, setzten den

Bürger in eine niedere Tribus oder Classe, erhöhten seinen Tribut oft bis zum doppelten. — Von allen diesen Beschimpfungen aber mußten sie die Ursach angeben, die gleichwohl ohne Beweis angenommen ward. — Sie selbst standen wechselseitig einer unter der Censur des andern.

Es ist kein unbeutender Umfang den die Macht der Censoren durch den großen Einfluß der Census auf alle Angelegenheiten der Bürger hatte. Vorzüglich auch in der Rücksicht, daß sie dadurch das Recht erhielten, nicht allein die Einkünfte des ganzen Staates, sondern auch den Beytrag der einzelnen Bürger, nach Willkür zu bestimmen. Auf diese Art gaben sie alle Luxusgesetze, und was nach ihrer Entscheidung zu dem Luxus gehörte, war einer willkürlichen Tributsbestimmung überlassen.

Außerdem war es aber ihre Pflicht für die Verpachtung der Staatseinkünfte zu sorgen. Dieß geschah öffentlich auf dem Forum vor allem Volke, wo sie die Pacht dem Meistbiethenden zuschlugen. Die Listen über die Nationaldomänen waren gleichfalls ihrer Verwahrung anvertraut.

Alles was überdem die der Nation gehörenden öffentlichen Anstalten, Tempel, Straßen, Gebäude, Wasserleitungen betraf, war ihrer Aufsicht anvertraut. Der Senat dekretirte den Bau derselben, und setzte eine Summe dazu aus, die Censoren

verpachteten den Bau, und sorgten für die Ausführung desselben. Daher führen auch die Prachtgebäude oft den Nahmen der Censoren, z. B. Basilika, Porcia, Sempronia.

Weitgreifende Macht reitzt zum Mißbrauch, dieß erfuhr Rom auch an seinen Censoren; daher wurde durch Gesetze ihr Einfluß späterhin eingeschränkt, unter andern dadurch, daß ein Censor die Beschlüsse des andern vernichten konnte. Später noch unterwarf Clodius, der ihre Macht zu fürchten hatte, sie allen gerichtlichen Formalitäten, wodurch ihre Strafe sehr erschwert und ihre Macht fast ganz vernichtet ward.

Da Rom gesetzmäßig immer drey und ein halbes Jahr ohne Censoren war, so frägt sich, wie die ausgebreiteten Geschäfte derselben unter dieser Zeit verwaltet wurden. Es ist wohl außer Zweifel, daß während dieser Zeit ein großer Theil derselben an die Consulen, denen sie schon ehemahls gehört hatten, theils auch an die Prätoren und Aedilen fallen mußte.

Zu der Würde eines Censors konnte der Römer nur einmahl gelangen, nach dem Gesetz des C. Marcius Rutilus, der, als er selbst zum zweytenmahle dazu erhoben war, das Volk vor ähnlichen Schritten warnte.

Wenn ein Censor starb, so ward ihm kein Nachfolger erwählt, auch sein Amtsgenosse legte

seine

seine Stelle nieder, und es wurden neue ernannt. Der Aberglaube hatte Antheil an diesem Gesetze.

Die Censoren traten ihr Amt gleich nach der Wahl an. Sie leisteten einen Eid, nur auf Wahrheit und Gerechtigkeit zu sehen.

Wenn die Zeit ihres Amtes bald verlaufen war, so looseten sie, wer das Lustrum (den fünfjährigen Zeitraum) schließen sollte. Diese Feyerlichkeit geschah nach vollendetem Census auf dem Marsfelde. Ein feyerliches Gebeth, mit einem Dank für die Erhaltung der Republik verbunden, fing dieselbe an, und eine Weihung des römischen Volkes durch die Einkreisung von Opferthieren beschloß dieselbe. Suovetaurilia. S. den ersten Band der Athusa.

Es scheint mir hier der nicht unpassende Ort zu seyn, eine Liste von den verschiedenen Zahlungen des römischen Volkes zu liefern, so weit uns dieselben in den Geschichtschreibern und ihren Fragmenten aufbewahret sind. Man kann daraus am sichersten den Wachsthum, nicht allein der Volksmenge in Rom, sondern auch der Bürgerzahl des römischen Reiches beurtheilen.

Die vier ersten Lustren, welche unter Servius Tullius (dem diese Einrichtung ihren Ursprung verdankt) fielen, sind uns ganz unbekannt. Die Tabelle fängt mit dem fünften an.

| Lustrum. | Jahr der Stadt. | Zahl der Bürger | Staatsbeamten. |
|---|---|---|---|
| V. | 245 | 130000 | Consulen. |
| VI. | 252 | 150700 | Dictat Lartius. |
| VII. | 260 | 110000 | Consulen. |
| VIII. | 279 | 103000 | Consulen. |
| IX. | 288 | 124215 | Consulen. |
| X. | 294 | 132000 | Consulen. |
| XI. | 310 | unbekannt | Censoren. |
| XII. | 318 | unbekannt | Censoren. |
| XIII. | — | — | Censoren. |
| XIV. | 335 | — | Censoren. |
| XV. | — | — | Censoren. |
| XVI. | 350 | — | Censoren. |
| XVII. | — | — | Censoren. |
| XVIII. | 361 | 152573 | Censoren. |
| XIX. | 374 | — | Censoren. |
| XX. | 390 | — | Censoren. |
| XXI. | 402 | — | Censoren. |
| XXII. | — | 160000 | — |
| XXIII. | 421 | — | Censoren. |
| XXIV. | — | — | — |
| XXV. | 435 | — | Censoren. |
| XXVI. | 441 | — | Censoren. |
| XXVII. | 446 | — | Censoren. |
| XXVIII. | 449 | — | Censoren. |
| XXIX. | 454 | — | Censoren. |
| XXX. | 460 | 262322 | Censoren. |
| XXXI. | 464 | 273000 | Censoren. |
| XXXII. | — | 278222 | Censoren. |
| XXXIII. | 478 | 271224 | Censoren. |
| XXXIV. | — | — | — |
| XXXV. | 489 | 292224 | Censoren. |
| XXXVI. | 495 | — | Censoren. |
| XXXVII. | 501 | 297797 | Censoren. |
| XXXVIII. | 506 | 251222 | Censoren. |
| XXXIX. | 512 | 260000 | Censoren. |

| Lustrum. | Jahr der Stadt. | Zahl der Bürger. | Staatsbeamten. |
|---|---|---|---|
| XL. | 519 | — | Censoren. |
| XLI. | 523 | — | Censoren. |
| XLII. | 528 | — | Censoren. |
| XLIII. | 533 | 270213 | Censoren. |
| XLIV. | 545 | 137108 | Censoren. |
| XLV. | 549 | 214000 | Censoren. |
| XLVI. | 554 | — | Censoren. |
| XLVII. | 559 | 143704 | Censoren. |
| XLVIII. | 564 | 258328 | Censoren. |
| XLIX. | 569 | — | Censoren. |
| L. | 574 | 273244 | Censoren. |
| LI. | 579 | 267015 | Censoren. |
| LII. | 584 | 312805 | Censoren. |
| LIII. | 589 | 327022 | Censoren. |
| LIV. | 594 | 328314 | Censoren. |
| LV. | 599 | 324000 | Censoren. |
| LVI. | 606 | 322200 | Censoren. |
| LVII. | 611 | 328342 | Censoren. |
| LVIII. | 617 | 323000 | Censoren. |
| LIX. | 622 | 313823 | Censoren. |
| LX. | 629 | 390736 | Censoren. |
| LXI. | — | — | Censoren. |
| LXII. | 639 | 394336 | Censoren. |
| LXIII. | — | — | — |
| LXIV. | — | — | — |
| LXV. | 656 | — | — |
| LXVI. | 661 | — | Censoren. |
| LXVII. | 664 | 463000 | Censoren. |
| LXVIII. | 683 | 450000 | Censoren. |
| LXIX. | 692 | — | — |
| LXX. | — | — | — |
| LXXI. | 703 | 320000 | letzte Censoren. |
| *) LXXI. | 725 | 4064000 | Consuln. |

Q 2

*) Die letzten Censoren schloßen das Lustrum nicht; es blieb sehr lange offen, und ward also von neuem gezählt.

| Lustrum. | Jahr der Stadt. | Zahl der Bürger. | Staatsbeamten. |
|---|---|---|---|
| LXXII. | 545 | 4163000 | — |
| LXXIII. | 766 | — | — |
| LXXIV. | 800 | 6944000 | Censoren. |
| LXXVI. | 826 | — | — |

So manche Lücken sich in dieser Tafel finden, die ich aus Beauforts Angaben gezogen habe, so bleibt sie doch, wenn man die Begebenheiten des Staats dagegen hält, in jeder Rücksicht belehrend.

Was die Ehrenzeichen der Censoren betrifft, so waren sie, die Liktoren abgerechnet, (denn diese kamen nur denen Staatsbeamten zu, die eine Jurisdiktion hatten), denen der Consuln gleich; auch sie hatten Toga prätexta und den elfenbeinernen Thronsessel. — Sie gehörten zu den geschicktesten Männern Roms, weil sie die unbescholtensten seyn mußten. — August maßte sich auch dieses wichtige Staatsamt an, indem er sich zum beständigen Aufseher der Sitten (praefectus morum) machte. Bloß um den Census zu halten, wählte man Censoren, denen diese Würde nicht mehr als ein Titel war.

## Prätor

war in den ersten Zeiten Roms der allgemeine Titel aller Staatsbeamten. Als die Plebejer aber das Recht auf die Consulwürde erlangten, da ent-

stand durch Camillus eine neue unter diesem Nahmen. Die Aristokraten wollten sich nicht unter der Jurisdiktion der Plebejer sehen, und trennten daher diesen Theil der Geschäfte von dem Consulat.

Nur für die Gerichtspflege bestimmt, war anfangs ein Prätor in Rom; als aber die Volkszahl wuchs, erwählte man einen zweyten, und eignete jenem die Entscheidungen über Processe unter den Bürgern (praetor urbanus), diesem unter Fremden (praetor peregrinus) zu. Die ersten Provinzen, Sicilien und Sardinien, nebst Spanien, wurden die Veranlassungen zu vier neuen Präturen, indem die Statthalter in denselben diesen Titel erhielten. Als aber die permanenten Gerichtshöfe für Staatsverbrechen (quaestiones perpetuae) constituirt wurden, sandte man die Prätoren nicht mehr in die Provinzen, und die Zahl derselben wuchs nach und nach bis zu zehn.

Gleichwohl blieb der wichtigste unter diesen immer der Bürger-Prätor, der auch bey Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle vertrat, und alle Geschäfte übernahm. — Sein Amt legte ihm folgende Pflichten auf:

Er verwaltete, als höchstes Oberhaupt, die Rechtspflege, und schlichtete alle Processe zwischen Privatpersonen. Dieß geschah entweder feyerlich im Kreise von Richtern auf der Sella currulis sitzend, die auf einem erhabenen Gerüste (tribunal) stand; oder ohne Formalitäten auf der Stelle,

durch ein Rescript. Seine rechtliche Gewalt drückt die Sprache der römischen Justiz durch folgende Worte aus: Dò, dico, addico. Jenes bezeichnet das Recht Richter zu ernennen, das zweyte die Befugniß einen Urtheilsspruch zu fällen, das letzte, die Macht den Verurtheilten der Strafe zu überliefern.

Da man die Unzulänglichkeit der Zwölf-Tafel-Gesetze bald bemerkte, und sich gleichwohl vor herrschsüchtigen Decemvirn fürchtete, so erhielt der Bürger-Prätor das Recht, als Supplemente jener Gesetze gewisse Rechtsgrundsätze, welche der allgemeinen Billigkeit gemäß waren, für die Dauer seines Amts bekannt zu machen, und nach ihnen die Processe zu entscheiden (Edictum). Sie waren Entscheidungsnorm für alle seine Amtsgenossen, und ein späteres Gesetz verpflichtete sie, sich genau nach denselben zu richten.

Außer dem schon erwähnten Vicariat für die Consulen, hatte der Prätor die Aufsicht über feyerliche Spiele, welche, dem Apoll und der Diana zu Ehren, mit Wettrennen und Kämpfen begangen wurden. Mit einer gestickten Toga bekleidet, fuhr er dann, die Feyerlichkeit eröffnend, um den Circus her. — Wahrscheinlich dirigirte er auch die öffentlichen Feste, zu denen der Staat in irgend einer Verlegenheit durch ein allgemeines Gelübde sich anheischig gemacht hatte.

So wie der Prätor die Stelle der Consulen vertrat, so ersetzte er auch den Platz der Censo-

ren; auch vertraute der Staat seiner Führung Flotten und Heere an, doch mußte er hiezu vom Senat und den Volksversammlungen nach Curien besonders bevollmächtigt seyn.

Die permanenten Gerichtshöfe über Staatsverbrechen hatten ihre eigenen Prätoren. Anfangs waren vier derselben constituirt: über Provinzendruck und Erpressungen (de repetundis), über Veruntreuung der Nationalgelder (peculatus), über gesetzwidrige Bewerbung um Staatsämter (ambitus), und über das Verbrechen der beleidigten Volksmajestät (majestatis). Sylla vermehrte sie mit zwey neuen Cammern: über Meuchelmörder und Banditen (de ficariis, de vi publica und über Giftmischer (de vi privata, de falsis et veneficis). Man erkennt den furchtsamen Tyrannen in diesen Einrichtungen. — — Obgleich aber das Volk nur um bey der, mit dem Sittenverderbniß wachsenden Zahl der Verbrechen, die Processe zu beschleunigen und abzukürzen, diese Gerichtshöfe festgesetzt, und jedem Prätor Beysitzer (quaestores) zugeordnet hatte, so gab es damit doch nicht seine höchste Gerichtsbarkeit in allen diesen Fällen aus der Hand. Es behielt sich das Recht vor, diese Angelegenheiten, wenn die Person, oder der Vorfall selbst es verdiente, durch seine Versammlungen zu entscheiden. So war es, als Clodius vom Milo ermordet war. — Die Prä-

toren bestimmten unter einander durch das Loos diese Gerichtshöfe, aber der Bürger-Prätor hatte immer die höchste Aufsicht über sie.

Ein wichtiges Geschäft des Prätors war, die jungen Bürger anzuerkennen, und ihnen die Toga der Männer anzulegen. Er gab ihnen zugleich das Recht, durch öffentliche Thätigkeit in den Gerichtshöfen oder für den Staat sich zu bilden. — Vor seinem Tribunal geschah auch die feyerliche Loslassung der Sklaven (per vindictam).

Seine Ehrenzeichen waren: sechs Liktoren (in den Provinzen mit aufgestecktem Beil, eine verbrämte Toga, der elfenbeinerne Sessel, und das Gerüst auf welchem er stand. — Als die Kaiser dem Praefectus urbi die Macht der Prätoren anvertrauten, gaben sie ihm als Ehrenzeichen das Schwert.

Als das Volk vom heiligen Berge in die Stadt zurückgekehrt war, und seine Tribunen erhalten hatte, ließen diese sich unter dem Titel der

## Aedilen des Volks

einige Gehülfen geben, um sie in der Vollziehung ihrer Befehle zu unterstützen. Bald nachher aber, als man Volksfeste, wegen der Versöhnung der beyden Parteyen geben wollte, die unter Camill zu Stande kam, und die plebejischen Aedilen die Kosten derselben scheuten, da stellten die Patricier ein Paar junge Männer aus ihrer Mitte auf, wel-

che die Kosten zu diesen Volksspielen herzugeben bereit waren, wenn man ihnen die Würde der Aedilen übertragen, ihnen die curulischen Ehrenzeichen geben, und diese Würde nur den Patriciern eignen wollte. So entstanden

## die curulischen Aedilen,

zu welchen man aber schon im folgenden Jahre auch Plebejer erwählte.

Wie die Geschäfte beyder Aedilen sich einander begegnet sind, oder wo sie sich trennten, ist schwer auszumachen. Cicero schildert sie ohne Rücksicht auf den Unterschied ihrer Würde und ihres Standes mit folgenden Worten: „Es sollen Aedi„len seyn, denen die Policey der Stadt anvertraut „ist, welche für Lebensmittel und feyerliche Spiele „sorgen sollen, und dieses Amt soll die erste Stuffe seyn, „von welcher sie zu den höchsten Würden der Re„publik steigen können." — Das letztere galt vornehmlich von den curulischen Aedilen, welche bey den feyerlichen Spielen, welche sie auf ihre Kosten gaben, sich die ungeheuersten Verschwendungen zu gute hielten, um die Gunst des Volkes und durch sie Provinzen zu erhalten, aus welchen sie mehr noch als die verschwendeten Summen erpressen konnten.

In Rücksicht der Polizey hatten sie die Aufsicht über Tempel und öffentliche Gebäude, Stra-

ßen, Wasserleitungen, Bäder, Portikos und Basiliken; sie verhütheten Unruhen und Ausschweifungen in den öffentlichen Häusern, und die Freudenmädchen mußten durch sie ihren Nahmen in die Liste der Buhlerinnen eintragen lassen. Alle Vergehen gegen diese ihrer Aufsicht anvertrauten Gesetze bestraften sie mit einer Geldbuße. — Seit August standen die Feueranstalten unter ihrer Direktion.

Mit den öffentlichen Plätzen gehörte alles, was daselbst verkauft oder feil gebothen wurde, unter ihre Oberaufsicht, so wohl die Waaren als auch Maas und Gewicht. Sie mußten auch dem öffentlichen Wucher steuern, und auf die Beobachtung der Zinsengesetze halten. — Bey entstehendem Kornmangel erhielten sie vom Senat den Auftrag, Getreide aufzukaufen und unter die Bürger zu vertheilen; als aber diese Kornvertheilungen zu einer feststehenden Sitte wurden, ernannte Cäsar besondere Aufseher derselben, unter dem Nahmen der cerealischen Aedilen.

Als Unternehmer der öffentlichen Volksfeste standen die der Ceres und des Bacchus, der Cybele, Jupiters und Minervas unter ihren Befehlen. Sie besorgten alle dazu erforderlichen Anstalten, kauften Fechter, wilde Thiere, und forderten die Wettrenner auf. Sie prüften die Schauspieler, ließen sie einstudiren und belohnten nachher Dichter und Schauspieler. — In den uns noch übrigen Anschlagszetteln (Didascalien, wenn ich dieß Wort so

erklären darf) werden sie daher immer nahmentlich aufgeführt. Ich führe hier eine derselben an:

Der Verschnittene.
Ein Lustspiel
des Publius Terentius
aus Carthago.
Aufgeführt an dem
Feste der Cybele
als

L. Posth. Albinus und L. Corn. Merula } curulische Aedilen waren.

Es spielten:
L. Ambivius Turpio
und
L. Attilius Pränestinus.
Die Musik setzte
Flaccus, der Sohn des Claudius,
für zwey rechte Flöten.
(Tibiis duabus dextris).
Aus dem Griechischen des Menander.

Für dieses Schauspiel erhielt Terenz 8000 Sestertien (315 Rthlr.).

Nur die curulischen Aedilen hatten die auszeichnenden Ehrenzeichen des elfenbeinernen Thronsessels, und der verbrämten Toga. Die übrigen waren durch nichts kenntlich. Uibrigens fehlten ihnen Liktoren, denn sie hatten keine Jurisdiktion,

auch hatten sie weder das Recht jemanden verhaften, noch verurtheilen zu lassen. Oeffentliche Staatssklaven folgten ihnen als Diener. — Unter den Kaisern erhielten sie eine Jurisdiktion und vielleicht auch Liktoren. Gegen Constantins Zeit verschwinden sie ganz.

## Die Tribunen des Volks

sind von dem ersten Augenblicke ihrer Erscheinung die Haupttriebfeder der ganzen römischen Geschichte. Ihr Kampf für die Rechte des unterdrückten Volks gegen die Uibermacht der Aristokraten, so wie später selbst der Mißbrauch ihrer constituirten Vorrechte, beleben den Gang der Begebenheiten.

Durch seine Entweichung auf den heiligen Berg, hatte das Volk im J. R. 260 diese seine Fürsprecher errungen. Ihre Zahl, anfangs auf zwey eingeschränkt, wuchs später bis auf zehn, und der Senat bewilligte dieß sehr gern, sobald er einsah, daß durch die größere Zahl der Theilnehmer die Gewalt selbst entkräftet würde, um so mehr, wenn ein Zusammenwirken aller erfordert ward. — Von den Volksversammlungen nach Curien wurde ihre Wahl später auf die nach Tribus verleat; und wenn gleich alle übrigen Staatsbeamten in Rom für eine Zeitlang aufgehoben sein durften, so erklärte dennoch ein Gesetz, daß der Staat nie ohne Tribunen des Volks seyn dürfe. Daher existiren sie selbst

wenn ein Diktator erwählt ist, und wenn den Consuln oder andern Staatsdienern durch den feyerlichen Befehl, auf die Rettung des Vaterlandes bedacht zu seyn, eine kurze Souveränität anvertraut wird.

Folgende Vorrechte bildeten ihre Macht:

Die heilige Unverletzlichkeit ihrer Personen; denn das Gesetz sprach Fluch und Acht über denjenigen aus, der an ihnen sich vergreifen würde. — Ein späteres Gesetz sagte sogar: „Niemand soll die Tribunen des Volks in den von „ihnen berufenen Versammlungen des Volks unter„brechen, oder ihnen widersprechen. Handelt jemand „gegen dieß Gesetz, so soll er auf der Stelle Bürg„schaft leisten, daß er die Geldbuße, zu der er „verurtheilt werden wird, zahlen werde; weigert „er sich dessen, so soll er sterben, und seine Güter „dem Staate anheim fallen." — So waren sie gegen Eingriffe in ihre Macht geschützt, die sie sich gegen jeden andern Staatsbeamten erlauben durften.

Das Recht und die Pflicht, Beschützer des Volks zu seyn, es sowohl im Allgemeinen vor Druck zu bewahren, als auch den Einzelnen vor Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen zu sichern, mußte ihre Macht um so höher heben, je mehr das Volk selbst dabey interessirt war, seine Schutzgötter allmächtig zu machen. — Um den Bürger diesen Schutz gewähren zu können, hatte

man ihre Wohnungen, wie ihre Personen, für unverletzlich erklärt; sie bildeten die Freystätte für jeden schutzsuchenden Bürger, und ihre Thüren mußten daher Tag und Nacht geöffnet seyn. Sie konnten aus eben diesem Recht Gefangene ihrer Ketten befreyen, den, welcher verhaftet werden sollte, sogleich freysprechen, und Urtheilssprüche anderer Staatsbeamten vernichten. — Dieser Schutz, den die beleidigte Classe bey ihnen fand, war ein so wichtiger Theil ihrer Pflicht, daß es ihnen untersagt war, Rom zu verlassen, außer an den Tagen der latinischen Nationalspiele (feriae latinae). — Die Tribunen bedienten sich, als sie ihre Macht auszudehnen anfingen, dieses Rechts zum Vorwande, um selbst den höchsten Staatsdienern, kraft der Volksmajestät, welche sie repräsentirten, den Verhaft anzukündigen, so wie sie die Unverletzlichkeit ihrer Person, selbst auf ihre Bothen und Diener (viatores) ausdehnten.

Ihr Veto vollendet die Macht, welche die beyden genannten Vorrechte ihnen geben. Kraft dieses wichtigen Worts wirkten sie auch in das Große der Staatsmaschine, in den Gang der Gesetzgebung, und in die Schicksale des Vaterlandes. Sobald sie es ausgesprochen hatten, waren alle vorhergehenden Berathschlagungen vernichtet, selbst sobald nur ein einzelner dieses Wort hören ließ. — Jeder Senatsschluß mußte überdem von ihnen unterzeichnet werden.

Außerdem konnten sie sowohl Senat als Volk zusammen berufen, und über jeden Gegenstand, der, nach ihrer Meinung, der allgemeinen Uiberlegung würdig war, Verträge halten. Bey denselben schützte sie vorzüglich das Recht, von Niemand unterbrochen werden zu dürfen.

In der Macht der Tribunen selbst fand endlich die aristokratische Partey in Rom das Geheimniß, ihnen entgegen zu wirken. Da alle mit gleicher Gewalt begleitet waren, so hatte ein jeder das Recht, die Vorschläge seines Amtsgenossen durch sein Veto zu vernichten. — Der Charakter der Staatsbeamten entkräftete die Würden; denn zu welcher Höhe würde sich die Nation erhoben haben, wenn eine Vollmacht, wie diese, immer in den Händen von Männern gewesen wäre, die, über allen Eigennutz erhaben, von allem Parteygeiste frey, nur das Glück derer gewollt hätten, die sie zu ihren Beschützern constituirten.

Es ist ohne Zweifel, daß eine besondere Tracht auch sie dem Volke kenntlich machte, worin sie und die übrigen Ehrenzeichen derselben aber bestanden, ist uns nicht aufbehalten.

Eine Würde, welche so ganz dazu ausgerüstet war, um alle Monarchie zu unterdrücken, konnte der Stifter derselben neben seinem Throne nicht dulden. August, der überhaupt die Monarchie auf die natürlichste Art, nähmlich durch Vereinigung aller republikanischen Staatsämter in seiner Per-

son, constituirte, vergaß nicht, auch dieses Tribunat sich zuzueignen.

## Die Quästur

bildete die niedrigste unter den bisher genannten Staatswürden, und sie war die erste Stufe, welche der junge Römer bey seiner politischen Laufbahn betrat.

Den Titel, Quästoren, führten mehrere Staatsbeamte; hier kann nur von denen die Rede seyn, welchen der Nationalschatz anvertraut war, und die daher sowohl Quaestores urbani, als aerarii hießen.

Außer dem Nationalschatz, der, im Saturnustempel verwahrt, ihrer Aufsicht anvertraut war, und über welchen sie Rechnung führten, war ihnen auch noch das Finanzwesen der Provinzen, welches mit dem Schatze in Verbindung stand, und die Besoldung der Armee übertragen, weßhalb sich häufig Quästoren bey den römischen Heeren finden. Ihnen ward auch die Beute abgeliefert.

In dieser Hinsicht sind sie zunächst Diener des Senats, und Geschäftsträger desselben. Eben dieser trug ihnen auch auf, die Gesandten fremder Staaten zu empfangen, zu begrüßen, und auf Kosten des Staats zu bewirthen.

Das ganze Archiv des Staats, es mogten nun Senatsschlüsse oder Volksgesetze, Akten über Bündnisse oder Friedensschlüsse seyn, war ihrer Aufsicht

zu=

zugleich mit der Schatzkammer anvertraut. Auch verwahrten sie die Adler der römischen Heere.

Man erkennt in diesen Geschäften einen Platz, an welchem sich der junge Römer für diejenigen Aemter, welche mit größerer Macht und Einflusse ausgestattet waren, sehr glücklich vorbereiten konnte.

Ihre Ehrenzeichen sind unbekannt. Sie hatten keine Liktoren, und vielleicht nicht einmahl eine verbrämte Toga.

Unter den Kaisern verwandelten sich die Quästoren in Sekretäre derselben, und bekamen den Titel: Quaestores sacri pallatii.

---

Man sieht, daß diese Staatsbeamten weder für eine so große und volkreiche Stadt, als Rom, noch für eine halbe Welt und deren Beherrschung hinreichend waren. Daher gab es theils in Rom selbst noch eine Menge von niederen Bedienungen, welche nicht den Nahmen der Staatsbeamten (magistratus) führen, theils hatte man eine besondere Classe der Provinzial-Staatsdiener. Von diesen zuletzt.

Um jene nicht ganz zu übergehen, führe ich bloß ihre Nahmen an, und dieß kann um so mehr genügen, da der Nahme gewöhnlich ihr Geschäft und Wirkungskreis bezeichnet. Es gehören dahin

Criminalrichter (Triumviri capitales), gewiß nur für Fremde, Freygelassene, und Sklaven; Aufseher des Münzwesens (Triumviri monetales); Aufseher über die Chaußeen (Quatuorviri viales); Aufseher über öffentliche Gebäude (Curatores operum publicorum), über die Straßen (C. viarum), über die Wasserleitungen (C. aquarum), und über die Kornvertheilungen (C. annonae). Auch war für die Sicherheit bey Nacht durch die Triumviri nocturni gesorgt.

---

IV.

## Außerordentliche Staatsbeamte

sind alle die, welche, wenn gleich nicht permanent zu jeder Zeit in Rom gegenwärtig und thätig, doch zuweilen, wenn auch selten und nur bey außerordentlichen Gelegenheiten erwählt wurden, und in sofern immer constitutionsmäßig waren. Unrichtig zählt man zu ihnen die Würden der gesetzgebenden Decemvirn, die vom Volke mit Haß und Abscheu entfernt wurden, der Tribunen mit consularischer Gewalt, die nur einmahl in der Geschichte auftraten, wo die Aristokraten sich sträubten, den Plebejern das Consulat einzuräumen,

und der Triumvirn zur Rettung des Staats (Triumviri reipublicae constituendae causa), welche in die Zeit einer Tyranney fallen, wo das Volk nicht mehr frey handelte, wo sie dieselbe statt des Staats constituirten. — Was sie betrifft, gehört einzig und allein in die Geschichte, nicht in die Darstellung der Verfassung Roms.

Unter den außerordentlichen Staatsbeamten steht oben an

## der Diktator.

Aus den Zeiten der königlichen Regierung wußte der Römer, wie wohlthätig für den Staat es war, wenn die Macht des Ganzen sich in den Entschlüssen eines Einzigen vereinigte. Die Erfahrung hatte dieß damahls eben so sehr bewiesen, als die spätere, daß bey aller Wohlthätigkeit der republikanischen Verfassung der Gang der Angelegenheiten durch Umständlichkeit aufgehalten würde. — Diese Würde vereinte daher alle Rechte eines Königs; so lange sie dauerte, war die republikanische Verfassung aufgehoben, und die Monarchie constituirt. Daher wählte man den Diktator selten, und nur auf kurze Zeit, gewöhnlich auf sechs Monathe, die man nur in den verzweifeltesten Lagen des Staats mit eben so vielen vermehrte.

Auf Befehl des Senats erwählte der Consul den Diktator nach feyerlichen Auspicien um Mitternacht, gewöhnlich aus den Consularen.

Seine Macht war unumschränkt, er empfing weder vom Volk, noch vom Senat Befehle, hatte das Recht über Leben und Tod der Bürger, und von seinem Urtheil fand keine Appellation an das Volk Statt. — Alle übrigen Staatsbeamten cessirten so lange er die Herrschaft hatte, selbst der Senat und die Volksversammlungen waren vernichtet, und die Tribunen ihrer hohen Vorrechte beraubt. Vier und zwanzig Liktoren, in deren Fascen die Beile drohten, verkündigten diesen mächtigen Staatsbeamten.

Die kurze Dauer dieser Würde sicherte indeß einigermaßen vor Tyranney und vor dem Sturze der Freyheit, obgleich ein Sylla und Cäsar auch dieses Hinderniß überwanden. Eben so glaubte der Römer sich dadurch geschützt, daß er den Nationalschatz diesem Beamten nicht ohne besondere Verwilligung des Volks anvertraute, daß er ihm nur durch ein besonderes Dekret ein Commando übertrug, und daß er nie Italien verlassen durfte, weil man besorgen mußte, daß er aus entferunten Provinzen mit einem furchtbaren Heere zurückkehren könnte. Vielleicht aber glaubte man vielmehr, nur der Rettung der Hauptstadt es schuldig zu seyn, die Republik in die Hand eines einzigen zu geben, und wartete daher mit dem letzten Rettungsmittel, bis

die Gefahr in das Herz des Staats gedrungen war. — Aber auch hier konnte sie gefährlich werden. Indeß hatten dieß Sylla und Cäsar kaum bewiesen, als ein Senatsschluß sie für immer aufhob.

Die Veranlassungen zur Wahl eines Diktators waren vorzüglich folgende:

Ein Krieg, der dem Staate gefährlich schien.

Unruhen in Rom selbst, die einer schleunigen Unterdrückung bedurften.

Die Haltung der Comitien zur Wahl der Consuln, wenn die zeitigen Consuln abwesend waren.

Die Ergänzung des Senats.

Die Feyer der latinischen Nationalfeste.

Die Wahl eines Censors, wenn einer derselben gestorben war.

Die Versöhnung der Götter durch das Einschlagen eines Nagels in die Wand des Minerven-Tempels.

Man sieht überall, daß man den Diktator da hinstellte, wo man den König vermißte, sey es nun in Gefahren, oder da, wo der Aberglaube eine besonders geweihte Person zu sehen verlangte.

Der beständige Amtsgehülfe des Diktators (denn die römische Geschichte zählt nur sehr wenig Fälle auf, wo er fehlte) war

der Chef der Reuterey. (Magister equitum).

Dieser empfing von ihm alle Befehle zur Vollziehung, und ersetzte auch, sowohl bey dem Heere, als selbst in der Stadt, die Stelle des abwesenden Diktators. Seinem Befehle waren vorzüglich die leichten Truppen anvertraut, daher sein Titel, der nicht ohne Beziehung auf den Titel des Diktators (Magister populi) ist. — Seine Ehrenzeichen waren sechs Liktoren, der elfenbeinerne Thronsessel, und die verbrämte Toga.

## Der Interrex

fand schon in den Zeiten der königlichen Regierung Statt. Denn da Rom ein Wahlreich war, so mußte zwischen dem Tode des Regenten und der Ernennung seines Nachfolgers immer ein Zeitraum verfließen. — Während desselben waren nun noch dazu die Comitien zur Wahl des Königs zu halten, welche eines Präses bedurften.

Um diesen nicht vermissen zu lassen, wählte man einen Zwischenregenten (Interrex), der seine Würde aber nicht länger als fünf Tage begleitete, vor Ablauf derselben aber seinen Nachfolger ernannte, bis in den von einem derselben dirigirten Comitien ein König erwählt war. Der erste durfte und konnte wegen der drey Markttage vorher nothwen-

digen Ankündigung der Comitien dieselben nicht halten, aber jeder seiner Nachfolger.

Die Insignien dieses Staatsbeamten waren die des Consuls.

Die Plebejer haben es nie der Mühe werth gehalten, eine Würde, wie diese, mit den Patriciern zu theilen. — Während der Republik wurde der Interrex zur Direktion der Comiten, auf welchen die neuen Consuln erwählt werden sollten, ernannt; auch in andern Fällen, wenn es an dirigirenden Staatsbeamten fehlte.

## Der Stadthauptmann (Praefectus urbis)

war ein Beamter, dem die Könige, wenn sie in das Feld gingen, die Stadt anvertrauten; er verschwand, als Rom Prätoren erhielt, welche die Stelle seiner Consuln immer ersetzen konnten. Doch ernannte man einen während der Feyer der latinischen Nationalfeste, bey welchen alle Staatsbeamte Roms gegenwärtig seyn mußten. Daher führte sein Titel den Zusatz: latinarum causa.

Zu den geringern Würden dieser Art gehören manche, die insgesammt, nur für einen besonderen Anlaß geschaffen, auch von demselben ihren Nahmen erhielten. Sie hießen fast alle Triumviren, Decemvirn, oder Duumvirn und Quatuorvirn, von ihrer gemeinschaftlichen Zahl, mit Beyfügung ihres Geschäfts, entweder die Befestigung Roms

wieder herzustellen (aedibus muris et turribus reficiendis), oder die Marine zu untersuchen (navales), oder Tempel zu weihen (aedibus dedicandis), oder Pflanzbürger in ihre Colonie zu führen (coloniis deducendis).

---

Alle Staatsbeamte hatten nun aber eine Menge von Unterbedienten, die theils in den Büraux derselben arbeiteten, theils Gehülfen ihrer Jurisdiktionen waren, oder auch als Bothen oder Begleiter derselben beschäftigt waren. Die Liktoren, Herolde, Bothen (viatores) und eine große Anzahl von Staatssklaven gehörten dazu.

---

## V.

## Provinzial-Staatsbeamte.

Die erste Provinz der Römer war Italien, welches, in vier Departements eingetheilt, von vier Quästoren verwaltet wurde. So wie aber mit ihren Eroberungen ihr Gebieth wuchs, so zerlegten sie dieselben in mehrere Provinzen, und die Ver-

waltung derselben erhielt von nun an mehr Zweckmäßigkeit und Festigkeit.

Unter der Aufsicht dessen, der das Land den Römern unterworfen hatte, gingen mehrere Legaten, durch ein Senatusconsult bevollmächtigt, dahin, um die Verfassung einzurichten, und eine gewisse Constitution für sie festzusetzen. Diese bekamen den Titel: Lex, mit Hinzufügung des Nahmens des Eroberers, und war die Norm, nach welcher der Staatsbeamte, welcher sie verwaltete, sowohl in Rücksicht der Polizey als Jurisdiktionen, selbst des Ertrages, den die Finanzen aus dem Tribute zogen, verfahren mußte. — Doch war diese Lex nicht für alle Städte der Provinz gleich verpflichtend, einige derselben genoßen Vorrechte.

Für die Verwaltung der Provinzen bestimmte man gewöhnlich die Staatsbeamten, die ihre Würden in Rom niederlegten. Ehe dieß daher geschah, sehr oft vor der Wahl derselben, bestimmte der Senat zwey consularische und sechs prätorische Provinzen, um welche die abgehenden Consulen und Prätoren looßten. — Sie gingen daher mit einer vom Senat bestimmten Begleitung, und zu ihrem neuen Amte ganz ausgestattet, dahin ab, um sie unter dem Titel eines Proconsuls oder Proprätors zu verwalten. Ehe sie aber in die Provinz abgingen, suchten sie noch durch die Versammlung der Curien das Commando (imperium) zu erhalten. — Nach einem feyerlichen Opfer auf dem

Kapitol, legte der kommandirende Statthalter dann das Paludamentum an, und verließ mit seinem Begleiter, und mit Liktoren, welche Beile in ihren Fasceen trugen, die Stadt.

Alles hing nun in der Provinz von seiner Entscheidung ab. Es ist schon oben erwähnt, wie sehr der Eigennutz der Römer sie antrieb, diese willkürliche Macht zu mißbrauchen. — Seine Gehülfen waren Legaten, welche die Gerichtshöfe hielten, und Quästoren, welche für die Eintreibung des Tributs sorgen mußten.

War nun seine Zeit verlaufen, so mußte er innerhalb dreißig Tagen zurückkehren. — In Rom wurde er dann nicht selten von den gedrückten Provinzialen zur Rechenschaft gefordert, die zur Begründung ihrer Klagen sich der Rechnungen bedienten, die er vor seinem Abgange aus der Provinz in zwey Städten niederlegen mußte.

# Der
# Römer als Hausvater
## in
## seinen Familienverhältnissen
## betrachtet.

## Das Recht des Hausvaters

war nach römischen Gesetzen ein Eigenthum der Bürger. Kein anderer Bewohner Roms, auch wenn er ein freyer Fremdling gewesen wäre, durfte Ansprüche darauf machen. — Er, als Mitglied einer Republik, war unumsckränkter Despot in seinem Hause; er der einzige, dessen Menschenwerth anerkannt, der Eigenthümer von allem, Herr über Leben und Tod war, denn selbst seine Kinder mußte er erst als solche aufnehmen.

Diese grenzenlose Gewalt der Väter mußte einen düstern Charakter über das ganze Haus und dessen Genoßen werfen. Uiberall sah man die unfreundlichen Züge des Gehorsams, und nur auf der Stirn des Herrn thronten der Stolz des Gebiethers und eignes Selbstgefallen. Denn in diesem Hause war er, umgeben von dem Schutze seiner Laren, heilig, und durfte von keiner Gewalt, selbst von der gesetzmäßigsten, nicht angetastet werden. In seinem Hause konnte man keinen Bürger verhaften.

Weib und Kinder waren ihm unterthan, und wenn er gleich nicht über ihr Leben entscheiden konnte, so stand doch ihre Freyheit so sehr in seiner Gewalt, daß der Sohn, den der Vater als Sklav verkauft hatte, wenn sein Herr ihm die Freyheit schenkte, von neuem unter die Bothmäßigkeit seines Vaters kam, und immer von neuem, bis der Vater durch einen dreymahligen Verkauf seine Rechte verloren hatte.

In welchem Verhältniß die Sklaven standen, läßt sich aus diesen wenigen Zügen beurtheilen. Sie hatten gar keine Rechte, wurden nicht als Menschen, sondern als Sachen behandelt, und ihr Leben war eben daher in die Willkür ihres Herrn gegeben. Die ersten Sklaven entstanden aus Kriegsgefangenen, denen der Uiberwinder das Leben schenkte, woher er denn ein Recht auf eine uneingeschränkte Herrschaft über dieß geschenkte Leben und die Macht herleitete, es ihm nach Gefallen zu lassen, oder zu nehmen.

Daß indessen die Lage in den Häusern sich nach den verschiedenen Perioden sehr modificirt habe, ist kein Zweifel. In den früheren Tagen der Frugalität knüpfte selbst der Mangel und die Unbekanntschaft mit dem Luxus ein Band der Eintracht zwischen Herren und Dienern, und die Beschränktheit ihrer Häuser zwang sie zu einer Vertraulichkeit, die nicht ohne glückliche Folgen für den gehorchenden Theil seyn konnte. — Als aber Luxus

und Weichlichkeit, Habsucht, Eigennutz und Schwelgerey in Rom einzogen, und die Wohnsitze der Häuslichkeit entweihten, da wurden freylich die Rechte des Hausvaters in der Hand eines verderbten Verwalters unendlich drückend, und es mögen viel Unmenschlichkeiten begangen seyn, von denen wahrscheinlich nur darum so wenig auf uns gekommen ist, weil das Gesetz selbst sie geheiligt hatte.

## Die Ehe

gründete den Hausstand, mit ihr begannen die Rechte eines Hausvaters (pater familias).

Sie war Pflicht des Bürgers, und die Censoren sahen genau darauf, daß es dem Staate nie an jungen Bürgern fehlen konnte. Auch hatte man eine Hagestolzensteuer. — Später wurde aber das ehelose Leben um so gewöhnlicher, je mehr es die Freyheit, sich Ausschweifungen aller Art zu überlassen, begünstigte, bis das papische Gesetz unter August es verboth.

Erst seit dem Jahre 303 waren Ehen zwischen Patriciern und Plebejern erlaubt, die zwölf Tafeln verbiethen sie noch. Dieß war das sicherste Mittel, die so sehr getrennten Stände auf das innigste mit einander zu verbinden, und alle Rivalität aufzuheben. Übrigens konnte der Bürger nur eine Bürgerin heirathen; um sich mit einer Ausländerin zu vermählen, wurde eine besondere Erlaubniß

vom Senat erfordert. Jede Verbindung zwischen einem Bürger und einem freygelassenen Frauenzimmer war nichtig, eben so die eines Freygelassenen mit einer Bürgerin. Unter den Kaisern machte das äußerst gewöhnliche Concubinat, daß man diese Ehen gestattete. — Ein Adopirter durfte übrigens nie sich mit der Witwe dessen verheirathen, der ihn adopirt hatte. Ob es in Rom gesetzlich verbothene Grade gegeben habe, ist nicht ausgemacht. — Polygamie fand niemahls Statt. — Die Jahre der ehelichen Reife waren bey dem Manne auf das vierzehnte, bey dem Mädchen auf das zwölfte festgesetzt.

Uiberall leuchtet aus den Ceremonien sowohl, als aus manchen feyerlichen Ausdrücken hervor, daß der Römer die Ehe nicht anders als einen Vertrag ansah, der mit

## dem Eheverlöbniß

eröffnet ward.

Dem Jünglinge stand es zu, die künftige Gattin zu wählen, wenn nicht sein Vater, durch eine zu weite Ausdehnung seiner Gewalt, ihn schon sehr jung der Tochter eines Freundes verlobt hatte, welches häufig geschah. Sobald er den Vater der Braut um sie gebethen, dieser sie ihm zugesagt, und er die Zusage angenommen, war die Verlobung vollbracht, welches anfangs vor Zeugen, dann schriftlich, und in Gegenwart von Zeugen und Notarien geschah,

wel-

welche unterzeichneten und besiegelten. — Alsdann gab der Bräutigam der Braut einen Ring von Eisen.

## Die Vermählung

selbst, zu deren Vollziehung man sehr bedächtig einen glücklichen Tag aussuchte, konnte nun auf verschiedene Art geschehen.

Die feyerlichste war

## die Confarreation.

Sie geschah vermittelst eines Opfers aus gedörrtem Korn und Salz, welches nur der höchste Pontifex und der Flamen Dialis verrichten konnte. Unbekannte geheimnißvolle Worte sprachen die Weihe, und als Zeichen des unzertrennlichen Lebens in der Zukunft reichte man ihnen ein Brodt von Speltkorn.

Sie war die ehrenvollste, und durch sie wurden der künftigen Gattin eine Menge von Rechten, die von ihr unzertrennlich waren. Sie ward dadurch eingeweiht in die Familienreligion ihres künftigen Gatten, theilte seine häuslichen Feste, war die Erbin des kinderlosen, oder theilte mit den Kindern den Nachlaß. Die Scheidung ward durch sie sehr erschwert. — Der Mann erhielt aber auch die Frau in die vollkommene väterliche Gewalt, und ein unumschränktes Recht über das Vermögen derselben. — Die mit dieser Art der Vermählung

verknüpften Kosten machten sie seltener, besonders seitdem

die Verheirathung durch Scheinkauf

gewöhnlicher ward, und alle Rechte ohne die Kosten der Confarreation ertheilte. Der Bräutigam ging zum Vater der Braut, und gab demselben, als Kaufpreis, einen Aß, einen andern legte er auf den Heerd als Opfer für die Laren, einen dritten auf einem Scheidewege in eine Capelle nieder.

Außerdem hatte man eine giltige Ehe

durch Umgang, (Usucapio)

wenn nähmlich, während eines Jahres, die häusliche Vertraulichkeit zweyer Liebenden nicht getrennt war, wenn die Geliebte nicht drey auf einander folgende Nächte außer dem Hause zugebracht hatte, da war die Ehe geweiht. Frühe Gesetze schon hießen sie gut.

Wenn die Braut heimgeführt werden sollte, so stellten Haruspices Auspicien an, und nahmen die Mitgabe in Empfang. Der Juno, welche die Ehen beschützt, ward alsdann ein Schaaf geschlachtet, dessen Galle man unter dem Altar verschüttete. — Zwietracht sollte fern seyn von diesem Bande. Das Haar der Braut ward vorn mit einer kleinen spießförmigen Nadel getheilt, eine Anspielung auf den Sabinerraub, und eine Vorbedeutung kriegerischer

Söhne. Dann legte die Braut die Mädchentracht, ihre verbrämte Toga ab, und weihte sie dem jungfräulichen Glücke, ihre goldene Halskapsel (bulla aurea) aber und den jungfräulichen Gürtel, so wie allen Putz, der Venus. — Statt dessen trug sie eine weiße Toga, legte die doppelte Kopfbinde um, mit welcher ihr Haar emporgehalten ward, den Kranz zu tragen. Ein Gürtel von weißer Wolle, vorn in einen Knoten geschürzt, den nur der Bräutigam lösen durfte, umgab ihren Leib, und über das Haupt hing ein gelber Schleyer herab, den nur der Bräutigam aufheben durfte.

Vom Schooß der Mutter entführte der Jüngling sie dann, wie sein Ahnherr eine Sabinerin, und leitete sie in sein Haus. Dieß geschah bey Nacht; zwey Jünglinge, deren Aeltern noch lebten, trugen ihnen Fackeln vor, ein dritter folgte mit einem Schmuckkästchen, dann Mägde mit dem geschmückten Kleide der Hausfrau, und ihrer Spindel. Verwandte, welche Hochzeitgeschenke trugen, beschlossen den Zug.

Das Haus des Bräutigams war mit Blumen und weissen wollenen Bändern, dem Zeichen der Freude und des Friedens geschmückt; auch bestrich man abergläubisch die Thürpfosten mit Wolfsfett. — Die Brautführer trugen die Braut ins Haus, und sie grüßte ihren Mann mit folgenden Worten:

„Wo du Cajus bist, bin ich Caja.“

So nahm sie Besitz von allen Rechten einer Ehe-

frau, sie erhielt die Schlüssel, und man brachte ihr Feuer und Wasser dar.

Sorgfältig verbrannte man alsdann die Fackeln, ging zum Schmause, um welchen Musik und fröhliche Hymenäen ertönten.

Eine Matrone führte dann die Braut in das heilige Brautgemach, welches den Genien geweiht war. Indeß schenkte man den Gästen Kuchen, Mädchen sangen das Epithalamium, und Jünglinge tanzten muthwillige Fescenninen mit neckendem Spott durchwebt.

Tages darauf opferte die Braut den Laren, die Eheleute beschenkten einander, und ein neuer Schmaus beschloß die Festlichkeit.

---

Durch die Ehe trat ein neues Glied in die Familie, welches mit dem Hausvater alle Rechte theilte, die Hausfrau. — Die Römer gaben vom Anfang an dem Weibe mehr Menschenrechte, als die Griechen und Orientaler.

Die griechischen Weiber lebten entfernt von den Männern in Gynöceen, und schon in der Heroenzeit nur unter Sklavinnen mit ihrer Arbeit, mit Weben, Sticken u. d. gl, wie Penelope, beschäftigt. — Sie theilten die erste Erziehung der Kinder mit den Ammen, die immer große Rechte behielten. — Später blieb dieß, sie nahmen nie Theil an den Geschäften des Mannes, kamen nie in sei-

nen Cirkel, sie mußten seinen Besuch erwarten, und durften ihn nicht immer erwiedern. Daher denn auch bey den Griechen so wenig Kultur des weiblichen Geschlechts. Aspasia hatte sich unter Männern gebildet auf Kosten ihres Rufs.

In Rom war das ganz anders. Sobald die Frau den Laren ihr Opfer gebracht hatte, sobald ihr Feuer und Wasser übergeben war, hatte sie alle Rechte des Mannes, und theilte seine ganze Herrschaft. Sie hatte das süße Vorrecht der Liebe und Sorgfalt für ihn, sie blieb seine Vertraute und Freundin. Man riß die Kinder nie von ihrer Seite, sondern sie behielt auf sie ein gewisses Eigenthumsrecht, welches man immer ehrte.

Die edlere Simplicität machte das Band zwischen Frau und Mann noch enger. Die Genügsamkeit und Frugalität, in welcher man fern von allem Luxus lebte, war der Hauptgrund. Die Unverdorbenheit der Sitten lehrte der Frau, daß es ihr Zweck seyn müsse, für den Mann und seine Freuden zu leben, die geringe Anzahl der Bedienten und Mägde machte es ihr zur Pflicht, daß sie selbst Hand anlegen mußte, und die Beschränktheit des Hauses den Kreis, wo der Mann lebte, auch zu dem, wo sie thätig war.

Im Atrio war ihr Arbeitszimmer, da stand ihr Webestuhl, ihre Spindel, und hinter einem Vorhange, der Thüre gegenüber, ihr Lager. — Wo der Mann seine Staatsgeschäfte verhandelte,

da war auch sie nicht fern, und so ward sie selbst, ohne Absicht, die Vertraute der Rathschläge und Absichten ihres Mannes. Sie saß während der Zeit und webte, oder spann. Selbst Königinnen thaten dieß. Tanaquil webt ihrem Gemahl, Tarquin, die Kleider. Servius Tullius weiht ihren Weberstuhl der Gottheit in einem Tempel. Lukretia wird mitten unter ihren Sklavinnen angetroffen, als Tarquin sie zum erstenmahle sieht. Numa's Egeria, welche die Alten allgemein für seine Geliebte ausgeben, hatte großen Antheil an seiner Regierung und Gesetzgebung. — Frauen hatten selbst Einfluß auf Begebenheiten. Coriolan wird nur durch seine weiblichen Verwandten zurückgeführt. — Uibrigens besorgten sie in dieser Zeit alles, warum der Mann seiner gehäuften Geschäfte wegen sich nicht bekümmern konnte. Die Erziehung der Kinder, welche sie immer umgaben, und die man noch nicht in die Schule schicken konnte, weil es noch keine Grammatiker in Rom gab; die Küche und ganze Hauswirthschaft stand unter ihnen, die Arbeiten der weiblichen Bedienten, und sie besorgten die Speisen selbst.

So blieb es in den Zeiten, als die Barbarey anfing zu verschwinden. Die Frauen wurden mit gebildet, in die Simplicität ihres Lebens kam Geschmack, und so wurden sie mehr vervollkommt. Ihr Putz blieb gering, man trug wenig Schmuck, und nur wollene Kleider. Als Brennus in Rom war,

gaben sie ihr Geschmeide her, und erhielten dafür das Recht der Parentation. Man trug die Ehrfurcht gegen die Söhne auf die über, welche sie erzogen, und die Mütter verdienstvoller Staatsmänner waren allgemein geschätzt. Nur ein Beyspiel von Verderbtheit gibt die Giftmischerey im J. R. 422 und die Bacchanalien im J. 574. Dieß war aber wohl mehr Folge der Ausländer und ihrer Verführung. Reichthum und Cultur, die nach den punischen Kriegen nach Rom kamen, waren nicht ohne Einfluß auf die Weiber. Der gute zeigte sich zuerst. Die Römerinnen bildeten ihren Geist durch Kenntnisse, und wurden die Erzieherinnen der Scipionen und Gracchen. Uiberhaupt zeigt die Sanftheit, die sich in diesen Männern zuerst mit dem römischen Charakter vereint, den Einfluß von weiblicher Erziehung. Mit allen Vorzügen der Hausmütter vereinten sie die reellste Ausbildung des Geistes.

Aber nur ein Schritt, und sie waren tief gefallen. Schon nach dem zweyten punischen Kriege schlich sich Prachtliebe und Kokettekerie ein. Ihr Putztisch erforderte viele Arbeiter, der Kleidungsstücke wurden mehrere und feinere, das Jahr hatte mehrere Moden. Mägde salbten sich, und streuten rothen Staub in das Haar. —

Der Luxus verdrängte die Tugenden der Häuslichkeit, man sucht sein Vergnügen im Gesange, Tanz, Witz, gesellschaftlichem Ton, im Versemachen, und in der Fertigkeit lateinisch und griechisch

zu reden. — Häusliche Geschäfte kamen in die Hände der Sklaven. Die Kindererziehung vertraute man griechischen Sklaven, wie wir französischen Hofmeistern, an. — Die Sklavinnen spannen keine Wolle mehr, weil alle ihre Hände für den Putz der Frauen thätig seyn mußten. Ausländische Kleider, phönizische, oft coische wurden die Tracht ihres Putzes. Gesetze, die den Luxus einschränkten, wurden vergessen, oder durch ihren Einfluß aufgehoben. — Geldsucht ward auch ein Zug ihres Charakters, sie forderten große Ausstattungen, um Rechte über den Mann zu erhalten, und legten sich auf das Erbschleichen. Der eitle Römer lebte ihnen zu willen.

Sie nahmen Theil an Staatsgeschäften, in der catilinarischen Verschwörung steckten viele Weiber, und Cicero erfuhr sie durch die Fulvia. Die Staatsmänner dieser Zeit, die zugleich große Weichlinge waren, hatten unter den Weibern ihre Spione. Häuslichkeit war aus dem Kreise der weiblichen Unterhaltung verdrängt, man brachte keine Arbeit mehr mit, man sprach von Staatsangelegenheiten oder Buhlereyen. — Weibern wurden schon zu Cato's Zeiten in den Provinzen Statüen errichtet.

Die Römer gingen noch weiter. In den Zimmern der Weiber wurden Staatsangelegenheiten verhandelt.

Griechische Buhlerinnen brachten die Künste und den Geist der Koketterie nach Rom. Nun er-

gab man sich diesem Hange mit einer grenzenlosen Zügellosigkeit. Daher Schulden, daher feile Liebe, selbst unter römischen Bürgerinnen. — Ein Censor dieser Zeit nennt die Ehe eine Last. Weiber wurden durch ihren Einfluß mächtig, und verkauften ihre Fürsprache. — Jetzt wurden die Ehen selten; häufig die Ehescheidungen. Die Frau fing ihre eigne Haushaltung an. Eben so entstanden Mörder und Giftmischerinnen. — Die ersten Staatsmänner gaben hier Beyspiele in Ausschweifungen. Man zeigte selbst von Seiten der Weiber diese Sucht öffentlich. Sie saßen nicht von den Männern abgesondert im Theater, sondern zwischen ihnen, sie traten auf die Bühne und nahmen sogar an Fechterspielen Antheil. — So ward das Zeitalter einer Messaline durch zügellose Ausschweifungen und freche Blutschande vorbereitet. Ehrenvolle Ausnahmen, besonders unter den Großen, sind heroische Seltenheiten.

Mit der Macht und dem Reichthum der Nation nahmen auch Gelegenheit und Mittel zu Ausschweifungen ab. Armuth machte auch die Weiber in ihren Forderungen bescheiden, aber nicht frugal.

Die Römer hatten auch eine Art von Ehe zur linken Hand, das Concubinat. Mit Frauenzimmern, die man nicht heirathen durfte, mit Freygelassenen, Schauspielerinnen, öffentlichen Dirnen, lebten Unverheirathete, und dieß ward nicht getadelt, nur den Verheiratheten verargte man es.

Eine Concubine durfte es nicht mit mehrern halten. Sie hatte kein Recht der Ehefrau; ihre Kinder erbten nicht ohne Testament. Sie selbst hatte nicht den Rang des Mannes. Zu diesem erhoben die Concubinen sich nachher Man wählte sie oft nach dem Tode der ersten Frau, wenn man den Kindern nicht das Vermögen entziehen wollte.

## Die Kinder.

Bey den Römern war die Erziehung ihrer Kinder den Vätern ganz überlassen. Es ist ein barbarisches Gesetz, welches gleichwohl in manchen Staaten galt, daß die Kinder das Eigenthum des Ganzen wären, daß sie dem Staate angehören, daß nur er, nicht der Vater, das Recht habe über ihre Bildung zu verfügen. Es läßt sich behaupten, daß dieß auch ein unnützes Gesetz sey, denn der Vater, der das Glück seines Kindes will, wird es gewiß so erziehen, daß der Staat von ihm kein Unglück zu befürchten habe.

In Rom dachte man so wenig daran, daß das Kind vielmehr Eigenthum des Vaters war, der über sein Leben, über seine Freyheit entscheiden konnte. Der Umfang der väterlichen Gewalt ist außerordentlich groß, und einen Bürger unsrer Zeit muß vor ihr schaudern.

Der Vater zeigte sie zuerst durch die anerkennende Aufhebung des Kindes. Sobald die

Mutter entbunden war, ward das Kind gewaschen und in Windeln gewickelt. So legte es die Wehmutter in Gegenwart der Gebährerin, der Amme und ihrer kleinen Sklavin, auch wohl vor Zeugen vor die Füße des Vaters. — Wollte er es annehmen, so hob er es auf, oder ließ es durch die Wehmutter aufheben, die es in seine Arme legte. — Dadurch gab er ein Zeichen, daß ihm das Kind erwünscht sey, das Kind ward so nicht als ein zudringlicher Gast, sondern als ein willkommner angesehn. Es erhielt alle Rechte eines Kindes, indem der Vater die hülflosen Bitten desselben zu verstehen, zu erhören und zu erfüllen versprach.

Schon früh scheint diese Sitte gemißbraucht zu seyn, wenn nicht etwa Romulus das Gesetz, daß die Söhne und die älteste Tochter aufgehoben werden müssen, und daß man nur die Kinder aussetzen dürfe, die von fünf Zeugen für ohnmächtige erklärt sind, für eine Politik nimmt, um seinem jungen Staate Bürger zu verschaffen. — Dieß ist so, denn es kam nachher gewiß in Vergessenheit. die XII Tafeln schon wiederrufen die fünf Zeugen, und man mißbrauchte diese Freyheit über das Leben der Kinder in der Zeit der Zügellosigkeit sehr, wie eine Menge Gesetze dagegen, die fruchtlos blieben, beweisen. Es giebt tausenb Gründe, warum der Vater ein Kind verstoßen konnte. Sein Vermögen sollte nach dem Tode nicht getheilt werden, die Familien sollten ihren alten Glanz forttragen. Der

Vater hatte Verdacht gegen seine Frau, und rächte sich, indem er vor ihren Augen das Kind verstieß. Der Vater war zu arm um viele Kinder zu ernähren u. dgl.

Das Schicksal der verstoßenen war aber höchst traurig. Zwar durfte man sie nicht geradezu tödten, noch weniger war dieß bey verwachsenen wie in Sparta Pflicht. Das Mitleid hatte vielmehr ihnen einen Ort gewidmet, wo die edlere Menschlichkeit sich derselben annehmen und ihnen wenigstens das Leben retten konnte. Dieß war die Milchsäule nicht weit vom Tempel der Zärtlichkeit. Nahme und Lage erklären sich selbst. Dieß vertrat in mancher Hinsicht die Stelle eines Findelhauses, besonders für arme Aeltern, die der Kinderlast entledigt seyn wollten. Um ihr Schicksal unbekümmert, legten sie dieselben hier nieder, und hier hob sie entweder das Mitleid auf, oder sie starben vor Hunger, oft auch von Hunden gemißhandelt. — Später suchte man aus dieser Sitte Vortheil zu ziehen, man nahm die Kinder auf, erzog sie, und verkaufte sie als Sklaven oder öffentliche Dirnen, andere verstümmelten sie; um sie beym Betteln zu gebrauchen, andere sperrten sie in kleine Kasten um den Wachsthum zu unterdrücken, und verkauften sie als Zwerge. Dieß geschah besonders nach Cäsar.

Am dritten Tage nach der Geburt des Kindes, wenn es aufgenommen war, kränzte man die Hausthür mit Ephen und Lorbeer, den Hausgöttern zu

Ehren, und dieß ist die Geburtstagsfeyer. Am neunten Tage des Knaben (am achten des Mädchens) fiel die Weihe des Kindes, deren Gebräuche uns nicht bekannt sind. Man nahm es aus der Wiege, wusch es, trugs in Tempeln umher, und in den Häusern vornehmer Männer. So weihte der Vater es dem Schutze derer, auf die er selbst baute. An diesem Tage erhielt es seinen Nahmen. Am dreyßigsten ward es in die Staatsregister eingetragen.

Die Erziehung der jungen Bürger geschah nun in Rom immer durch Vorbilder, wenigstens bis auf die Zeit wo die griechische Kultur nach Rom und Italien kam. In der frühesten Kindheit blieb es, Knabe wie Mädchen, immer bey der Mutter. Man sah ein, daß in dieser Zeit das Kind eine so sorgfältige Pflege bedürfe, als nur weibliche Genauigkeit gewähren kann.

Indessen ist dieß doch nach den Zeitaltern sehr verschieden, und die Horatier wurden gewiß nicht erzogen wie Paul Aemil und Octavian.

In der Zeit der Einfachheit und Genügsamkeit säugte die Mutter selbst und erzog das Kind, wenn es ein Knabe war, so lange, bis es keine besondere Aufsicht mehr bedurfte, und die ersten Fähigkeiten sich entwickelten. Das Mädchen blieb immer bey der Mutter, um die Tugenden der Häuslichkeit zu lernen, so wie der Sohn am Beyspiel des Vaters sich zum guten Bürger bildete. Ihn beglei-

tete er auf das Forum in den Senat, zur Landarbeit, und wenn er erwachsen war, in das Schlachtfeld. — Schon in diesen Zeiten hat man in Rom öffentliche Schulen, wo die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen. Auch für Mädchen waren dergleichen. Auf dem Wege zu einer Schule sah Appius die Virginia. Dahin begleiteten sie Sklavinnen oder Ammen (nutrices).

Mit der steigenden Kultur, mit dem Geschmack an Wissenschaften, welcher das Herz der Bürger veredelte, hob sich die Erziehung noch weit mehr. Durch diese Vereinigung alles dessen, was den Geist vervollkommnen, und das Herz vor Verwirrungen sichern kann, sind die Charaktere gebildet, die den Stolz der römischen Geschichte ausmachen. Die Mütter fingen in diesen Zeiten früh an, den Keim des Guten in das Herz ihrer Kinder zu legen; sie fühlten den Werth, die Mütter großer Männer zu seyn, wie die Mutter der Gracchen. Was die Mutter mit Klugheit und einer glücklichen Benutzung des feinern weiblichen Gefühls für das Schickliche begonnen hatte, das unterstützte der Vater mit Weisheit, die ihn Erfahrung gelehrt hatte. Der Geist des Römers hatte in dieser Zeit eine Stärke erreicht, die der Kraft seines Körpers gleich war, und der unverdorbene Sohn eines tugendhaften Vaters mußte ein großer Mann werden. Selbst die Todten zogen die Römer in das Geschäft ihrer Kinderzucht hinein, auch sie mußten

noch für die Nachwelt wirken. Wie hätte der junge Römer nicht von dem Anblicke der Bilder seiner Ahnherrn begeistert werden sollen? Sie lehrten ihn seinen Beruf, und forderten ihn auf, sich ihres Nahmens würdig zu machen. — Selbst das Bewußtseyn der Freyheit, seine Handlungen ganz nach seiner Willkür und Uiberzeugung einzurichten, trug dazu bey, daß er diese Freyheit nicht mißbrauchte, um seinem Verstande oder Herzen keine Schande zu machen.

Noch immer brachte er die ersten Jahre unter den Augen seiner Mutter zu, sie entwickelte die ersten Fähigkeiten seines Verstandes, und die Gefühle seines Herzen für Sittlichkeit. Der Vater theilte dieß Geschäft gern mit der Gattin und unterstützte sie. Nachher sandte man ihn in öffentliche Schulen, wo er die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache lernte. Rhetoren lasen nachher mit ihm die beßten Schriftsteller beyder Nationen, und Philosophen vollendeten die geistige Bildung. Beyde, Rhetoren und Philosophen, hielt man anfangs als Hauslehrer. Späterhin errichteten sie öffentliche Schulen, und hielten Vorlesungen, in welche den Jüngling der P ä d a g o g begleitete.

Dieser Pädagog spielt eine wichtige Rolle in der Erziehungskunst der Römer. Seine Macht war so groß, als das Zutrauen der Aeltern auf ihn,

die ihn daher mit weiser Vorsicht wählten. Gewöhnlich war es ein betagter Sklav, der Kenntnisse mit Erfahrung verband. Er lehrte den jungen Römer Anstand und Höflichkeit, und war im ganzen Sinne des Wortes sein Hofmeister, der ihn nicht aus den Augen ließ. Er nannte den Zögling Sohn, der Zögling ihn, Herr.

Mit dem 15ten Jahre ward der junge Römer Mann. Auf dem Forum selbst ward ihm zum erstenmahl die Toga virilis angelegt. Dieß war ein großes Fest für das Haus. Vom Forum ging er zum Prätor, der ihm den ganzen Werth und die Würde der Freyheit und Bürgerrechte zeigte. Ein Gastmahl schloß das Fest.

Nun nahm der Pädagog von ihm Abschied. Der Vater belohnte ihn oft mit der Freyheit, und der Sohn mit der fortgesetzten Freundschaft. Dieser trat wieder unter die Augen der Aeltern. Er nahm gymnastische Uibungen im Reuten, Fechten, Laufen, Schwimmen auf den Marsfelde vor. Mit dem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienste. Nachher besuchte er das Forum und lernte den Gang der öffentlichen Geschäfte. Nun lernte er, wie die meisten Römer, durch Umgang und Unterhaltung auf öffentlichen Vergnügungsplätzen. Oder er schloß sich an das Gefolge eines großen damahls bewunderten Mannes, begleitete ihn zu allem, was er vornahm, auch sogar in die Provinz, um eine weise und gerechte Staatsverwaltung zu lernen.

Dieß

Dieß änderte sich mit dem Luxus aber sehr. Die Mütter schämten sich ihrer Pflichten, und überließen die Kinder Sklaven und Sklavinnen. Die Väter verfolgten ihre Staatsabsichten oder Vergnügungen. Die Pädagogen wählte man auf gut Glück, und sie fröhnten dem Eigensinne und den aufkeimenden Lüsten der Buben, oder verführten sie wohl gar selbst, um zum Lohn einmahl die Freyheit zu erhalten. Philosophische Schwätzer vollendeten dieß. So wurden die Feiglinge gebildet, die vor den Teutschen unter Cäsar davon laufen wollten, so die 6000, die den Verlust der pharsalischen Schlacht bewirkten. Ausschweifungen suchte man und Vergnügen. Dazu machte man Schulden, und die Wucherer dieser Zeit drängten sich an die jungen Herren, die gern fünf Procent monathlich gaben. Schuldner dieser Art aus den beßten Familien Roms waren die Mitverschwornen Catilina's. Dabey fielen alle Kenntnisse, und der Patriotismus war so ganz verloren, daß ein Beherrscher für das Volk ein Glück war, welches sich nicht selbst mehr beherrschen konnte.

Durch alle diese Zeiten bis auf den christlichen Kaiser Constantin herrscht das Gesetz der väterlichen Gewalt, welches grenzenloser ist, als die Gewalt des Herrn über die Sklaven. Des Sohnes Leben stand in des Vaters Hand, alles was er sich selbst verdiente, war des Vaters Eigenthum.

so wie das was er ererbte. Verheirathete er sich noch unter der väterlichen Gewalt, so hatte der Vater das Recht, seine Kinder (für ihn Enkel) aufzuheben oder auszusetzen. Er konnte ihn, ohne Rechenschaft zu geben, verkaufen wie einen Sklaven, noch mehr als Sklaven, denn nur dann, wenn der Vater ihn dreymahl verkauft hatte, war der Sohn frey.

Woher ein so unmenschliches Gesetz? Der Grund desselben liegt zum Theil in dem rauhen und wilden Charakter der Römer, zum Theil in ihrer Staatsverfassung, welcher zufolge der herrschende Bürger das Centrum von allem seyn mußte, was ihn umgab. Der, der einer Welt Gesetze gab, mußte Tyrann im Hause seyn. — Indeß ward dieß Gesetz doch bis auf die Zeiten der Verderbtheit nicht sehr gemißbraucht; da aber hielten sich Väter das zu gute, was die Söhne verschuldet zu haben schienen.

Diese Gewalt hob der Tod auf, oder die Acht, oder wenn der Sohn Flamen dialis, die Tochter Vestalin ward. — Auch gab es eine gesetzmäßige Loslassung. Die Gebräuche derselben beziehen sich auf das Recht, den Sohn dreymahl zu verkaufen. Er ward einem Freunde dreymahl verkauft, der ihn dann wie einen Sklaven losließ. Dazu gezwungen konnte der Vater nur dann werden, wenn seine Grausamkeit gegen den Sohn die Todesstrafe überstieg.

Durch die Adoption ward dieß Recht übertragen. Auch sie geschah durch die Sitte eines dreymahligen Kaufes vor dem Prätor. Der ächte Vater verlor alle Rechte, der neue erhielt sie, und der Sohn die Nahmen und Rechte eines Sohnes der Familie, die ihn adopirt hatte. Durch ein Testament konnte sie auch geschehen.

War der, welcher adoptirt werden sollte, nicht mehr in väterlicher Gewalt, so mußte das Volk dazu seine Zustimmung geben. Der Pontifex maximus zog die Kugeln der Curien aus den Urnen, und forderte ihre Stimmen. Gab das Volk die Erlaubniß, so mußte der Arrogatus einen feyerlichen Eid dem Pontifex maximus leisten, daß er die Opfer und den Familien-Gottesdienst des neuen Stammes unverändert fortsetzen wolle. Seine Kinder und Verwandte traten zugleich mit in die Familie.

---

Schon während dieser Tage der Kindheit und Bildung schloßen die Römer der frühern Zeit sehr enge Freundschaften. Die Ausdrücke, in welchen sie von diesem ehrwürdigen Gegenstande reden, zeigen, daß sie Freundschaft eben so wohl für den heiligsten Bund, als für das unentbehrlichste Bedürfniß des Lebens hielten.

Die Freunde, besonders die Jugendfreunde, wie Cicero und Attikus, sahen sich als Verwandte an, und schon in den ersten Zeiten der Bildung, in

der Kindheit, schloßen sich die Männer fest an einander, die nachher mit vereinten Kräften große Begebenheiten bewirkten. Solche frühe Verbindungen hatten auf den Staat den größten Einfluß. Schon als Knaben faßten gute Köpfe Entwürfe, zu deren Ausführung sie immer vereint blieben.

Nach römischer Sitte gehörte so ein Freund zur Familie, und nahm Theil an allen ihren Leiden und Freuden. Er theilte alle ihre Familienfeste, er ward häufig der Vormund der Unmündigen, und war überall theilnehmender Rathgeber. Er warb Stimmen für den Freund, wenn er eine Staatswürde suchte, er war sein Vertheidiger vor Gericht, er focht neben ihm in der Schlacht, begleitete ihn in die Provinz, unterstützte seine Vorträge im Senat und beym Volke, und theilte überhaupt sein Leben. Neben der Vaterlandsliebe und dem Enthusiasmus für Freyheit mußte diese Verbindung vieles wirken. Um so mehr fiel es auf, wenn jemand sie gering schätzte und brach, wie Brutus gegen Cäsar.

Als Rom einem einzigen unterthan ward, fiel auch die Achtung für diese idealische Freundschaft, und nun schloß Laune oder Eigennutz die Bündnisse dieser Art. Der Verlust der Freyheit Roms griff bis in das geheimste Privatleben der Römer ein. Ein schönes Denkmahl der römischen Freundschaft haben wir an Cicero's Buch: von der Freundschaft.

Außerdem hatten die Römer aber auch Umgang und Freundschaftsbündnisse mit Auswärtigen. Die Gastfreundschaft ist eine im Alterthum über alles heilige Pflicht. Sie hatte ihren Ursprung in dem Glauben, daß die Götter sich nicht ganz von den Menschen getrennt hätten, daß sie vielmehr noch zuweilen die Erde besuchten. In Rom war sie um so nöthiger, da man keine Herbergen und Gasthäuser hatte, und so unterstützte sie das Reisen. Man gab sich Zeichen des geschlossenen Bündnisses, und dieser Bund erbte auf Kinder und Enkel. Gastfreunde zerbrachen hölzerne oder thönerne Tafeln, auf denen das Bild Jupiters, des Beschützers der Gastfreundschaft, stand. Tessera hospitalitatis. Jeder behielt einen Theil, und erbte ihn als Kostbarkeit auf seine Kinder.

Die Handlung, die Gelehrten und Geschäftsreisen machten diese Bündnisse sehr nothwendig. Man setzte nachher einen Ruhm in ausgebreitete Hospitalität. Reiche hielten stets Zimmer zur Aufnahme der Freunde bereit. — Anfangs galt in Rom freylich Fremdling und Feind gleich viel, nachher aber stieg der Werth der Hospitalität sehr hoch. Gastfreunde vermieden sich im Schlachtgetümmel. Im zweyten punischen Kriege kämpft Crispin nur dann mit Badius, als er ihm feyerlich die Gastfreundschaft aufgekündigt hat. In der Zeit der Verderbtheit verlor auch sie ihren Werth. Man fing an auf Kosten des Staats zu reisen, die Städ-

te mußten den römischen Gebiethern, was sie forderten, gewähren, und mehr wollte man nicht.

---

Ein äußerst wichtiger Theil des römischen Hausstandes sind

## die Sklaven,

die als Diener und als Eigenthum zu ihm gehörten. Viele derselben waren dadurch noch genauer mit ihm verbunden, daß sie im Hause gebohren, und unter dem Schutze des Herrn auferzogen waren. Andere hatte sich der Herr dadurch verpflichtet, daß er sie als Gefangene im Felde erbeutet und ihnen das Leben geschenkt hatte. Von den Kriegsgefangenen geht überhaupt im Alterthume die Idee der Sklaverey aus. Das Leben desjenigen, dem der Sieger es geschenkt hatte, war das Eigenthum des Siegers. In der römischen Sprache haben die Sklaven ihren Nahmen vom Erhalten am Leben.

Das Gesetz, daß alle Kriegsgefangene die Sklaven dessen sind, der sie dazu macht, dauert so lange in Rom, bis man Sklaven auf Kosten des Staates hält, und bis zwischen den etwas gebildeten Völkern dieser Zeit die Auswechselung der Gefangenen zum Kriegsgesetze wird. — Bis dahin sind alle Gefangene Leibeigene dessen, dem sie sich ergeben.

Oft wurden (in der rohen Zeit fast immer) die Einwohner eroberter Städte dazu gemacht, späterhin aber mußte ein Senatsschluß dieser Verfügung gesetzliche Kraft geben. Die Bürger solcher Städte gehörten geradezu zu der Beute, und man pflegte aus den schönen Frauen gewöhnlich dem Feldherrn die schönste als Ehrengeschenk zur Sklavin anzubiethen. — Sklaven, die man gefangen nahm, blieben es immer, nur nicht wenn es römische Bürger waren, die durch irgend ein Unglück in Sklaverey geriethen. Sie wurden frey, sobald sie den römischen Boden betraten.

Bey einer Nation, wie die römische, die unter Waffen erzogen ward, darf es uns nicht wundern, ein Gesetz zu finden, vor welchem die gebildeten Menschen unsers Zeitalters zurückschaudern. Ihr Charakter fühlte so fein nicht, und als sich später Achtung für gleiche Menschenrechte entwickelte, da hatte eine Jahrhundert lange Gewohnheit schon ihre Allmacht gezeigt, und man war in der Lage, eine Menge von Hülfleistungen zu bedürfen, die nur ein Stand gewähren konnte, aus dem sich immer nur wenige erhoben, die Mitleid gegen die übrigen hätten erwecken können.

Kein Wunder daher, daß man auch ohne Kriegsgefahr Sklav werden, und Sklaven erhalten konnte. Der Vater verkaufte den Sohn, und er war Sklav des Käufers. Findelkinder wurden Sklaven des Erziehers. — Ganze Familien, welche die

Noth zur Verzweiflung brachte, verkauften ihre Freyheit, Schuldner wurden die Leibeigenen ihrer Gläubiger. Die Sklaverey war auch Strafe für den Römer, der sich der Beobachtung der Bürgerpflichten entzog, den Kriegsdienst verweigerte u. d. gl. Wer zu Thiergefechten oder in die Bergwerke verdammt war, wurde zum Sklaven gemacht, weil beydes des freyen Römers unwürdig war. — Undankbare Liberti, die der Freyheit unwürdig waren, wurden wieder Sklaven, und Frauenzimmer, die es mit Sklaven hielten, verstieß die Freyheit.

Aus einem so unentbehrlichen Bedürfniß machte die Gewinnsucht schnell einen Artikel des Handels. So wie man jetzt mit Negern handelt, so trieben die Korsaren um Griechenland und Rom einen Handel mit Sklaven. — Sie kauften entweder kleinen Hordenvölkern in Afrika und am schwarzen Meere ihre Gefangenen ab, so wie noch jetzt, oder sie waren selbst mit Mannschaft versehen, brachten Schiffe auf, fielen unbewehrte Küsten an, und schlepten die Gefangenen als Sklaven mit sich fort. Aus Spanien und Sardinien scheinen die Römer die mehresten erhalten zu haben, und es läßt sich vermuthen, daß die Phönicier, die Holländer der alten Welt, einen Handel damit trieben. — Sardinier standen indeß als Menschen von einer äußerst tückischen Gemüthsart in einem bösen Rufe,

und der Herr vertraute ihnen ungern die Dienste zunächst um seine Person.

Kamen neue Horden von Sklaven nach Rom, man brachte sie in ganzen Schiffsladungen, und der wichtigste Sklavenhandel ging von Marseille aus; so rannten die Ausrufer durch die Straßen Sardi venales! Sartinier feil. Auf einem öffentlichen Platze ward dann ein großes Gerüst aufgeschlagen, wo man sie zeigte. Hie besahen sie die Kauflustigen und wählten die aus, auf welche sie biethen wollten. Diese stellte man dann auf einen Stein, (der Sklavenstein), wo sie entkleidet und besehen wurden. Hier setzte man ihnen wohl einen Kranz zum Schmuck auf, und hing ihnen ein Täfelchen mit Notizen von ihrem Vaterlande, Alter u. s. w. um. — Man sah genau zu, ob sie keinen Schaden und gesunde Glieder hatten, und ob keine Krankheit ihnen anzusehen war. Aber ob man gleich genau zu Werke ging, so betrogen die Sklavenhändler doch so gut, wie bey uns die Roßkämmer. Sie rupften den Alten den Bart aus, um sie jünger zu machen, und wandten noch andere Künste an. Sklaven, für deren Treue man nicht stehen wollte, trugen einen Hut. Sardinier waren die gewöhnlichsten. Barbarischen Sklaven malte man die Füße weiß. Griechen waren die theuersten.

Diese Sklaven standen nun entweder in den Diensten des Staats oder der Privatpersonen. Der

Staat erhielt seine Sklaven durch Eroberungen, es waren gewöhnliche Gefangene, die entweder von ihrem Vaterlande oder von dem Sieger, der sie gefangen nahm, den Nahmen erhielten. Chartager, Narbonier, Gallier, Scipionen, Aemilier u. s. w. Man gebrauchte sie theils zu den niedrigsten Bedienungen bey den Gerichten als Bothen, Häscher. Auch waren sie gewöhnlich bey Aquäduкten, Kloaken und bey Gebäuden angestellt. Deshalb kostete den Römern die Unterhaltung und Aufführung großer Bauwerke bey weitem nicht so viel, als sie neuern Staaten kosten würde. Sie unterhielten auch die großen Chausseen. Ihre Lage war der Lage der Privatsklaven sehr vorzuziehen.

Reiche hielten der Sklaven eine außerordentliche Anzahl. Sie wurden aus einem Bedürfniß ein Luxus, und man hielt besondere für die Landvilla und die Stadtdomus. In dieser waren der Oberaufseher über das Haus, der Rentmeister, Haushofmeister, Kammerdiener, Haarkräusler, welche zunächst mit dem Herrn beschäftigt waren. Eine große Menge beschäftigte der Tisch, Tafeldecker, Mundschenken, Vorleger. Diese wechselten mit den Gängen der Tafel, und in den schwelgerischen Kaiserzeiten führte man nie unterschiedene Sklaven ein, sondern alle gleich, von einer Nation, einer Farbe und Wuchs. Sie verrichteten tanzend ihre Geschäfte, und mit mimisch darstellenden Gebärden. Der Vorleger, der ein Wildschwein so

wie einen Fasanen zerlegte, war höchst ungeschickt. Bey ihrer Tafel hatten sie ganze Schaaren von Sängern und Tänzern, auch Gladiatoren, die durch ihre Künste belustigten, so daß ein Spötter dieser Zeit sagen konnte, die Gespräche bey Tisch werden noch ganz abkommen. — Andere besorgten wieder die Garderobe, das Bad, Salben u. d. gl. — Einer war Thürhüther, der gewöhnlich mit einem Hunde neben der Thür an einer Kette lag. — Es gab auch gelehrte Sklaven, viele von ihnen waren Aerzte und Wundärzte, auch der Pädagog mußte nicht ohne Kenntniß und Bildung seyn. Andere waren Sekretärs, Bibliothekaren, Bücherabschreiber, Vorleser. Ein vornehmer Römer hielt sich mehrere Sklaven, die die alten griechischen Dichter auswendig wußten, und ihm sogleich die Sentenzen sagen mußten, die er für seine Werke gebrauchte. — Noch andere mußten große ausgebreitete Bekanntschaft mit den wichtigsten Männern der Stadt haben, um dem Herrn, den sie begleiteten, die Begegnenden bey Nahmen zu nennen. — Die meisten aber waren mit Fabrikarbeiten beschäftigt.

Auf dem Lande hatte man eine ähnliche Anzahl; Oberaufseher der Landwirthschaft, Gärtner, Winzer, Ackerleute, Förster, Jäger, waren aus Sklaven gebildet. Bezog der Römer sein Landgut, so begleitete ihn selten eine Anzahl von Skla=

ven, er fand auf dem Lande ebenfalls die Diener seiner Bequemlichkeit und Lüste.

Wie die Männer Sklaven hatten, so die Weiber Sklavinnen. Ihre Toilette beschäftigte eine Menge von Weiberhänden, besonders in den spätern Zeiten, wo die Frau nicht mehr unter ihren Sklavinnen, wie ehemahls, häusliche Geschäfte betrieb.

Da die Vornehmen die Sklaven zu Tausenden hatten, so war es unmöglich, daß sie dieselben genau übersehen konnten. Freygelassene hatten daher die Aufsicht über sie, und um diese zu erleichtern, waren die Sklaven in Decurien abgetheilt, von denen sich der Herr Morgens berichten ließ, wer krank, oder gestorben, oder entlaufen sey, wer Strafe verdiene, u. d. gl.

Die Strafen waren sehr hart. Sie wurden öffentlich gegeißelt, man brachte sie in unterirdische Gefängnisse, legte sie in Ketten, gab ihnen Prügel, sehr harte Arbeit, und elende Kost. — Man behandelte sie wie Neger. — In den spätern Zeiten des Luxus ging man mit ihnen unmenschlich um, man warf sie lebendig in die Muränen-Teiche, um diese damit zu füttern.

Doch war diese Behandlung nie gleich. Es gab sehr viele Römer, die menschlich und billig gegen diese Unglücklichen dachten, und daher kam's wohl, daß man in Rom, wo der Sklaven doch so sehr viele waren, nie eine Sklavenempörung er-

lebte. Der Senat sah indessen diese Gefahr auch ein, und deßwegen gab er ihnen keine auszeichnende Tracht, und schränkte die gar zu häufigen Freylassungen ein. — Gewöhnlich trugen sie indessen nur eine Tunika, und ein geschornes Haupt. — Dieß ist freylich aus der Kaiserzeit, aber man nimmt es so allgemein an, daß der Künstler, um die Sklaven auszuzeichnen, sich immer an diese Sitte halten kann. Die ehrenvolle Toga des Bürgers kam nie auf den Leib eines Sklaven, so wie sie ihen auch nie erlaubten, im Felde zu fechten. — Unter einem der späteren Kaiser hatte indessen eine solche Verwirrung in den Kleidertrachten überhand genommen, daß er die Gesetze wegen derselben wieder geltend machen wollte. Allein es ward ihm widerrathen, damit die Sklaven, deren eine ungeheure Anzahl in Rom war, sich nicht durch die Anwendung dieses Gesetzes kennen lernen, und ihre Stärke fühlen mögen. Ob man nun aber gleich viele, besonders die gelehrten, sehr freundschaftlich hielt, so war doch das Schicksal derselben sehr bedaurenswerth. — Sie waren ganz das Eigenthum des Herrn, unter ihnen fand keine Ehe Statt, ihre Kinder gehörten nicht ihnen zu, der Herr konnte über das Leben und den Tod derselben entscheiden. — Nur mit besonderer Bewilligung des Herrn durften sie sich Eigenthum erwerben, welches zuweilen bis zu ihrem Kaufpreise stieg, wodurch sie dann frey wurden. Sonst gehörte alles, was sie

verdienten, ihrem Herrn zu. — Wenn einer entlaufen war, und gefangen ward, so wurde er gegeißelt, und mit einem F. (Fugitivus) auf der Stirn gebrandmarkt. That er es öfter, so ward er an das Kreuz geschlagen.

## Die Freylassung

war das Ende der Sklaverey, der Knecht trat in die Menschenrechte und gewann auch Ansprüche auf die des römischen Bürgers. —

Am feyerlichsten geschah sie vor dem Staatsbeamten. Der Herr führte seinen Knecht vor das Tribunal des Prätors oder Consuls, drehte ihn herum und sagte: Ich will, daß dieser Mensch frey sey; dabey empfing der Sklave von ihm eine Ohrfeige, die letzte Aeußerung seiner Rechte und Macht als Herr. Der Prätor legte dem Sklaven dann eine Ruthe auf das Haupt und sagte: „Ich erkläre, daß dieser Mensch frey sey, nach römischer Bürgersitte." Vom Prätor erhielt hierauf der Liktor diese Ruthe, um mit ihr dem Knecht einige Schläge auf den Kopf zu geben, und so die Ceremonie zu enden. Ein Schreiber nahm über diese Handlung eine Urkunde auf, und der Freygelassene hollte sich das Zeichen seiner Freyheit, den Hut, aus dem Tempel der Feronia. — Diese feyerliche Loslassung fand seit der Zeit Statt, daß ein Sklave durch den Verrath der tarquinischen Verschwörung in Rom die Stadt rettete.

Indessen bedurfte es dieser Feyerlichkeit nicht immer. Sobald der Herr seinem Sklaven eine Summe als Eigenthum und die Erlaubniß gab, sich in das Register der Bürger eintragen zu lassen, war er frey. Eben so konnte es durch ein Testament geschehen, in welchem der Herr nach seinem Tode dem Sklaven die Freyheit schenkte.

Auch konnte der Herr seinen Sklaven in Gegenwart einiger Freunde die Freyheit geben; er gab sie ihm auch dann, wenn er ihn mit sich an einem Tische essen ließ. Der Sklav wurde dadurch unter die Zahl der Freunde aufgenommen, zu welchen der Römer nur freye Leute wählen durfte. Es ist schön, daß der erste Augenblick der Vertraulichkeit so edle Rechte gibt.

Die Freyheit war dem Sklaven als Lohn für treue Dienste bestimmt, aber später ging man mit derselben verschwendrisch um. Besonders ließen verschuldete Herren, die ihre Kinder nicht ganz entblößen wollten, eine Menge von Sklaven frey, denn diese Freygelassenen blieben im Hause und dem Herrn verpflichtet, dahingegen die Sklaven dem Gläubiger anheim gefallen wären. Ein Gesetz cassirte nachher alle Freylassungen zum Nachtheil der Gläubiger, auch wurde bestimmt, daß der freylassende Herr wenigstens zwanzig Jahre, und der freyzulassende Sklave wenigstens dreyßig Jahre alt seyn müsse.

blieb gewöhnlich noch immer im Hause seines ehemahligen Herrn, fester durch Dankbarkeit als zuvor an ihn gebunden. Sie traten jetzt in das Verhältniß eines Patrons und Clienten, durch Wohlthaten und Dienstleistungen einander verpflichtet. Es war das freywillige Attachement der zwanglosen Zuneigung, obgleich die Sitte das Verhältniß geweiht und für unverletzlich erklärt hatte. Der Freygelassene führte in Rücksicht auf seinen Herrn die Benennung Libertus, in Rücksicht auf den Staat Libertinus, ob es gleich scheint, als wenn die letzte Benennung auch von den Kindern der Freygelassenen gebraucht wurde.

---

Ein Staat, wie Rom, mußte einen unerschöpflichen Reichthum besitzen, und die Quellen desselben mußten nie versiegen. Die Einkünfte des Staats lassen sich nicht berechnen, doch mag das Vermögen der einzelnen Bürger zusammen über tausend Millionen Thaler betragen haben.

Dem früheren Römer genügten zwey Morgen Land. Der Diktator Cincinnatus (J. d. St. 292.) besaß nur vier. Wer mit sieben nicht zufrieden war, hieß (J. d. St. 464.) ein schädlicher Bürger, und es gab ein Gesetz, niemand solle mehr als 2900

Tha-

Thaler baar besitzen. — Der Senat stattete die Tochter des Cn. Scipio aus, und gab ihr 1068 Thaler. — Sylla, der Millionen nach Rom brachte, änderte alles. Cicero's Frau hatte 23,250 Thaler. Crassus erbte 348,750 Thaler, und brachte es bis auf 10'537,000 Thaler. Cäsar hatte 12,000000 Schulden ehe er eine Statthalterschaft erhielt.

Crassus sagt beym Cicero: wer nicht sechs Legionen mit Reutern und leichten Truppen von seinen Gütern unterhalten kann, der kann nicht reich heißen. — Cäsar ließ zu der Zeit, wo er alle angesehene Bürger durch Bestechungen gewinnen mußte, das Forum königlich aufbauen, und der Platz kostete ihm allein zwey Millionen Thaler. Einer seiner Feldherren ließ eine Stadt bauen. — Agrippa ließ in einem Jahre alle öffentliche Gebäude ausbessern, gab acht und funfzig Tage lang Schauspiele und ließ ein hundert und siebenzig Bäder unentgeltlich heitzen. Ein Freygelassener dieser Zeit klagt in seinem Testamente, weil der Krieg ihn um so vieles gebracht hätte, so hinterlasse er nur 4000 Sklaven, 250,000 Stück Vieh, und drey Millionen Thaler.

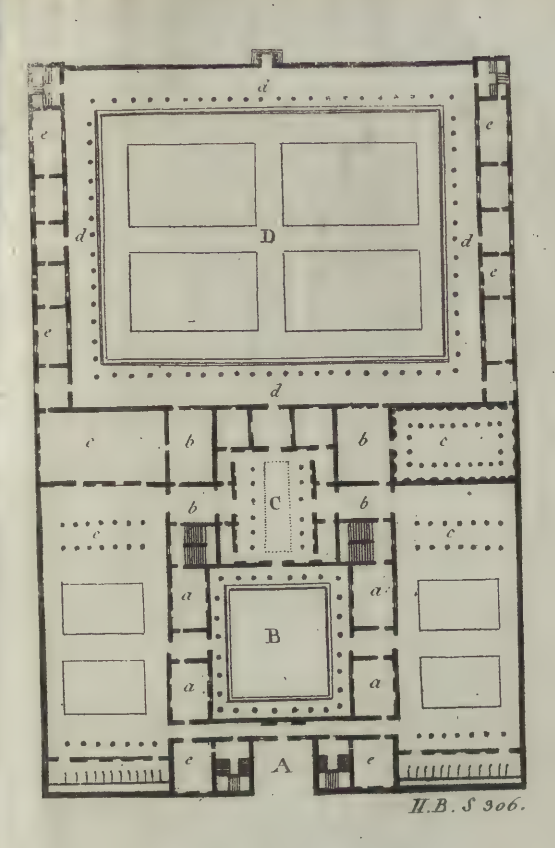
Dieß ist mehr als irgend eine Stadt der neuern Welt aufweisen kann. Hier dürfen wir also auch mehr erwarten als die Erfahrung uns je darbiethen, oder der schwelgerischen Phantasie wahrscheinlich seyn wird. — Die durch solchen Reichthum gegen alle Bedürfnisse des Lebens gesicherten Römer

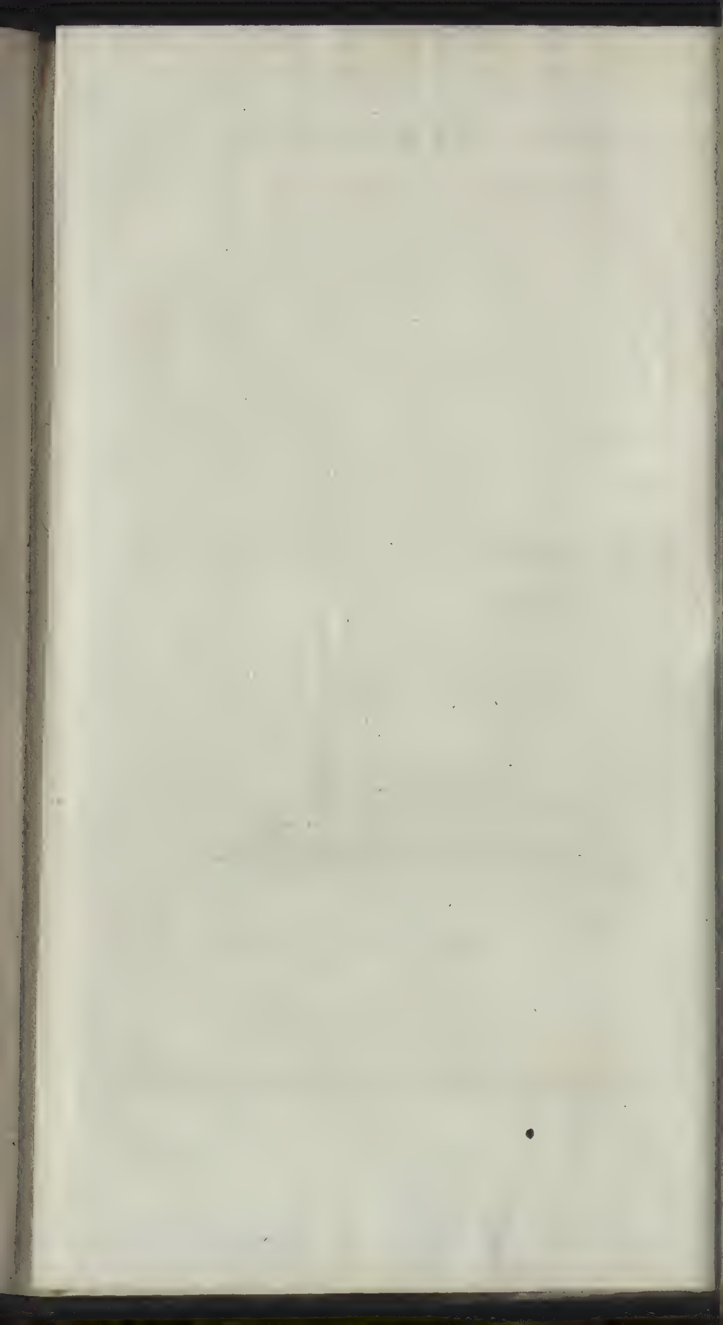
durften nicht darauf denken, wie sie sich Unterhalt erwerben wollten, sie hatten keine andere Beschäftigung als die Kultur ihres Verstandes, oder die Regierung des Staats, wozu selbst ihr Schätze Mittel darbothen, oder Rafinement des Vergnügens und des Genusses. Einige von ihnen gaben sich auch wohl mit Rechtshändeln als Patrone ihrer Clienten ab, aber ohne Vergütigung, denn was sie von den Clienten bekamen, scheint mehr eine jährige Abgabe zu seyn, und ihr Verhältniß gleicht dem der Lehnsherren und Lehnsträger nach dem Feudalgesetz.

Die ärmere Classe der Bürger kann unser Augenmerk nicht seyn. Für die Nachwelt verliert diese sich in den Glanz der Reicheren. Uiberhaupt sind diese Art von Menschen sich überall und zu allen Zeiten gleich. Sie erliegen entweder der Last ihrer Bürde und kümmern ihr Leben fort, oder sie werden, wenn sie sich einmahl aufraffen, unglückliche Kopien von Vorbildern die sie nie erreichen. — Ihr Bild läßt sich leicht nach dem Bilde der Reichen bestimmen. — Bey diesen bleiben wir allein stehen, denn sie sind es, die für die Nachwelt den römischen Charakter bestimmt haben.

## Das Haus

des reichen Römers ist eine Domus oder Villa. Mehrere hatten solche Villen auf dem Lande und in der Stadt. — Die Idee unsers Hauses reicht


d
e
D
d
d
e
e
d
e
c
b
b
c
C
b
b
c
c
a
a
B
a
a
e
A
e
II.B. S 306.



hier nicht zu. Wir müssen uns einen fürstlichen Pallast denken, so wie die Haushaltung des Römers den Nahmen Hofstaat verdient. Einige hatten über eine Million Quadratfuß im Umfange, und die Domus Neronis glich einer Stadt. — In solche Schlößer verwandelten sich in der letzten Zeit der Republik die Hütten, in denen die Republikaner gewohnt hatten, welche die Welt eroberten.

Von dem Geschmack ihrer Bauart rede ich hier nicht, nur einige Züge des Luxus führe ich an. Mächtige Säulen erhoben sich an der Vorderseite, und überall waren Basreliefs von erhabener und getriebener Arbeit angebracht. Man bekleidete die äußern Wände mit Marmorplatten, und führte prächtige Säulengänge um das ganze Haus her. Vitruv sagt: Rechtsgelehrten und Magistratspersonen sey dieß unumgänglich nothwendig, sie müßten sogar Lustwälder haben, in welchen die Rathfragenden mit Vergnügen und Ehrfurcht zugleich verweilen könnten. Die Thüren waren von kostbarem Holz, mit metallenen Verzierungen, Knöpfen und Medaillons, die man sehr putzte; die Schwelle war von Marmor aus Numidien, der Fußboden oft mit Marmor und Mosaik getäfelt, die gewölbte Decke und Wände schmückte man mit Basreliefs aus Elfenbein, Marmor, und seit Mummius mit Gold und Silber. In einigen konnte man sie durch Triebwerke nach den Aufsätzen der Tafel verändern. Auch hatte man Tapeten, die vorzüg-

lich aus Griechenland und Alexandria kamen. In Campanien machte man dergleichen auch. Teppiche deckten den Fußboden. — Die Fenster waren in ältern Zeiten hoch und mit Laden versehn, später rückte man sie herab, und legte Frauenglas oder Lapis Phengites darein. Die Thürgesimse waren mit Gold, Silber, Elfenbein, Schildpatt und Marmor ausgelegt. — Selbst auf den Dächern luxurirte man, sie waren entweder mit Kupferplatten, oder mit Ziegeln, auf welchen Masken abgebildet waren, gedeckt.

Wenn man ein römisches Haus besuchte, so trat man zuerst in den Vorhof (Vestibulum), einen geräumigen Platz, an den Seiten mit Nebengebäuden, vorn mit einer kleinen Mauer eingefaßt. — Hier verweilte man, um den Herrn vom Hause zu sprechen. — Von da ging man durch die Thür, die der Janitor öffnete, in den Flur oder Vorsaal (Atrium), einen großen gewölbten, wahrscheinlich in den zweyten Stock mit hineingehenden Saal. Hier gab der Römer Audienz. Die Decke war prächtig ausgelegt, an den Seiten standen in Nischen, die verschlossen werden konnten, die Bilder der Ahnherren, welche aufzustellen ein Vorrecht der römischen Bürger war, wenn sie obrigkeitliche Würden begleitet hatten. — In frühern Zeiten stand hier Weberstuhl und Bette der Hausfrau, auch war hier ihre Küche. — Zu eben diesen Zeiten standen die Laren hier auf ihrem Heerde.

Diese wurden dann von dort entfernt, und fanden ihren Platz im Mittelgebäude. Sie waren dem Römer das wichtigste in seinem Hause, die Schutzgötter desselben. Jeden Tag weihte er ihnen ein kleines Opfer, und an vielen Tagen kränzte er sie. Ihr Fest war den ersten May. Neben dem Atrium dehnten sich Zimmer hin, in welchen der Hausherr wohnte, arbeitete, seine Bibliothek, seine Kunstwerke, seine Kasse hatte, oder wo seine Geschäftsträger und seine Schreiber saßen.

Durch eine Thür trat man in einen großen Hof, der mit Gebäuden eingefaßt war, an welchen rund herum eine große Kolonnade lief (Aula Impluvium). Die innere Seite des Säulenganges war mit Basreliefs geschmückt, gegenüber standen in den Zwischenräumen der Säulen Statuen. An den Wänden liefen Sitze hin, wo man vom Spazierengehen ruhte, oder den Mittagsschlaf abwartete. In der Mitte des Hofes waren hie und da Springbrunnen, die durch den Fall ihres Wassers die Luft kühlten, und diese waren wieder von Bäumen umgeben.

Die Zimmer der Seitengebäude waren der Wirthschaft gewidmet, für Küche, Speisen, Holz, Wein, Oel, Fleisch, Gemüse, u. s. f. Sie bildeten oft einen Zirkel.

Ein Theil dieser Zimmer scheint späterhin den Laren gewidmet zu seyn. Er hatte eine besondere Vorhalle, in welcher man die Bildsäulen ehrwürdiger und liebenswürdiger Menschen ausgestellt hat-

te. Wahrscheinlich war diese Halle nicht weit vom Atrium.

Quer vor diesem Hof stand das Hintergebäude, worin das Speisezimmer (Triclinium) war. Oft war es mit einem Graben umgeben, worin man Fische hielt. Solcher Speisezimmer hatte man mehrere. Für jede Jahrszeit besondere, und für jedes hatte Lucull eine Summe Geldes bestimmt, die an einem Mittage da verzehrt werden mußte.

Im zweyten Stock des Hauses waren nun noch mehrere Zimmer, die theils zur Pracht, theils zum täglichen Gebrauch dienten. Wohnzimmer für den Herrn, die Frau, die Kinder, Schlafzimmer, Studierzimmer, u. d. gl.

Nächst diesem kamen die Nebengebäude. Ein Portikus, der das Ganze umgab. Cicero's Portikus kostete dreyßig tausend Dukaten. Sie hatten oft mehrere Säulengänge, und umfaßten das ganze Eigenthum. Bäder, nicht sowohl für sich, als für alle ihre Untergebene. Warme Bäder wurden von unten geheitzt, man hatte auch kalte für den Sommer. — Der Hausgarten, nicht sowohl für die Bedürfnisse des Hauses, als für das Vergnügen. Häufig fand sich auch ein Gymnasium und eine Reutbahn dabey. — Außerdem gehören nun noch zahlreiche Wohnungen der Sklaven dazu, die Häuser, in welchen sie die Fabrikgeschäfte, wozu sie die Römer gebrauchten, be-

trieben, und dann auch das Lazareth (Valetudinarium).

Man würde sehr irren, wenn man sich in Rom lauter solche pallastartige Gebäude dächte. Diese besaßen nur die reichsten, die in jeder Rücksicht den Staat beherrschten. Die geringern Bürger wohnten gewöhnlich in Häusern, die unsern angesehenen Gebäuden gleich, aber nicht mit jenen Hofhaltungen in Parallel kommen können. Sie gehörten entweder den Reichen, die sie vermietheten, oder Bürgern, die zum Theil von dem Ertrage dieser Häuser lebten. Ihr Nahme ist *Insulae*, weil sie so gebaut waren, daß die Wände zweyer Häuser nie an einander stießen, sondern zwischen beyden immer ein Durchgang blieb. Die mehrsten Häuser in Rom waren von der Art, daher dieser Durchgänge es sehr viele gab. Sie heißen angiportus, und waren wegen der Gesellschaft, die sich da, besonders des Abends, fand, sehr berüchtigt. Minderbegüterte mietheten sich hier ein. So wohnte Sylla, ehe er Diktator ward, für 138 Thlr. im zweyten Stock eines solchen Hauses. — Zu diesen verschiedenen Wohnungen führten die Treppen theils von der Straße aus, theils inwendig durch das Haus.

Die zweyte Art von Wohnungen hieß *Aedes*. Der älteste Nahme für Haus, denn auch Tempel hießen so, und darum war dieß gewiß die älteste Art von Häusern. Klein, ohne Aufwand und Pracht,

und bis zum Bauluxus in Rom waren diese allgemein. Es gab auch später noch mehrere. Selbst unter Nero war ein Theil der Stadt so gebaut. Diese Häuser lagen an den äußern Enden der Stadt, entfernt von dem Cirkel der Geschäfte, und es wohnten da theils arme Leute, theils Fremde.

Dieser und der Inseln gab es in Rom gegen 47,000, der Domos etwa 1800.

Nur unter einem äußerst begüterten Volke fällt man darauf, im Bauen verschwenderisch zu seyn. Es ist die kostbarste Art von Luxus. Sie ward indessen bey den Römern sehr durch die Menge von Sklaven unterstützt. — Die Domus der Römer sind indessen noch bey weitem nicht die sprechendsten Beweise davon. Weit mehr gehören dahin die Villen, Villae rusticae, mit denen die königlichen Schlösser unserer Zeit kaum verglichen werden können. Sie waren so wie die Domus gebaut, und von ungeheuren Parks umgeben, die Meilen umfaßten. — Um sie nach seinen Launen aufzuführen, trug man hier Berge ab, an andern Orten wieder auf; und die Theurung des Korns zu Cicero's Zeit schreibt ein Geschichtscheiber eben diesen Lustgärten zu, weil man alles fruchtbare Land in solche Gärten verwandelt habe. — Später war man nicht zufrieden, auf dem Lande zu bauen, man führte Häuser tief in das Meer hinein, (Moles). Dieß waren Dämme von gewaltigem Umfang, die man von der Küste aus eine große Strecke in das Meer

hinein führte. Man versenkte Felsen, und führte auf ihnen Palläste auf. Ein Spötter der Zeit sagt: den Fischen wäre das Meer zu enge geworden.

Bey dieser Verschwendung ist auffallend, daß man nicht darauf dachte manche Unbequemlichkeiten des Hauses, die noch immer Statt fanden, abzuschaffen. Die Römer hatten keine Rauchfänge, daher wird alles bey ihnen durchräuchert geschildert. Beräucherte Bildsäulen auf den Atrium. Dieß war vorzüglich unbequem, so lange der Heerd auf dem Flur sich befand. Ihr Fumarium ist eine Rauchkammer für den Wein, nicht weit von der Küche. — In einem Klima wo das Heizen der Zimmer nicht so nothwendig ist, konnte man sich eher zu behelfen suchen. Große Feuerbecken mit ausgeglühten Kohlen, oder auch gefirnißtes Holz, welches sehr schnell verloderte, half hier aus. — Das Hypocaustum war ein Zimmer unter oder neben dem Bade, wo man Feuer machte um die Badzimmer zu erwärmen, und das Wasser, dessen man sich zur Mischung des Bades bediente, heiß zu erhalten. Unter den Kaisern zog man unter den Fußböden Röhren, durch die sie gewärmt wurden.

Auch Schlösser hatte man nicht. In den ältern Zeiten band man alles mit Riemen zu. An den Hausthüren hatte man hölzerne Riegel oder Querbalken, die der Thürhüther wegnahm. Man hatte auch eine Schraube sie wegzuschieben. Späterhin

gabs eiserne Riegel, die man mit einem Haken weg-schob.

Die Fenster der Alten waren ehemahls offen, dann verwahrte man sie mit Papyrus, mit Segeltuch, und zuletzt mit Frauenglas und Lapis phengites. So früh die Erfindung des Glases gemacht wurde, so scheint man sie doch noch nicht so benutzt zu haben, wie wir es thun. — Von gläsernen Fensterscheiben finden sich fast gar keine Spuren, sie sind auch in einem solchen Klima eher zu entbehren. Auch ihre Spiegel waren nicht von Glas, dieß ist eine spätere Erfindung; sie waren von Gold oder Silber, in dicken fein polirten Platten, die dünnen taugten nicht. Ehemahls hatte man sie klein, und nur die Damen gebrauchten sie. Sie lagen auf dem Putztisch. Späterhin wurden sie wie bey uns Theile des Zimmers. Sie hatten die Größe eines Menschen, waren oft mit Edelsteinen besetzt, und also ungeheuer kostbar. Seneca sagt, so ein Spiegel koste mehr als die Aussteuer der Voraltern betrug, und für die Aussteuer die der Senat der Tochter des Cn. Scipio gab, könnte man kaum einen Spiegel kaufen, der dem Mädchen eines Freygelassenen gut genug wäre.

Die Bauart der Domus gab ihnen eine Lage, wo sie wenig Aussicht haben konnten. Diese suchten auch die spätern Römer nicht, sie bemühten sich vielmehr die Häuser so anzulegen, daß niemand hinein sehen konnte. M. Liv. Drusus erhielt von dem

Architekten der ihm ein Haus bauen sollte, das Versprechen es so zu bauen, daß niemand hinein sehen könne. „Verstehst du deine Kunst recht, erwiederte er, so lege das Haus so an, daß jede Handlung die ich darin vornehme, beobachtet werden kann.“ Man versteckte sich in seinem Hause, und hatte es in spätern Zeiten wohl Ursach.

Ich rede noch von

## den Schmäusen der Römer,

weil kein anderer Gegenstand den Luxus derselben so in seiner ganzen Größe darstellt, als dieser. Es übersteigt fast den Glauben, wenigstens alle Erfahrung unserer Zeit, was uns von den Schwelgern und Verschwendern dieser Zeit gesagt wird. In keiner Art der Ausschweifung blieben die Römer zurück, aber in keiner trieben sie es so weit, als in dieser. Jenseits den Grenzen der Natur, selbst jenseits der Delikatesse suchten sie ihre Vergnügungen. Doch muß man bemerken: daß diese Schwelgerey nicht zu allen Zeiten herrschte; daß sie auch da, als sie am ärgsten im Schwange ging, doch bey weitem nicht alle Stände ergriffen hatte; und daß man nur von äußerst wenigen Römern annehmen darf, sie hätten in ihrem Hause und bey ihren gewöhnlichen Mahlzeiten jederzeit so geschwelgt. Was von Schwelgerey gesagt wird, ist von ihren Gastmählern zu verstehen. Nur Lucull sagte zu seinem

Sklaven: „Weißt du nicht, daß Lucull heut beym Lucull ißt?"

Was den Genuß der Speisen betrifft, so hatten die Römer eigentlich nur eine Mahlzeit, durch welche sie sich sättigten. Dieser seltene Genuß der Speisen liegt im Klima, und noch jetzt essen die Italiäner weniger, als die Bewohner nördlicher Gegenden.

Wenn der Römer sehr früh aufstand, so nahm er wohl ein Frühstück, welches die Kinder und schwächliche Personen immer genoßen. — Es bestand in trocknen oder kalten Speisen, und in ein wenig Kräuterwein. — Späterhin nahm der Römer gewöhnlich einen Imbiß, ehe er auf das Forum ging, gegen eilf Uhr; er ward aus der Hand gegessen, und dazu trank man ein Glas Wein. — Wer um diese Zeit förmlich aß, und sich an den Tisch setzte, ward für einen Schlemmer gehalten. — Das eigentliche Essen oder Cöna geschah aber erst um vier Uhr, wenn alle Geschäfte vorüber waren, wenn der Römer nicht mehr öffentlich erschien, sondern höchstens in seinem Hause sich zu öffentlichen Geschäften noch vorbereitete. — Diese in der frühern Zeit Roms eingeführte Sitte hatte das Gute, daß man bey völliger Heiterkeit, und nie mit unmuthiger Laune, die Geschäfte verrichtete. — In den Zeiten der Schwelgerey änderte sich das aber sehr, die Bürger kamen trunken auf das Forum, und selbst der Prätor schlug seine Ge-

schäfte von der Hand, um desto eher beym Becher zu sitzen.

Die Gastmähler in Familien waren allgemein Abendessen (Coenae). Die Gäste wurden dazu eingeladen, und jeder gebethne Gast durfte einen Fremden mitbringen. Der Nahme dieser ungebethenen ist Schatten. Vielleicht sahen die Römer es für sehr natürlich an, daß man jemand mitbrächte, der von einem unzertrennlich war. — Dieß beruhte zum Theil auf ihren Begriffen von der Freundschaft.

Die Mahlzeiten dieser Art, frugal oder schwelgerisch, wurden im Speisezimmer gehalten, welches Triclinium hieß, und in dem Hintergebäude der Domus jenseits des Inpluviums lag. — In den frühern Zeiten der Eingeschränktheit wurden diese Mahlzeiten insgesammt im Atrio am Heerde gefeyert, wo die Schutzgötter des Hauses standen. Man hatte die Sitte, diesen dann zu opfern, ihnen etwas von der Speise vorzusetzen, und zugleich auch von dem Tranke auszugießen. Dadurch weihte man sich ihnen und ihrem Schutze, und eben deßwegen hat die Mahlzeit etwas Heiliges. Darum wird es für ein sicheres Zeichen der Freundschaft gehalten, wenn man zusammen ißt, darum werden Eide, am Tisch geleistet, für die heiligsten gehalten, darum ward der Sklav, der mit seinem Herrn gegessen hatte, für frey erklärt. — Später verlegte man diese Mahlzeiten in das Triclinium, und

da wurden sie minder feyerlich, und bald auch weniger mäßig. So lange man die Penaten und Laren als Zuschauer und Theilnehmer der Freuden betrachtete, hielt man sich mehr in den Grenzen einer ihrer Erhabenheit würdigen Anständigkeit. Vieles that hier auch der Mangel und die Unbekanntschaft mit dem Luxus.

Die Tische, an welchen man in diesen Zimmern speiste, waren viereckig, und in den ältern Zeiten saß man zu Tisch. Eine Sitte, die späterhin auch die Frauenzimmer und Kinder beybehielten. — Man hatte Sessel von verschiedener Art, mit und ohne Lehnen, für den Rücken und die Arme. Kostbare Arbeit läßt sich an ihnen nicht erwarten, sie waren weder aus prächtigen oder theurem Holze, noch mit vorzüglichem Zeuge überzogen, und würdig in dem Zimmer eines Baucis zu stehen. Späterhin fing man an, liegend zu essen, und es ist gewiß, daß die Römer diese Sitte, die bey den Griechen nie Statt fand, aus dem Orient erhalten haben. Im Orient genießt man alles ruhend; es scheint diesem Klima angemessen zu seyn, alles mit der größten Bequemlichkeit zu thun. Wahrscheinlich haben die Römer dieß Liegen von den Carthagern gelernt, wenigstens findet es sich, daß es erst nach dem zweyten punischen Kriege Sitte wird, und daß die ersten Lagerbetten punische hießen. Doch beweist dieß nicht genug,

denn die Decken derselben konnten purpurne seyn, und davon der Nahme herrühren.

Die Theile solch einer Lagerstätte waren: das Gestell, die Polster, und die Teppiche. Anfangs waren sie von gemeinem Holze; mit einer Art von Binsen, und mit dem elastischen Mark einer Pflanze wurden die Polster ausgestopft. Uiber sie breitete man gewöhnlich wollene Decken. — Späterhin aber ward der Luxus mit denselben sehr weit getrieben. Man verfertigte die Gestelle aus den kostbarsten Holzarten, und verzierte sie mit Schnitzwerk. Auch machte man sie wohl von ausgelegter Arbeit mit Schildpatt und Elfenbein, selbst von Silber massiv gearbeitet. Cäsar hatte eine solche Lagerstätte von Gold. — Eben so wechselte der Prunk mit den Polstern, und die Bequemlichkeit war unerschöpflich in Erfindungen. Statt des Binsenmarks wählte man für die Polster späterhin sehr feine Federn, oder eine Art von leichter schwellender Wolle, die man aus Gallien bekam. Die Decken, welche man darüber breitete, waren dann von sehr feiner Wolle, oft äußerst kunstreich gestickt.

Auf einer solchen Lagerstatt hatten mehrere Personen Platz. Sie lagen so, daß sie sich mit dem linken Ellbogen auf ein Polster stützten und die Füße mehr rücklings als grade von sich streckten. — Jede Person hatte ein besonders Polster, wor-

auf sie sich stützte. — Die rechte Hand blieb frey, um alle Dienste zum Genuß der Speisen zu leisten.

Obgleich zu den eigentlichen Mahlzeiten die Sessel nicht mehr gebraucht wurden, so blieben sie doch zu mancherley Geschäften unentbehrlich. Eben deßwegen vervollkommneten sie sich mit den Betten, und so wie der Luxus in den Betten stieg, so auch in den Sesseln, die mit ihnen übereinstimmen mußten. — Sie blieben überdem für die Frauen bestimmt, und es läßt sich erwarten, daß diese für die Nettigkeit derselben Sorge trugen. — Sie waren auf verschiedene Art gebaut, mit Polstern, mit herabhangenden Decken, mit und ohne Lehne, auch wohl mit einem Fußschemel daran.

Indessen behielten die Lagerbetten doch die Vorliebe des Geschmacks, besonders seit der Eroberung von Syrakus und Capua, wohin sehr viel vom carthagischen Luxus gekommen war. — Sie umgaben drey Seiten des Tisches, an der vierten wurde servirt. Von diesen drey Betten hieß der Saal selbst Triclinium. Man hatte auch Tische in der Figur eines halben Mondes, und eben so umgaben sie die Lagerbetten. — Sie hatten zuweilen einen Rand und eine Lehne im Rücken und auf den Seiten, oft auch nicht, aber immer eine beträchtliche Breite, um bequem liegen zu können. Auch wären sie gegen die linke Seite zu gewölbt, so daß man sich anlehnen konnte. Die Frauen hatten die Sitte, sich im vertraulichen Zirkel an das

Ende

Ende des Bettes zu den Füßen ihres Mannes zu setzen. Sonst pflegte man, dem geliebtesten Freunde die nächste Stelle bey sich zu geben. — Es gab bey den Lagerstätten auch eine gewisse Rangfolge der Plätze. Das Bette zur linken Hand war das höchste, und so gings herum, so daß der niedrigste Platz dem höchsten gegenüber lag. — Der untere Platz auf dem mittleren Lagerbett hieß bey den Römern der Consulplatz. — Vielleicht wollte man ihnen zu verstehen geben, daß sie nie gebiethende Herren werden dürften, wenigstens war dieser Platz nicht der höchste. Er hatte das Bequeme, daß der Consul daselbst sich mit Gesandtschaften, die an ihn gelangten, sehr gut unterhalten konnte.

Auf einer Lagerstätte war gewöhnlich Platz für drey Personen, zuweilen für fünf. Doch lagen sie dann eng und unbequem. Aßen nur drey zusammen, so lagen sie nie auf einem Bette. — Ganz allgemein ward das Liegen nie.

In der Mitte dieser Betten stand nun der Tisch, der verhältnißmäßig erhaben war. — In den früheren Zeiten, wo man sehr frugal und ärmlich aß, hatte man kleine runde Tische, auf drey Füßen. Man behielt sie später auch bey, wenn man unter sich war. Ob man je Tische mit drey Füßen bey großen Mahlzeiten hatte, läßt sich nicht beweisen. Späterhin kamen die Tische mit einem Fuße auf, der sehr breit und stark war. Die Platte des Tisches dehnte sich wie ein Schirm aus. — Diese

Tische waren von Ahorn, Cedern, andere aus einer Wurzel geschnitten, wo man die verschiedenen Aeste sehr schätzte, auch waren die Füße dieser Tische von Elfenbein und Silber gearbeitet. Man bezahlte sie mit 30,000 Thalern. Zuletzt verfertigte man in Delos eine Art metallener Füße, die allen vorgezogen wurden. — Erst seitdem die Tische von so kostbarem Holze waren, fing man an Tischtücher zu gebrauchen. Doch waren sie bey dem Weine und Getränke weit gebräuchlicher. Zuweilen spannte man über der Tafel ein Tuch aus, besonders wenn man im Freyen oder unter Bäumen die Mahlzeit einnahm. — Von Servietten wird man wenig gewahr, es ist wahrscheinlich, daß die Gäste sie sich selbst mitbrachten. — Auf diese Tischtücher stellte man hölzerne oft auch silberne Gestelle, die stuffenweise emporstiegen und auf welche man die Schüsseln setzte.

Außerdem, daß man das Zimmer selbst, oft auch das Haus mit Blumenkränzen decorirte, wuschen sich die Gäste zuvor ehe sie sich zu Tische legten. Dieß rührt noch von der alten Sitte her die Penaten zu begrüßen, weil man vor den Göttern nie unreines Herzens erscheinen darf, das Waschen aber ein Symbol der Reinheit ist. Außerdem zog man die Socken aus, um die Decken und seinen Nachbar nicht etwa zu beschmutzen, auch legte man ein besonders Kleid an, über dessen Gestalt man aber ungewiß ist. Nur weiß man, daß man nicht in der

Toga aß. Dabey war es Sitte sich das Haupt zu salben und zu bekränzen; nicht bloß als Zeichen der Freude, sondern auch aus einem gewissen Aberglauben, da man sich einbildete, daß manche Blumen und Kräuter einen besondern Einfluß auf die Gesundheit hätten, daß sie im Stande wären der berauschenden Kraft des Weins zu widerstehen. Auch die Trinkgeschirre wurden bekränzt, so daß überall sich Annehmlichkeit vereinte.

Vor dem eigentlichen Essen genoß man eine Vorspeise, die ganz dazu gemacht war den Appetit zu reizen. Saure und gesalzene Sachen, Salat, auch — Eyer und Eingemachtes. — Dabey gab es eine Art von Meth und keinen Wein. — Auch bereitete man bey Tisch einen Meth von Honig und Wein.

Um den Unterschied der spätern Zeiten von den frühern recht zu fühlen, muß man wissen, daß die Römer bis in das sechste Jahrhundert keine Bäcker hatten. Lange Zeit aßen sie statt des Brotes einen Brey, den man aus Korn, welches man auf Handmühlen mahlte, zusammenrührte, und sodann an der Sonne verhärten ließ. — Damahls machten die Hausfrauen selbst ihr Brot, und besorgten die Mahlzeit und ihre sämmtlichen Gerichte, aber freylich mogte damahls sich wenig zwischen den Eyern und Aepfeln finden. — Man hatte noch keine Köche, viel weniger daß sie unter den Sklaven den hohen Rang behauptet hätten, den sie nach-

her einnahmen. — Bedurfte man in dieser Zeit eines besondern Koches, so ging man auf den Markt und miethete einen, wo sie standen und Geschäfte erwarteten. — Dieß sehen wir aus den Schauspielen, wo diese Menschen sich einer vor dem andern anpriesen, bey welcher Gelegenheit eine Menge von Gerichten genannt werden, die uns in dieser Zeit erstaunen machen. — Später beschäftigte der Tisch, bey welchem vorhin nur wenig Sklaven aufwarteten, eine Menge von Händen. — Der Tafeldecker setzte seinen Ruhm darin, die Speisen geschmackvoll zu ordnen. Die Zerleger schnitten vor, und legten auch die einzelnen Portionen in kleine Stücke, weil die Römer wegen ihrer unbequemen Lage es nicht wohl selbst thun konnten. — Zu diesen Geschäften hatte man besondere Gesetze des Anstandes erfunden. Die Gebärden, womit dieß geschehen mußte, waren für jedes Gericht genau bestimmt.

Auf einem solchen Schmaus folgte dann gewöhnlich ein

## Trinkgelag,

denn während des Mahls selbst trank man keinen Wein. Er ward aufgetragen, wenn man mit den übrigen Speisen fertig war. — Diese Gelage wurden in die Nacht und bis an den lichten Morgen fortgesetzt. Mäßige thaten dieß nie. Die Weine, welche man vorsetzte, waren entweder junge, oder

man hatte sie schon auf andere Krüge gezogen und altern lassen. Zuweilen würzte man sie, indem man Gewürze und sogar Salben hineinwarf und darin auflöste. Manchmahl kühlte man den Wein durch Eis, manchmahl machte man ein Getränk mit warmem Wasser davon, wie etwa unser Punsch. In den ältern Zeiten wurde der für einen Schlemmer gehalten, der den Wein ungemischt trank; später aber versetzte man ihn noch mit Gewürzen. Man hielt den jungen Wein in ledernen Schläuchen, in welchen er auch transportirt ward. Dann zog man ihn auf Amphoren und in kleine Urnen. — Die Geschirre zum Trinken waren von sehr verschiedner Art und Größe. Der Krater war eine Art von großer Kumme, die im Winkel (wie in Griechenland) oder am Ende des Tisches stand, und in welcher der Wein gemischt wurde. Aus dieser schöpften die Sklaven in die eigentlichen Trinkbecher, die Amphora stand gewöhnlich neben dem Tische. Auch hatte man hölzerne Scheiben, um das Tischtuch oder das Getäfel des Tisches nicht zu beschmutzen.

Daß es bey diesen Gelagen eine Menge von Vergnügungen und Scherzen gegeben habe, läßt sich vermuthen. Einer der Gäste ward zum König desselben erwählt. Dieser gab die Gesetze der Freude, schrieb einem jeden vor wie viel er trinken solle, diktirte Strafen u. dgl. In frühern Zeiten scheint man zuweilen die gewählt zu haben, denen man

Liebe zur Mäßigkeit zutraute. Später wurden es aber die, welche am besten zechen konnten. Bey diesen Gelagen herrschten tausend Scherze, man erzählte seine Amouretten, man trank auf das Wohlseyn seines Mädchens, so viel Becher als ihr Nahme Buchstaben hatte. Man machte Verse, man schrob sich, politisirte, trank das Wohlseyn der berühmten Staatsmänner und Helden. Auch würfelte man, ging Wetten gegen einander ein, neckte sich in der Ausgelassenheit auf mancherley Art, und oft waren gefüllte Becher die Strafe. Horaz sagt einmahl, es ist schlimm, wenn die Kumme König des Mahls ist. — Vorher libirte man. Auch warf man Wein über den Rand des Bechers auf den Tisch, und scherzte über die Vorbedeutungen der Formen desselben. — Mit großen Bechern fing man an, mit kleinen hörte man auf.

Die vorzüglichsten italischen Weine waren Falerner, Mamertiner, Campanischer; die griechischen Chier, Cyprier, waren selten, aber Cäsar gab sie dem Volke.

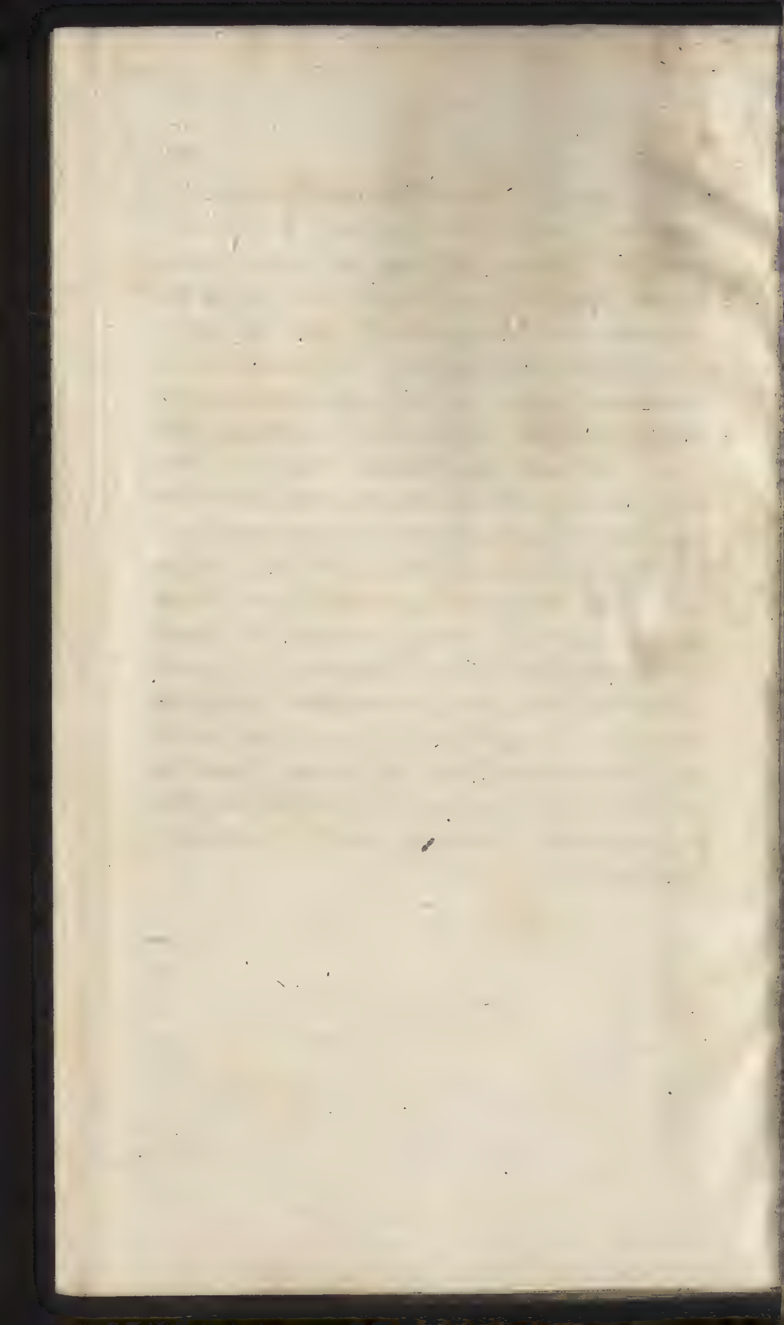
Ein lebhaftes Bild eines römischen Schmauses gibt die achte Satyre Horazens im zweyten Buche derselben.

So bald es an das Trinken ging, entfernten sich die Frauen. Sie durften von den ältesten Zeiten her keinen Wein trinken, und hatten auch die Schlüssel zum Weinlager nicht. Es war daher immer Sitte, daß die weiblichen Verwandten die Frau

küßten, um zu prüfen ob sie getrunken habe. — Trank sie, so konnte der Mann sie zum Tode verurtheilen. Man hat Beyspiele, daß Verwandte die Frauen darum Hungers sterben ließen, wenn sie getrunken, oder wenn sie die Schlüssel des Weinlagers sich angemaßt hatten. — Späterhin war es aber nichts seltenes, alte Matronen, selbst bey feyerlichen Aufzügen, umhertaumeln zu sehen, und Ovid, der nach dem schwarzen Meere verwiesen ward, erinnert sich der grotesken komischen Gruppen, die es dabey gab, mit herzlichem Vergnügen.

Die Mäßigkeit verschwand also bald; auffallend ist es aber wie die größten Männer Roms auf der einen Seite die verdienstvollsten im Staate, die thätigsten für das Vaterland seyn, und wie sie auf der andern sich allen möglichen Ausschweifungen mit einer Raffinerie ergeben konnten, die uns zu überzeugen scheint, daß sie dem wüsten Genusse ihr Leben vorzüglich gern geweiht hätten. Die Nahmen Cäsar, Pompejus, Lucull, Hortensius, Antonius beweisen dieß.

---





Back of
Foldout
Not Imaged


II B

Back of
Foldout
Not Imaged


II.B

Back of
Foldout
Not Imaged



Back of
Foldout
Not Imaged

